Peter Godzik

Weihnachtspredigten

1972-2007

Für Anna und Katharina

Das verlorene Jesuskind. Altar der Kirche St. Peter-Ording
Foto: Hans Peter Honecker

Das Lied vom verlorenen Jesuskind
Jean Anouilh (1910-1987)

„Jesuskind, wo bist du? Du bist nicht mehr zu sehn.
Leer ist deine Krippe, wo Ochs und Esel stehn ...
Ich seh Maria, die Mutter, und Joseph Hand in Hand,
ich seh die schönen Fürsten vom fernen Morgenland.
Doch dich kann ich nicht finden:
Wo bist du, Jesuskind?“
„Ich bin im Herzen der Armen, die ganz vergessen sind.“

„Maria, voller Sorgen, die sucht dich überall,
draußen bei den Wirten, in jeder Eck im Stall.
Im Hof ruft Vater Joseph und schaut ins Regenfass.
Sogar der Mohrenkönig, er wird vor Schrecken blass.
Alles sucht und ruft dich:
Wo bist du, Jesuskind?“
„Ich bin im Herzen der Kranken, die arm und einsam sind.“

„Die Könige sind gegangen, sie sind schon klein und fern;
die Hirten auf dem Felde, sie sehn nicht mehr den Stern.
Die Nacht wird kalt und finster – erloschen ist das Licht.
Die armen Menschen seufzen: Nein, nein, das war Er nicht!
Doch rufen sie noch immer:
Wo bist du, Jesuskind?“
„Ich bin im Herzen der Heiden, die ohne Hoffnung sind.“

Inhaltsverzeichnis[1]

24.12.1972: Heiligabend (in Bogotá)* 5
Johannes 1,1-14 5
24.12.1974: Heiligabend (in Kiel)* 8
Lukas 2,14 8
26.12.1974: 2. Weihnachtstag 12
Lukas 2,15-20 12
24.12.1975: Heiligabend (in Büdelsdorf) 14
„Räuber Rinaldo erinnert sich“ von Hans Baumann 14
24.12.1976: Heiligabend 17
„Kobo“ von Reinhard Köster 17
24.12.1976: Heiligabend 19
Thema: Marienbilder (Lukas 1,46-55) 19
24.12.1977: Heiligabend 22
„Timofei Ossipowitsch“ von Nikolai Ljesskow 22
25.12.1978: 1. Weihnachtstag* 24
Lukas 2,15-20 24
24.12.1979: Heiligabend* 26
Titus 2,11-3,7 26
26.12.1980: Tag des Erzmärtyrers Stephanus 28
Apostelgeschichte 6,8-15.7,55-60 28
24.12.1981: Heiligabend 30
Jesaja 7,10-14 30
24.12.1982: Heiligabend 33
„Vom Hirten, der nicht nach Bethlehem gehen wollte“ von Werner Reiser 33
25.12.1983: 1. Weihnachtstag 35
Galater 4,4-7 35
24.12.1984: Heiligabend* 38
Thema: Betrachtung der Krippe 38
23.12.1993: Weihnachtsfeier im Martin-Luther-Krankenhaus (in Schleswig) 40
Bildmotiv: Meister Francke, Maria betet das Jesuskind an 40
25.12.1993: 1. Weihnachtstag 43
1. Johannes 3,1-6 43
22.12.1994: Weihnachtsfeier im Martin-Luther-Krankenhaus 45
Bildmotiv: Martin Schongauer, Geburt Christi 45
24.12.1994: Heiligabend 48
Offenbarung 22,16 (Bildmotiv: Wurzelstern) 48
24.12.1995: Heiligabend (auch am 24.12.1998 in Ratzeburg) 50
Kolosser 2,3-10 50
26.12.1995: 2. Weihnachtstag (auch am 26.12.1998 in Ratzeburg) 53
2. Korinther 8,9 53
24.12.1996: Heiligabend 56
Bildmotiv: Das verlorene Jesuskind (Altar der Kirche in St. Peter-Ording) 56
24.12.1999: Heiligabend* (in Ratzeburg) 58
Jesaja 9,1-6 58
25.12.1999: 1. Weihnachtstag* 60
1. Johannes 3,1-6 60
26.12.1999: 2. Weihnachtstag* 62
Offenbarung 7,9-12 (13-17) 62

[1] Es fehlen die Predigten 1985 (1. Weihnachtstag), 1986 (Heiligabend) und 1997 (Heiligabend, 2. Weihnachtstag). Vermutlich habe ich bereits früher einmal gehaltene Predigten wiederholt.

24.12.2000: Heiligabend* 63
Johannes 7,28-29 63
25.12.2000: 1. Weihnachtstag* 66
Johannes 3,31-36 66
26.12.2000: 2. Weihnachtstag* 69
Jesaja 11,1-9 69
24.12.2001: Heiligabend* 71
Kolosser 2,3-10 71
25.12.2001: 1. Weihnachtstag* 73
Galater 4,4-7 73
26.12.2001: 2. Weihnachtstag* 75
2. Korinther 8,9 75
24.12.2002: Heiligabend 77
„Hirtenlegende“ von Max Bolliger 77
25.12.2002: 1. Weihnachtstag* 79
Lukas 2, (1-14) 15-20 79
26.12.2002: 2. Weihnachtstag* 81
Johannes 1,1-5.9-14 81
24.12.2003: Heiligabend* 83
Titus 2,11-14 83
25.12.2003: 1. Weihnachtstag* 86
Titus 3,4-7 86
26.12.2003: 2. Weihnachtstag* 89
Hebräer 1,1-3 89
24.12.2004: Heiligabend* 91
Johannes 3,16-21 91
25.12.2004: 1. Weihnachtstag* 94
Micha 5,1-4a 94
26.12.2004: 2. Weihnachtstag* 96
Johannes 8,12-16 96
24.12.2005: Heiligabend* 98
Jesaja 9,1-6 98
25.12.2005: 1. Weihnachtstag* 101
1. Johannes 3,1-6 101
26.12.2005: 2. Weihnachtstag* 104
Offenbarung 7,9-12 (13-17) 104
24.12.2006: Heiligabend* 106
Johannes 7,28-29 106
25.12.2006: 1. Weihnachtstag* 108
Johannes 3,31-36 108
26.12.2006: 2. Weihnachtstag* 111
Jesaja 11,1-9 111
24.12.2007: Heiligabend* 113
1. Timotheus 3,16 113
25.12.2007: 1. Weihnachtstag* 116
Galater 4,4-7 116
Anhang: 16.12.1969: Weihnachtsfeier des Reichsbundes, Ortsgruppe Leck 118
Ansprache von Helmut Godzik 118

24.12.1972: Heiligabend (in Bogotá)*
Johannes 1,1-14

Sicher haben Sie in dieser Erzählung das vermisst, was wir an Weihnachten zu hören gewohnt sind und was uns aus vielen Bildern vertraut ist: Hirten und Herden auf dem Feld, das Licht der Engel, der dämmrige Stall, die Mutter vor der Krippe. Nicht einmal der Knabe im lockigen Haar ist zu sehen. Das alles fehlt hier, und es war dennoch die Weihnachtsgeschichte, die wir gehört haben.
Mit dieser Weihnachtsgeschichte geht es uns wie mit einem Bild der abstrakten Malerei: Auf den ersten Blick verstehen wir nicht, dass dieses Bild etwa einen Baum darstellen soll. Erst die Unterschrift verhilft uns dazu, auf einmal zu erkennen, dass darin das Wesenhafte eines Baumes viel besser herauskommt als etwa bei einer naturgetreuen Photographie. So bleibt auch in dieser Weihnachtsgeschichte alles Vordergründige weg: all das, worüber sich aufgeklärte Historiker mit bibeltreuen Christen gerne streiten, und auch alles, was die Maler so oft dazu verführt hat, das Weihnachtsgeschehen zu verniedlichen. Stattdessen kommt das Wesentliche heraus: das, worum es sich wirklich zu streiten lohnt und worüber man sich wirklich freuen kann. Denn dieser Text stellt zum einen die kühne *Weihnachtsbehauptung* vor uns hin, er deckt zum zweiten die *Weihnachtsfeindschaft* auf und enthüllt zum dritten die *Gabe der Weihnacht*.
1. *„Das Wort ward Fleisch!“* In diesem kleinen Satz steckt die ganze Freude einer Menschheit, die vom Ungewissen Warten befreit ist: „dass du, oh lang gewünschter Gast, dich nunmehr eingestellet hast“ – wie es in Luthers Weihnachtslied heißt. Damit ist zugleich eine kühne Behauptung in die Welt gestellt, die wir mit den Worten ausdrücken könnten: Der Schlüssel zum Leben ist entdeckt!
Um es an einem Vergleich deutlich zu machen: Eine der größten Entdeckungen der letzten 25 Jahre war es, als man das Geheimnis der Vererbung entdeckte. Jahrhunderte lang hatte man herumgerätselt, wie es zugeht, dass aus dem winzigen Samen einer Blume eine neue aufwächst, die genau dieselben Farben und Eigenschaften hat, oder wie es zugeht, dass sich bestimmte kranke Eigenschaften eines Menschen von Generation zu Generation fortsetzen. Bis eines Tages entdeckt wurde, dass sämtliche Anlagen eines Menschen in einem Code, in einer Art von chemischer Geheimschrift in den entsprechenden Zellen sozusagen aufgeschrieben sind. Damit war ein Grundgeheimnis des biologischen Lebens endlich entschleiert. Das eröffnet für die Zukunft große Möglichkeiten; es wird möglich sein, Fehler oder Krankheiten mit Hilfe dieses entdeckten Schlüssels zu korrigieren. Manche Wissenschaftler denken sogar bereits daran, den Menschen überhaupt neu „konstruieren“ zu können, und sie legen sich die Frage vor, auf welchen Menschen man denn hinaus wolle. –
Ob es je dazu kommt, weiß ich nicht. Aber das eine ist sicher, dass wir alle sehr bald schon Antwort geben müssen auf die Frage, worauf wir mit unserem Leben hinaus wollen, was der Sinn und das Geheimnis unseres eigenen Lebens ist.
Der bekannte deutsche Publizist Gerhard Szczesny hatte vor 17 Jahren ein Buch geschrieben mit dem Titel „Die Zukunft des Unglaubens“. Damals brachte er zum Ausdruck, dass die menschliche Vernunft durchaus in der Lage sei, die wahre Humanität zu verwirklichen – auch ohne den Glauben.
Nun hat Szczesny vor ein paar Jahren wieder ein Buch geschrieben. Diesmal spricht er davon, wie sehr ihn die letzten 15 Jahre skeptisch gemacht hätten im Blick auf den Menschen und seine Zukunft. „Wie die Geschichte des Menschen ausgehen wird, dürfte sich in den nächsten Jahrzehnten entscheiden“, schreibt er. Düsenflugzeuge, Autos und Kühlschränke, Sport und Literatur aber geben noch lange kein menschenwürdiges Leben her. „Wenn der Mensch sich außerstande zeigt, die von ihm in Gang gesetzten Prozesse zu beherrschen, dann ist er am Ende, und es gibt keinen

Grund zu wünschen, dass er seine Untaten und sein Unglück bis in alle Ewigkeit auf der Erde weiter schleppt.“ Und so formuliert er die entscheidende Frage unsrer Zeit: „Auf welchen Menschen wollen wir hinaus?“
Szczesny ist nicht der erste, der diese Frage stellt; sie ist seit langem eine offene Frage. Der geheimnisvolle „Code“ des Menschseins beunruhigt die Nachdenkenden seit Jahrtausenden. Einfach, weil es ganz offensichtlich ist, dass hier ein unheimlicher Störfaktor wirksam ist, der von Generation zu Generation weiter vererbt wird und sozusagen immer neue Krankheiten des Menschen verursacht: nationale Überheblichkeit oder Feindschaft zwischen Kontinenten und Rassen im Großen, Lebensüberdruss, Angst oder Erfahrung von sinnlosem Leben im Persönlichen. Dies alles zeugt davon, dass das Geheimnis des Lebens verborgen und die Frage nach dem Sinn – Luther übersetzt in unserem Text: „nach dem Wort“ – offen und unklar ist. Und das ist nicht nur eine Frage für Philosophen; das stellt sich doch tagtäglich als ganz handfeste praktische Frage: „Warum geht’s gerade mir so? Was soll ich tun, um auch so glücklich zu werden wie der oder jener?“
Vor diesem Hintergrund feiern wir Weihnachten. Und vor diesem Hintergrund wird deutlich, welche Behauptung wir mit dem Weihnachtsfest aufstellen: *„Das Wort ward Fleisch;* das Geheimnis unseres Lebens ist entdeckt! Menschen verlieren ihre Welt- und Lebensängste; praktische Dienste werden in Gang gebracht, wo vorher unsicheres Zögern war; Friedensschlüsse geschehen, wo vorher kein Ende des Streites abzusehen war. Das Wort ward Fleisch und das Leben ist erschienen!“ –
Wenn es wahr ist, was Szczesny sagt, dass es für die Welt höchste Zeit sei, eine Antwort zu finden, dann ist es wohl auch Zeit, dass wir die Behauptung der Weihnacht noch deutlicher, noch freundlicher und vielleicht auch noch entschiedener als bisher weitersagen!
2. Ich könnte mir allerdings denken, dass der eine oder andere an dieser Stelle zögert. Warum hat sich denn die Christusbotschaft nicht schon längst durchgesetzt, wenn hier angeblich der Schlüssel zum Leben vorliegt? Warum gibt es seit 2000 Jahren schon die christliche Botschaft und dennoch eine fragende, suchende und gefährdete Welt? Das macht doch manchen skeptisch gegen die großen Worte unseres Textes. Und es müsste uns auch tatsächlich skeptisch machen, wenn nicht schon dieser Text aus der frühesten Christenheit dies feststellen würde: dass der gültige Sinn zwar gekommen ist, dass er aber nicht ankommt:
„Das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat’s nicht begriffen. Er kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf.“
In diesen Worten wird das angesprochen, was man die Feindschaft gegen Weihnachten nennen kann; eine Feindschaft, die mitten unter der großen Weihnachtsfeierei lebendig sein kann und da ist.
Mit der Botschaft vom Sinn, der in die Welt gekommen ist, geht es wie mit dem Frieden: Alle sind dafür! Aber wenn es um die praktische Verwirklichung geht, um Verzichten, um Anerkennung des andern, dann heißt es: „So nicht!“ Man schaut auf die Gestalt, in der uns der Sinn unseres Daseins begegnet, und sagt dann: „So nicht!“ Am Rande der Gesellschaft im Stall geboren? Ein Mann, bei dem man damit rechnen muss, dass er Selbstverleugnung fordert? Zuwendung zu den Feinden? Ein Mensch, der in die düstere Region des Todes hineingeht, statt sie zu meiden? Das kann nicht der Schlüssel zum Leben sein! So haben sich schon die Leute in Bethlehem gewundert über die Behauptung der Hirten. So haben die Schriftgelehrten schon damals zu dem Mann Jesus „Nein!“ gesagt – man müsse auf einen anderen warten.

Vor einigen Jahren hat ein deutscher Schriftsteller[2] auf die Frage, was er vom Christentum halte, geantwortet:
„Die Persönlichkeit dieses Mannes, nach dem sich 30 Prozent der Menschheit nennen, genügt mir nicht! Keiner der großen Kultursprachen mächtig, verstand er weder Griechisch noch Römisch, die beiden Sprachen, auf denen seit vielen hundert Jahren alle nennenswerte Kultur beruht ... Völlig unbekannt mit dem, was in Jahrtausenden Wissenschaft, Kunst und Technik geleistet haben ... Was ein solcher Mann behauptet, ist für mich von vornherein indiskutabel."
Als ob umgekehrt Bildung je einen Menschen daran gehindert hätte, ein Mitläufer der Macht zu werden! Als ob kultureller Standard die rechte Voraussetzung wäre, um sich in den Dienst von Analphabeten in der Dritten Welt zu stellen! Aber es hat schon seine Gründe, dass der Schlüssel zum Leben sich nicht allgemeiner Zustimmung erfreut. Man kann sich sehr wohl ärgern an dem Kind, das im Stall zur Welt kam und am Kreuz aus der Welt ging. Und wir wollen uns hüten, dieses Ärgernis wegzustreichen oder wegzujubilieren. Sonst würden wir nämlich auch das andere verlieren, auf das es ankommt und das der Grund großer Freude ist: *„Wir sahen seine Herrlichkeit."*
3. Was ist denn das Herrliche, das hier zur Welt gekommen ist und das uns das Leben aufschließt? Unsere Weihnachtsgeschichte sagt: „ein Wesen *voller Gnade und Wahrheit".*
Diese zwei Worte dürfen wir wohl so übersetzen: Was der Welt und uns hier geschenkt wird zum Leben, ist eine zweifache Freiheit: Zuallererst die Freiheit, zum eigenen Leben von Herzen ja sagen zu können! Nicht, weil wir die Augen zumachen vor dem Tod, sondern in dem vollen Wissen, dass es mit uns nichts ist. Dies ist die große Freiheit die mit Christus in dieser Welt erschienen ist. Johannes hat sie an einer anderen Stelle seines Evangeliums auf den Nenner gebracht: „Leben, ob man gleich stürbe". Wie wenn einer auf dem Meer wandelt, in dem er doch jeden Augenblick untergehen kann, so geht Christus über den Tiefen des Todes, der ihn doch verschlingen wird. Und während er darüber hingeht, lebt er; macht Kranke gesund; hilft Gestürzten wieder auf die Füße! Dies ist der Schlüssel zum freien Leben und Handeln des Menschen, dass dies in unserem Herzen vereinigt und ineinander verschlungen wird: unser Tod und unser Gott – diese beiden. Darin liegt das Ärgernis – aber genau so kommt das Leben zu sich selbst. Da entsteht die Freiheit, von der es im Philipperbrief heißt: „Ich kann niedrig sein und ich kann hoch sein; ich kann beides: satt sein und hungern, im Überfluss leben und Mangel leiden." Hier steht man jederzeit offen für die Wirklichkeit des Lebens, auch für die Wahrheiten, die uns ins eigene Fleisch schneiden. Hier ist es nicht mehr notwendig, Blamables zu leugnen, sondern man kann es annehmen – weil das alles nicht mehr tragisch ist, sondern ständig von einem mächtigeren „Ja" überwunden wird. Hier ist es nicht einmal mehr notwendig, genau sagen zu können: Dies oder dies ist der Sinn meines Lebens. Man kann es ertragen, wenn man ihn gar nicht genau angeben kann. Denn das andere ist mächtig genug: Der Grund allen Lebens hält mich, trägt und leitet mich zu seinem und meinem Ziel.
Das ist die herrliche Freiheit, welche die Apostel gesehen haben als den Schlüssel zum Leben. Denn in ihr ist nun auch das andere enthalten: dass hier ein Mensch die Freiheit bekommt, mit anderen Menschen gnädig umzugehen. Gnädig umzugehen und nicht nur so, wie sie es verdient haben. Solch ein schenkender Umgang mit Menschen stiftet Leben in einer Welt, in der jedem das widerfährt, was er verdient. Unter diesem Gesetz steht ja unser Leben: Der Fleißige verdient mehr als der Lang-

[2] Arno Schmidt, Atheist?: Allerdings! In:
http://www.theopenunderground.de/@pdf/sekten/atheistallerdings.pdf

same. Der Anständige verdient die Freiheit, der Verbrecher das Gefängnis. Ohne dieses Gesetz funktioniert unsere Welt nicht – und doch vergiftet es das Leben. Denn wie soll es einer, der aus dem Gefängnis kommt, verdient haben, dass man ihm wieder vertraut? Also bleibt er auf der Straße und sinkt immer tiefer. Und wie sollen es die Analphabeten der Dritten Welt verdient haben, dass wir ihnen teilgeben an unserem Wissen? Also bleibt es bei der Kluft zwischen den Völkern, und sie wird immer größer. Jeder, wie er es verdient! Wehe dem Schwachen, der in die Hände der Gerechten fällt – und wehe dem Kranken, der in die Hände solcher fällt, die bloß verdienen gehen. Für die fällt die Tür zum Leben ins Schloss.
Aber hier steht einer, der nicht zu rechnen braucht, sondern der frei ist, sich zu geben. Darum wird die Tür hier aufgeschlossen: Zöllner werden angenommen, Verurteilte bekommen eine neue Chance. Denn hier hat einer Leben, das geschenkt ist und darum verschenkt werden kann. Von dieser zweiten Freiheit des Christen sagt Luther: „Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann Untertan – durch die Liebe.“ Auch in diesem Sinn ist es wahr, dass der Schlüssel zum Leben entdeckt ist! Und zum Beleg dafür zieht sich durch die Geschichte seitdem eine deutliche Lebensspur. Sie ist gezeichnet von Namen wie Franziskus von Assisi, Friedrich von Bodelschwingh, Henry Dunant oder Albert Schweitzer. So sehr ist das Wort Fleisch geworden! *„Wieviele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden.“* Amen.

24.12.1974: Heiligabend (in Kiel)*
Lukas 2,14

Das Nahen der Weihnachtstage hat in uns allen eine außergewöhnliche Aktivität ausgelöst. Wir haben Geschenke besorgt, Pakete und Päckchen zur Post getragen; die Geschäfte sind überfüllt gewesen, es wurde gekauft und gekauft; wir haben mehr Briefe als sonst im ganzen Jahr geschrieben; und mancher von uns hat geheimnisvoll hinter verschlossenen Türen gewerkelt. Die Vorbereitungen haben uns tüchtig in Atem gehalten.
Jetzt ist es endlich Heiligabend geworden. Die Straßen leeren sich; der Lärm ebbt ab; die Glocken läuten; nach und nach leuchten hinter den Fenstern die Tannenbäume auf; und jeder beginnt, auf seine Art, still zu werden.
Wir sind zu dieser besonderen Stunde hier im Gottesdienst zusammengekommen, um miteinander die alte Weihnachtsgeschichte zu hören und die vertrauten Lieder zu singen, ehe wir dann im Kreis der Familie die Bescherung haben und später unseren eigenen Gedanken nachhängen werden.
Neben unzähligen frohen Menschen gibt es in dieser Stunde auch Menschen, die weinen möchten; Menschen, denen dieses Fest als Heuchelei erscheint, gegen die sie laut anschreien möchten; und Menschen, die vom Kummer über Verlorenes oder vom Eingeständnis verfehlter Ziele niedergedrückt werden. Es sind so viele Gefühle und Erinnerungen, die uns in dieser Stunde bewegen. –
Nach all der Hast ein Moment der Stille! Ich glaube, dass wir diesen Augenblick brauchen, um hinabzusteigen in die Tiefe unseres eigenen Lebens, wo die Sehnsucht nach Geborgenheit, nach Liebe, nach mehr Menschlichkeit wohnt. Wo die Frage aufbricht nach dem, was uns trägt und weiterführt. Ich wünsche Ihnen jedenfalls heute und in den kommenden Tagen solche Augenblicke, wo Sie hinabsteigen können in die Tiefe Ihres eigenen Lebens. Vielleicht geschieht das am besten allein. Aber unsere Gemeinschaft hier im Gottesdienst könnte auch eine Hilfe sein, dass wir uns gegenseitig helfen, den Weg in unsere eigene Tiefe zu finden.
Ich möchte Ihnen in dieser Predigt drei Gedanken nahebringen, die mir beim Nachdenken über die Weihnachtsgeschichte gekommen sind und die eine Art Auslegung

darstellen dessen, was die Engel in ihrem Lobgesang singen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“ Sie mögen dann selbst entscheiden, ob Ihnen das hilft auf dem Weg in die Tiefe Ihres eigenen Lebens.

Der erste Gedanke also: „den Menschen ein Wohlgefallen.“

Unser Leben spielt sich gegenwärtig in Größenordnungen ab, die wir nicht übersehen können. Die Maßstäbe sind unüberschaubar und überdimensional geworden. Sie haben kein menschliches Maß mehr! Ich nenne nur ein paar Stichworte:

- Massenkommunikation. Wir wählen unser Fernsehprogramm, und 30 Millionen haben im gleichen Augenblick den gleichen Blickwinkel aufs Tor, den gleichen Einblick in ein Gesicht, sind gleichgeschaltet in ihrem Erleben.
- Großstadtbesiedlung. Zehn- bis zwanzigstöckige Hochhäuser wachsen schemenhaft in die Luft, Wohnung an Wohnung, Block an Block, wie Termitenstädte.
- Zukunftsgesellschaft. Was früher drei Menschenleben lang dauerte, passiert heute in knapp drei Jahren; die Gegenwart wird von der Zukunft geradezu überrannt.

Das alles übersteigt unser Fassungsvermögen, ist zu groß für uns, und bietet für menschliches Leben so recht kein Maß mehr. Wo nach Millionen gezählt wird, zählt einer nicht eben viel.

Anders ist es in der Weihnachtserzählung, dieser kleinen, unscheinbaren Begebenheit am Rande der Weltgeschichte: zwei Menschen unterwegs, ein Ruheplatz, eine Krippe, ein Kind. Da zählt dieser eine Mensch, der lieben konnte und der sich bedingungslos einsetzte. Da begegnet uns tiefe Menschlichkeit, die uns anrührt. Da werden auch wir kleinen Leute mit unseren Gefühlen und Fähigkeiten ernst genommen und angesprochen.

Der Philosoph Ernst Bloch hat das einmal so ausgedrückt: „Das Wesen der christlichen Liebe liegt darin, dass sie sich dem Unscheinbaren zuwendet. Sie enthält das Geheimnis der Kleinheit! Daher wird das Kind in der Krippe so wichtig zusammen mit der Niedrigkeit aller Umstände im abseitigen Stall. Das Unerwartete, den Erlöser als hilfloses Kind zu finden, teilte sich der christlichen Liebe dauernd mit. So sieht sie das Hilflose als bedeutend, das auf der Erde Verworfene als berufen an. Daher hat sie in keinem bisherigen moralischen Glauben bis jetzt ihresgleichen.“

Die christliche Liebe enthält das Geheimnis der Kleinheit! Könnte es nicht sein, dass wir trotz aller nüchternen Aufgeklärtheit gerade deshalb für Weihnachten so „anfällig“ sind, weil wir in dieser Geschichte vom Kind in der Krippe den Maßstab entdeckt haben, der uns hilft, angesichts unser unüberschaubaren Lebensverhältnisse zutiefst menschlich zu bleiben? Ich wünschte, wir könnten dieses menschlichere Maß der Dinge, das uns jetzt so berührt, auch in den kommenden Tagen durchhalten: „den Menschen ein Wohlgefallen.“

Der zweite Gedanke: „Friede auf Erden.“

Friede – das ist heutzutage keine stimmungsvolle Idylle mehr zur privaten Erbauung; das hat aufgehört, bloß ein Feiertagsthema für die besinnliche Spalte der Zeitung zu sein oder ein Gegenstand von Sonntagsreden.

Friede – das ist notwendige Realität und reale Notwendigkeit in unserer Welt geworden. Wir brauchen Frieden, wenn wir die Häuser, die wir bauen, auch noch bewohnen wollen. Und zwar Frieden nach innen und nach außen: Frieden als Waffenruhe, Frieden als Politik der Sicherheit und Zusammen arbeit, Frieden als Entwicklungshilfe, Frieden als Demokratie und Rechtsstaatlichkeit und Frieden als sozialen Ausgleich.

Das wird in diesen Weihnachtstagen deutlich in Aktionen von „Brot für die Welt“, „Misereor“ und UNICEF, zu deren Unterstützung wir aufgerufen sind. Es dient ganz konkret dem Frieden auf Erden, wenn wir nachher bei der Kollekte unseren Beitrag geben für die Projekte von „Brot für die Welt“, die eine Hilfe zum Leben sein wollen. Friede auf Erden ist notwendig geworden, und zwar als unser konkreter Einsatz für die Veränderung ungerechter Weltzustände.
Aber das allein genügt wohl nicht, dass ich mit meiner Zeit und meinem Geld einen Beitrag leiste zur Politik des Friedens in dieser Welt.
„Frieden auf Erden“ – das ist auch und vielleicht sogar in erster Linie eine Frage nach meiner grundsätzlichen Haltung und Gesinnung. Bin ich jeder zeit fähig zu Freundlichkeit und Toleranz? Bringe ich bei allem notwendigen Streit stets jene Einstellung mit, die Frieden für *alle* Menschen will?
Ich bin mir da, was meine eigene Person angeht, gar nicht so sicher. Ich habe manchmal, das muss ich ganz ehrlich gestehen, Schwierigkeiten, auch *die* Menschen zu lieben, die mir unfreundlich oder gar feindlich begegnen. Deshalb bin ich so still und nachdenklich geworden, als ich das folgende Gebet zum ersten Mal las. Es stammt von einem Juden im Konzentrationslager:

Friede sei den Menschen, die bösen Willens sind,
und ein Ende sei gesetzt aller Rache
und allem Reden von Strafe und Züchtigung.
Aller Maßstäbe spotten die Gräueltaten …
und der Blutzeugen sind gar viele.
Darum, o Gott,
wäge nicht mit der Waage der Gerechtigkeit ihre Leiden,
dass du sie ihren Henkern zurechnest …,
sondern lass es anders gelten.
Schreibe vielmehr allen …
schlechten Menschen zu und rechne ihnen an:
all den Mut … der anderen,
… ihre hoch gesinnte Würde, …
die Hoffnung, die sich nicht besiegt gab,
und das tapfere Lächeln, das die Tränen versiegen ließ …;
all die durchgepflügten, gequälten Herzen …
all das, mein Gott, soll zählen … und nicht das Böse, …
dass wieder Friede werde auf dieser … Erde
über den Menschen, die guten Willens sind,
und dass der Friede auch über die anderen komme.[3]

Friede auch *den* Menschen, die bösen Willens sind! Kommt darin nicht das „Frieden auf Erden“ der Weihnachtsgeschichte in all seiner Tiefe zum Ausdruck?
Ich meine, in solchen Worten lebt eine Großherzigkeit, die alles hinter sich zurücklässt, was wir uns in diesen Tagen zu schenken gedenken. So progressiv ist wohl keiner von uns, dass er das schon überholt und hinter sich gelassen hätte. Vielmehr könnten wir heute neu entdecken, dass das noch immer all unserm Begreifen voraus ist und vor uns liegt und wert ist, besser begriffen zu werden.
Und schließlich noch der dritte Gedanke, der zugleich auch der schwerste ist: „Ehre sei Gott in der Höhe.“
Es gibt Menschen, die haben aufgehört, von Gott zu reden. Wir sollten sie nicht zu schnell als hoffnungslose Atheisten abtun, sondern uns daran erinnern, wie schwer es uns selber fällt, in dieser unserer Zeit noch von Gott zu reden. Wir haben zur

[3] Die vollständige Fassung bei Jörg Zink, Wie wir beten können, Stuttgart: Kreuz [7]1975, S.149.

selbstgewissen Frömmigkeit früherer Generationen nur noch sehr mühsamen Zugang. Wir leben nicht mehr in solcher Sicherheit und staunen über die, die es so genau zu wissen glauben. Wir spüren, dass Gott schwer aussprechbar ist und dass die Sprache der Tatsachen uns häufig die Sprache verschlägt. Welche Wirklichkeit meinen wir denn, wenn wir von Gott reden? Bei welcher Gelegenheit können wir *überhaupt* noch von Gott reden? Das sind ernste und uns manchmal quälende Fragen. Aber ich will jetzt nicht weiter über die Schwierigkeiten reden, das Wort „Gott“ zu verwenden. Ich möchte im Gegenteil von den Möglichkeiten sprechen, die für uns Menschen mit der Rede von Gott gegeben sind.
Da ist die Erfahrung, dass es eine Wirklichkeit gibt, die größer ist als mein eigenes menschliches Leben und auch größer als das je eigene Leben der anderen. Diese größere Wirklichkeit, die das Ganze des menschlichen Lebens umfasst, nenne ich Gott. Sie begrenzt mich und beschützt mich zugleich. Ich bin nicht alles und brauche das auch nicht zu werden. Ich kann mich in aller Vorläufigkeit und Bruchstückhaftigkeit erleben und darf doch Vertrauen haben in den Sinn des Ganzen und die Macht des Lebens – Vertrauen zu Gott. Und da ist die Erfahrung, dass ich Leben empfange und Zukunft immer wieder vor mir habe. Dieses geschenkte Leben, das mir immer voraus ist und mir begegnet, nenne ich Gott. Dankbar kann ich erkennen, dass die Vertrauenswürdigkeit der Welt, mein Lebensmut, nicht von Menschen abhängt, sondern von Gott. Ich empfinde deshalb mein geschenktes Leben als eine Herausforderung, alle seine Möglichkeiten zu verwirklichen. Und doch weiß ich, dass ich nicht alles werden oder sein kann, was Menschen werden oder sein können. Das erzeugt dann in mir das Gefühl der Schuld, die ich aber vor Gott bringen kann, der mir vergibt und mich annimmt.
Ich habe das jetzt vielleicht zu abstrakt gesagt, so dass es nur schwer zu verstehen ist. Deshalb will ich es noch einmal mit zwei Sätzen sagen, die ich kürzlich gelesen habe:

- „Wir leben nicht allein; wir leben unser zerbrechliches, von allen Seiten bedrohtes Leben nicht allein, sondern wir leben es mit Gott zusammen.“ Und:
- „Wir tragen zwar Verantwortung für diese Welt, wir dürfen uns nicht drücken, entschuldigen, vertreten lassen. Doch was wir dann nicht schaffen, was uns entmutigt, bedrückt und um den Schlaf zu bringen droht – das dürfen wir getrost Gott anvertrauen.“

Das sind also die Möglichkeiten und Chancen unserer Rede von Gott: dass wir Hilfe und Beistand für unser Leben bekommen.
Und dabei ist Gott nichts Großes und Unfassbares. Er ist uns nahe gekommen in diesem Kind in der Krippe: klein und nackt und bloß. Wir suchen Gott oft an der verkehrten Stelle und übersehen die Krippe, das Kind, den Mann Jesus und das Kreuz. Wir übersehen tiefe menschliche Liebe, die über sich selbst hinausweist. Vielleicht tun wir das, weil diese Liebe oft so klein ist und weil wir verlernt haben, auf das Kleine zu achten. Oder weil wir zu stolz und selbstgefällig geworden sind. Eine jüdische Anekdote versucht, uns das klarzumachen.
Da kommt ein Schüler zum Rabbi und fragt: „Früher gab es Menschen, die Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen haben. Warum gibt es die heute nicht mehr?“ Darauf antwortete der Rabbi: „Weil sich heute niemand mehr so tief bücken will!“
Die Weihnachtsgeschichte zeigt uns, dass der „Gott in der Höhe“ in unsere Welt hineingeboren wird wie ein Kind. Können wir uns noch beugen und Gott erkennen?
Es könnte dann sein, dass der Gedanke an Gott, der Glaube oder wie wir es nennen möchten, in uns geboren wird wie ein Kind, wie etwas, das erstes Leben gewinnt. Amen.

26.12.1974: 2. Weihnachtstag
Lukas 2,15-20

Heute ist nun schon der zweite Weihnachtsfeiertag. Noch haben wir Stunden der Ruhe und Erholung vor uns, noch sind wir ganz erfüllt vom geheimnisvollen Reiz des Weihnachtsfestes. Wir möchten das am liebsten festhalten und in uns bewahren.
Aber morgen schon beginnt wieder der Alltag mit seinen Sorgen und Nöten, da sind wir wieder gefangen von Arbeit und Hast. Da ist es dann erst einmal vorbei mit der Weihnachtsstimmung, vorbei für ein ganzes Jahr.
Auch wenn wir es uns noch so sehr wünschten, das festhalten und bewahren zu können, was den Reiz des Weihnachtsfestes ausmacht – wir werden das wohl loslassen und uns der Realität des Alltags zuwenden müssen.
Dabei tut uns die Ruhe dieser besinnlichen Tage so gut: Die Familie ist beisammen oder besucht sich reihum. Wir sehen gute Freunde wieder oder fahren für ein paar Tage in Urlaub.
Aber wie gesagt: die nüchterne Realität ruft. Morgen beginnt wieder der Alltag – oder doch spätestens in den ersten Tagen des neuen Jahres.
Mich bewegt da die Frage, wie ich das, was mich an Weihnachten so beruhigt und fröhlich gemacht hat, wie ich das mitnehmen kann in meinen Alltag, in das lange Jahr, das vor mir liegt. Ich meine, eine Antwort und eine Hilfe gefunden zu haben in der Weihnachtsgeschichte, deren dritten und letzten Teil wir eben noch einmal gehört haben. Da steht etwas, was meiner Situation auf der Grenze zwischen Festtag und Alltag sehr nahe kommt: „Und da die Engel von ihnen gen Himmel fuhren ...“ Ja, so fühle ich mich auch: als ob die Engel mit ihrem Glanz verschwunden sind und ich allein zurückbleibe – ohne Licht im Dunkel. Wie die Hirten habe ich vielleicht für einen Augenblick etwas von der Herrlichkeit Gottes gesehen, habe ich Weihnachten erlebt – und jetzt bin ich wieder allein, dem Alltag ausgeliefert, ja vielleicht sogar der Erfahrung ausgesetzt, dass Gott auch abwesend sein kann in dieser Welt. Ich habe das Gefühl, dass dieser Text mich kennt und mein Problem versteht: „und da die Engel von ihnen gen Himmel fuhren“. Ob es Ihnen auch so geht, dass Sie sich durch diese Worte verstanden fühlen in Ihrer Situation, die ja auch so aussieht, dass die nüchterne Realität Sie zurückholt aus aller Weihnachtsstimmung?
Ich bin jedenfalls neugierig, wie dieser Text umgeht mit der Erfahrung der Abwesenheit des Glanzes. Was machen die Hirten, wie reagieren sie – und kann mir das helfen, meine eigene Situation des Ausgeliefertseins an diese Welt besser zu ertragen?
In der Weihnachtserzählung steht, dass die Hirten untereinander sprechen: „Lasst uns nun gehen nach Bethlehem und die Geschichte sehen, die da geschehen ist, die uns der Herr kundgetan hat.“ Und dann kommen sie eilend nach Bethlehem und finden beide, Maria und Joseph, dazu das Kind in der Krippe liegen.
Die Hirten gehen einfach los, nachdem die Engel verschwunden sind. Da ist kein Erschrecken bei ihnen über die Abwesenheit des herrlichen Lichts, keine Resignation und auch keine Frage. Sie marschieren einfach los. Ich muss gestehen: Mir geht das ein bisschen zu schnell. Als ob es keine Mühe machte, mit der Abwesenheit des Glanzes fertig zu werden! Mir macht das jedenfalls Schwierigkeiten beim Übergang von Festtagen zum Alltag. Freilich, die Hirten finden dann ja das Kind in der Krippe. Aber was hat ihnen zuvor den Mut gegeben, nach dem Verschwinden der Engel einfach loszugehen? Die Geschichte bei Lukas berichtet darüber nichts. Nur dass die Engel von ihnen gen Himmel fuhren und dass sie dann losgingen.
Den Mut möchte ich auch haben: nach dem Verlöschen des Lichts, nach dem Verschwinden des Glanzes einfach loszumarschieren, um dann zu erleben, dass es die Herrlichkeit wirklich gibt!

Aber wie mache ich das, so mutig zu werden, in meiner Situation, jetzt, heute, angesichts der Tatsache, dass bald wieder der Alltag beginnt? Wie bleibe ich mutig und fröhlich?
Lukas erzählt auch von Menschen, die nicht gleich losgerannt sind wie die Hirten, bei denen es etwas langsamer zugegangen ist. Vielleicht hilft mir das weiter.
„Und alle, vor die es kam, wunderten sich ...“ Da sind also Leute, die sich zunächst nur wundern können über das freudige Ereignis, das ihnen berichtet wird. Ich glaube nicht, dass Lukas damit ein abweisendes Sich-Wundern meint, so nach dem Motto: „die spinnen ja, die Hirten“. Ich denke, hier ist ein staunendes Sich-Wundern gemeint, ein erstes An-sich-Heranlassen der frohen Botschaft. Das kann ich verstehen, so geht es mir auch: ich wundere mich über Weihnachten. Und von Maria heißt es: „Maria aber behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen.“ Auch mich bewegt das Weihnachtsgeschehen und ich behalte es im Herzen.
Sich wundern – behalten – im Herzen bewegen: das kenne ich gut. So geschieht es immer, wenn etwas Wichtiges in mir Raum gewinnt, in mich eingeht, mich ganz und gar ausfüllt. Und wenn dieses Wichtige – die Erfahrung von Liebe vielleicht – so fest in mich eingeht, dann halte ich es auch aus, wenn diese Liebe in der äußeren Realität einmal nicht mehr da ist. Sie ist ja in mir drin, ganz tief und ganz fest, und da kann sie mir niemand mehr wegnehmen.
Die Psychologen nennen diesen Vorgang „Identifizierung“, wenn ein äußeres Objekt aufgegeben, losgelassen werden kann zugunsten einer Vorstellung im eigenen Innern, wenn eine zunächst äußere Realität zu einer inneren Gewissheit wird. Als Beispiel dafür nehmen sie gern, wie es ein Säugling schafft, allmählich auf die Gegenwart der Mutter zu verzichten und doch Vertrauen zu bewahren.
Wir alle haben diese Aufgabe meistern müssen: Da ist erst die liebende Mutter, die einen versorgt und umhegt. Und dann geht sie weg, und nun ist die Frage, ob wir verzweifeln oder Vertrauen behalten. Wenn die Mutter uns zu einer inneren Gewissheit geworden ist, dann können wir es auch ertragen, wenn sie uns in der Realität verlässt. Wenn sie auch äußerlich nicht mehr anwesend ist, so ist sie doch in unserem Innern da und Grund für unser Vertrauen.
Die Weihnachtsgeschichte kennt das Problem, dass wir verlassen werden von dem, was uns Liebe, Glück, Licht und Erfüllung bringt: „Und da die Engel von ihnen gen Himmel fuhren“. Aber sie erzählt auch, dass wir diese Abwesenheit aushalten können im Vertrauen auf Gott: „Die Hirten sprachen untereinander: Lasst uns nun gehen nach Bethlehem und die Geschichte sehen, die da geschehen ist, die uns der Herr kundgetan hat.“ Und wir hören von Verhaltensweisen, die uns helfen könnten, das erfahrene Glück als innere Gewissheit in uns aufzunehmen: sich wundern – behalten – im Herzen bewegen. Wer diese innere Gewissheit finden und also *glauben* kann, dem ist verheißen, dass er auch finden wird, was er sucht: das Kind in der Krippe, Geborgenheit, Gott.
Es gibt in der biblischen Überlieferung ein schönes Beispiel für diesen Prozess der Identifizierung, wie die Psychologen sagen, oder des Glaubens, wie wir sagen würden. Dieses Beispiel ist Stephanus, der erste christliche Märtyrer, an den die Kirche heute am 26. Dezember in besonderer Weise denkt. In der Apostelgeschichte wird von ihm berichtet, dass er ein Angesicht gehabt hätte „wie eines Engels Angesicht“.
Auch Stephanus hat den Himmel geschaut – auch er hat wohl die Abwesenheit des himmlischen Glanzes ertragen müssen – und doch hat er diesen Glanz behalten, in sich, es strahlte geradezu aus ihm heraus. „Und sie sahen sein Angesicht wie eines Engels Angesicht.“
Hier wird in symbolisch verschlüsselter Sprache berichtet, was „Identifizierung“ und was „Glauben“ meint: ein äußerlich erlebtes Glück wächst nach innen und bleibt dort

erhalten, auch wenn die äußere Situation sich ändert. Ob wir auf diese Weise das Weihnachtsgeschehen, das Geschenk der Liebe Gottes, behalten können? Ich glaube, dass wir nur so die Veränderung der äußeren Situation von Freizeit zu Arbeit, von Freude zu Last aushalten können: wenn wir das Weihnachtsgeschehen so weit in uns aufnehmen, dass es in uns bleibt und weiterwirkt – mit anderen Worten: wenn wir *glauben*.
Freilich mögen sich mit der „Identifizierung" und mit dem Glauben auch einige Ängste einstellen. Denn wenn wir an Weihnachten denken, dann fällt uns auch das Kreuz ein, und Stephanus ist wegen seines Glaubens schließlich gesteinigt worden. Solche möglichen Konsequenzen des Glaubens machen uns Angst.
Aber wir brauchen ja nicht gleich alle Märtyrer zu werden. Wichtig wäre nur, dass wir das göttliche Weihnachtsgeschenk der Liebe in uns aufnehmen und behalten. Vielleicht können wir dann das tun, was die Hirten getan haben: zurück an unsere Arbeit gehen in dem Bewusstsein, dass uns Großes geschenkt worden ist, und versuchen, davon zu erzählen und weiterzugeben, soviel an uns ist. Wie es in der Geschichte heißt: *„Und die Hirten kehrten wieder um, priesen und lobten Gott um alles, was sie gehört und gesehen hatten, wie denn zu ihnen gesagt war."* Amen.

24.12.1975: Heiligabend (in Büdelsdorf)
„Räuber Rinaldo erinnert sich" von Hans Baumann

Ich möchte Ihnen eine Geschichte vorlesen, die ich in einem Weihnachtsbuch gefunden habe. Sie ist spannend und tiefsinnig zugleich – und so werden wir, denke ich, *alle* etwas davon haben: ihr Kinder genauso gut wie wir Erwachsenen. Die Geschichte heißt „Räuber Rinaldo erinnert sich" und stammt von Hans Baumann[4]:
Als es noch Räuber und Strauchdiebe gab, war das Reisen für reiche Leute gefährlich. „Geldsäcke" nannten die Räuber sie, hielten ihnen Pistolen vor die Nasen, und die „Geldsäcke" mussten Dukaten herausrücken, Taler und Goldschmuck und Edelsteine.
Ein gefürchteter Räuber hieß Rinaldo. Er trug einen grünen Mantel, der innen feuerrot war und unersättliche Taschen hatte. Sie waren mit Kostbarkeiten und Geld voll gestopft.
Eines Tages wurde Rinaldo um ein Haar gefangen. Reiter waren hinter ihm her. Aber er entwischte auf einen hohen Baum, und die Reiter jagten unten vorbei.
Während Rinaldo auf dem hohen Baum saß, dachte er über sein Leben nach, und zwar aus zwei Gründen: erstens hatte er Angst um sein Leben, zweitens konnte er vom hohen Baum aus den Ort sehen, an dem er aufgewachsen war – als Sohn des Küsters.
Es war kurz vor Weihnachten. Da fiel Rinaldo ein: auf dem Altar der Kirche stand ein Christkind, aus Holz geschnitzt. Es trug ein Leinenhemdchen, und nach altem Brauch bekam es jedes Jahr zu Weihnachten ein neues – als Geschenk. Rinaldo erinnerte sich genau: Immer hatte sein Vater, der Küster, vierundzwanzig Kerzen angezündet und zum Jungen gesagt: „Sieh dir an, wie das Christkind sich freut!" – Und immer hatte das hölzerne Christkind gelächelt.
Sobald es dunkel geworden war, stieg der Räuber vom hohen Baum, ging in den Ort und klopfte beim Küster an die Tür. Es war ein neuer Küster, und der erschrak, als Rinaldo von ihm verlangte: „Komm mit in die Kirche! Ich will sehen, ob das Christkind lächelt."
„Aber Weihnachten ist doch erst übermorgen", sagte der Küster. „Kein langes Gerede!", sagte der Räuber. „Nimm Nadel und Faden und Schere mit!"

[4] Abgedruckt in: Gertrud Mielitz (Hg.), Sei uns willkommen schöner Stern. Ein Weihnachtsbuch zum Erzählen, Vorlesen und Singen für Familien mit Kindern, Lahr: E. Kaufmann [4]1976, S. 109-111.

Der Küster ging mit dem Räuber in die Kirche. Er zündete am Altar vier Kerzen an. Rinaldo betrachtete das Christkind genau.
„Es blickt traurig drein“, stellte er fest.
Der Küster sagte wieder: „Übermorgen bekommt es –“
„– ein schäbiges neues Hemdchen“, unterbrach ihn Rinaldo, „ich werde ihm was Besseres schenken. Gib das Nähzeug her!“
Der Räuber fädelte einen Faden ein, was er sehr gut konnte, weil er sich alles selber nähen musste. Und dann holte er Ringe und Kettchen aus den Taschen, kostbare Edelsteine und nähte den Schmuck an das Christkindhemd. Der Küster sah mit großen Augen zu.
„Und nun zünde noch zwanzig Kerzen an!“, verlangte der Räuber, als er mit seiner Näharbeit fertig war, „vierundzwanzig müssen es sein.“
Bald brannten alle vierundzwanzig Kerzen. Der Räuber Rinaldo sah genau hin. Am Christkindhemd strahlten die Edelsteine.
„Wie lieb das Christkind lächelt!“, sagte der Küster, „wie sehr es sich freut!“
„Du hast Augen wie ein Maulwurf“, sagte der Räuber, der sich von keinem etwas vormachen ließ. „Keine Spur von Lächeln – warum lächelt es nicht?“
Er setzte sich auf die Altarstufen und dachte nach. Plötzlich fuhr er auf.
„Ich hab es, Küster“, sagte der Räuber. „Ich hab einen großen Fehler gemacht und den Goldkram auf das alte Hemd genäht. Ist das neue schon bereit?“
Der Küster nickte und holte sofort das neue Hemd. Und der Räuber Rinaldo machte sich die Mühe, alles Gold und alle Edelsteine abzutrennen und auf das neue Hemdchen zu nähen. Als der Küster es dem hölzernen Christkind angezogen hatte, strahlten Gold und Edelsteine noch heller.
„Wie das Christkind lächelt, wie es sich freut!“, rief der Küster eifrig.
„Lügner!“, sagte der Räuber streng. „Nicht die Spur von Freude ist zu entdecken. Siehst du denn nicht diese traurigen Augen?“
Rinaldo setzte sich wieder auf die Stufen und dachte wieder nach. Da sah er die Augen vieler Kinder vor sich, und sie alle blickten ihn traurig an. Rinaldo erschrak – das waren die Augen von Carlo und Paolo, von Nina und Maria, von Beppo und Pia, die Augen der Kinder, mit denen Rinaldo aufgewachsen war und die nichts angehabt hatten als ein Leinenhemdchen, schmutzig und zerrissen.
Der Räuber stand auf. „Gib die Schere her!“, sagte er zum Küster und er trennte vom Christkindhemd die Edelsteine ab und allen Goldschmuck.
Dann kramte er aus den unersättlichen Manteltaschen Taler und Dukaten, und der Küster erschrak, weil so viel Geld zum Vorschein kam.
„Das alles“, sagte der Räuber Rinaldo, „ist für die Kinder, die nicht mehr als ein Leinenhemdchen anhaben. Du wirst den Eltern dieser Kinder Geld zustecken! Wehe, wenn etwas davon verschwindet! Eines Tages werde ich wiederkommen –“
Der Küster hatte Angst, und zugleich war er froh. Und er deutete auf das hölzerne Christkind. „Sieh nur, es lächelt!“, sagte er zitternd.
„Wahrhaftig!“, bestätigte der Räuber Rinaldo.
Hier ist die Geschichte zu Ende, und ich könnte eigentlich aufhören zu reden. Aber ich möchte Sie doch nicht nach Hause gehen lassen, ohne Ihnen vorher gesagt zu haben, was ich an dieser Geschichte so wichtig finde und wo ich eine Beziehung zu unserer Situation heute sehe. Ich werde deshalb jetzt noch ein paar Beobachtungen zu der Geschichte anfügen, und ich bitte euch Kinder schon im Voraus um Verzeihung für die vielen Worte, die ich dabei machen werde. Aber ihr müsst bedenken, dass wir großen Leute es schwer haben, etwas von selbst zu verstehen.

Die erste Beobachtung: Diese Geschichte ist gar nicht so alt, wie sie uns beim ersten Zuhören erscheinen mag. Sicher, da ist von Räubern, Dukaten und Talern die Rede und die gehören einer längst vergangenen Zeit an. Aber achten wir doch einmal auf das Verhalten der Menschen, das dort berichtet wird, und halten wir unser eigenes Verhalten dagegen. Wie ist das mit dem Reichsein und dem Rauben unter uns? Wenn wir diese Begriffe nur weit genug fassen, dann merken wir vielleicht, dass unser Verhalten damit gemeint ist, auch wenn wir keine Reichen oder Räuber in dem Sinne sind, dass uns die Taschen vor Kostbarkeiten und Geld überquellen. Es gibt ein Reichsein des Glücks, des Verstandes, des Ansehens, des Erfolges, der Leistung und der Macht, das anderen ihre Lebensmöglichkeiten und ihren Lebensraum wegnimmt und also räuberisch ist. Wenn immer nur ich der erste sein will und haben will vor anderen und auf Kosten anderer, dann bin ich genauso ein Räuber wie Rinaldo. Ich werde vielleicht als Entschuldigung vorbringen können, dass alle so streben nach Leistung und Erfolg, nach Ansehen und Macht und dass ich eben sehen muss, wo ich abbleibe im Lebenskampf. Aber diese Entschuldigung konnte Rinaldo auch vorbringen, der ja sah, wie andere sich die Taschen voll stopften, und er wollte auch so reich sein. Ich glaube wir sind nicht besser als Rinaldo, wir haben nur andere Methoden gefunden, reich zu sein auf Kosten anderer, immer nur für uns haben zu wollen und anderen dabei wegzunehmen.
Die zweite Beobachtung: Der Räuber Rinaldo in der Geschichte ändert sein Verhalten, und wir haben auch die Chance, unser Verhalten zu verändern, wenn wir nur genau hinsehen, wie das bei Rinaldo gelaufen ist. Der große Räuber Rinaldo bekommt es mit der Angst zu tun und sehnt sich nach Hause zurück. Ich finde das sehr mutig, wenn einer sich eingestehen kann, dass sein Leben kein Leben mehr ist. Dass man das nicht aushalten kann, immer nur zu jagen und gejagt zu werden. Haben wir so viel Mut, uns das einzugestehen? Wir haben doch auch gelegentlich Angst, wir könnten bei all der Hetze unser Leben verfehlen. Rinaldo denkt zurück an seine Kindheit, wo alles anders war: wo er kein Räuber zu sein brauchte, sondern ein Zuhause hatte; wo statt dem Wegnehmen und Für-sich-haben-Wollen das Geben und Teilen an der Reihe war. Und Rinaldo erinnert sich, dass es zum Reichsein auf Kosten anderer und zum Rauben eine Alternative gibt: das Geben und Schenken. Ich finde, dass es kein Zufall ist, dass ihm das zu Weihnachten einfällt. Weihnachten wird uns allen ein großes Geschenk gemacht: Gott selbst will nichts mehr haben von uns, weder unsern Gehorsam noch ein bestimmtes Glaubensbekenntnis, sondern er schenkt uns seinen Sohn, seine Liebe und Zuwendung. In dem Kind in der Krippe wird wirklich eine Alternative sichtbar zu unserer Welt des um jeden Preis Reichsein-Wollens und Raubens: nämlich Liebe, die sich allen Reichtums und aller Macht und Herrlichkeit entäußert und gerade darin allen Menschen nahe ist. Ist diese Liebe nicht auch der Grund, weshalb uns Weihnachten jedes Jahr so wichtig ist? Wir spüren, dass es auch anders zugehen könnte unter uns. Wir sehnen uns zurück in eine Zeit, wo wir nicht ständig kämpfen und jagen mussten, sondern Liebe und Zuwendung einfach geschenkt bekamen. Wir versuchen mit unseren Geschenken und kleinen Aufmerksamkeiten, etwas davon wiederzugewinnen von dieser Heimat, in der wir leben möchten – wenigstens einmal im Jahr. Ich finde, dass Weihnachten wie ein warmes Licht in eine sonst dunkle und kalte Welt scheint.
Und nun noch die dritte und letzte Beobachtung: Wenn wir das einmal begriffen haben, dass Schenken die befreiende Alternative zum uns und andere erdrückenden Rauben ist, dann steht uns noch eine bittere Erfahrung bevor: es ist gar nicht so leicht zu schenken. Es gibt nämlich ein Schenken, das noch ganz der alten Räubermentalität verhaftet ist: da machen wir dann mit großer Geste große Geschenke und bleiben doch im Grunde die alten, die gern für sich haben wollen. Und das nützt uns

dann gar nichts. Das bringt uns nicht das Gefühl der Geborgenheit zurück, nach dem wir uns alle sehnen. Im Gegenteil: es macht Schenken zu einer hohlen Geste und hinterlässt nur ein schales Gefühl. Weihnachten wird dann verkrampft und anstrengend, da wollen wir uns nichts vormachen und lieber so ehrlich sein wie Rinaldo. „Lügner“, sagt er zum Küster, als der ihm einreden will, alles sei in Ordnung.
Schauen wir uns daraufhin unser Schenken zu Weihnachten noch einmal an! Schenken hat nur dann einen Sinn, wenn es Ausdruck einer wirklich veränderten Lebenshaltung ist; wenn es Abkehr von aller Ichsucht und Habgier bedeutet und wirkliche Zuwendung zu denen, die unsere Liebe brauchen. Rinaldo hat das verstanden. In der Geschichte lächelt das hölzerne Christkind erst, als Rinaldo alles das, was er für sich haben wollte, denen schenkt, die es bitter nötig haben.
Nicht bloß einmal großartig schenken und ansonsten weiter rauben, sondern grundsätzlich wegkommen von diesem Immer-nur-für-sich-haben-Wollen und sich durchringen zu einem ständigen Geben, Schenken und Teilen – das ist der Sinn von Weihnachten.
Für diesmal habe ich ihn an der Geschichte vom Räuber Rinaldo begriffen. Und dabei fällt mir ein, dass Jesus zum reichen Jüngling gesagt hat: Geh hin und verkaufe, was du hast und gib’s den Armen. Komm und folge mir nach! Das ist doch dieselbe Geschichte und die kenne ich nun schon so lange. Wie vergesslich ich bin! „Räuber Rinaldo erinnert sich“ hat Hans Baumann seine Geschichte genannt. Möchten wir uns doch auch erinnern an das, was Jesus gesagt und getan hat. Es ist schließlich sein Geburtstag, den wir heute feiern. Amen.

24.12.1976: Heiligabend
„Kobo“ von Reinhard Köster

Anstelle einer Predigt möchte ich Ihnen eine Geschichte vorlesen, die ich in einem Weihnachtsbuch gefunden habe. Sie ist spannend und tiefsinnig zugleich – und so werden wir, denke ich, *alle* etwas davon haben: ihr Kinder genauso gut wie wir Erwachsenen. Die Geschichte heißt „Kobo“ und stammt von Reinhard Köster.
Ja, am Heiligen Abend geschah das, was ich euch erzählen will, in einer Stadt hier bei uns in Deutschland. Die Menschen waren am Nachmittag in die Kirche gegangen. Auf dem Weg nach Hause waren sie natürlich alle sehr aufgeregt, vor allem die Kinder. Jetzt sollte ja die Bescherung kommen. Es gab aber eine ganz andere Überraschung. Überall in den Häusern war es das gleiche. Als nämlich der Vater in das Zimmer ging, um die Kerzen anzuzünden, saß da ein fremdes Kind. Und dieses fremde Kind sah ganz anders aus als die eigenen Kinder. Es hatte schwarze Haare, seine Haut war dunkel.
Fast alle Väter waren zuerst sprachlos und sagten dann beinahe die gleichen Worte: „Was machst du denn hier?“ Aber nicht ein Vater bekam eine Antwort. In vielen tausend Wohnungen saßen die fremden Kinder stumm da und sahen die Männer mit großen Augen an, etwas ängstlich, bittend.
Danach holten die Väter ihre Frauen. „Else, komm doch einmal her“, rief Herr Kurtau. „Die Kinder bleiben aber draußen. Draußen bleiben, habe ich gesagt. Friedo, kannst du nicht hören?“
Herr Kurtau sagte gar nichts, sondern zeigte nur auf das Kind. Lange standen sie schweigend da. Dann sagte Frau Kurtau: „Oh, wie elend sieht der Junge aus!“ Herr Kurtau aber sagte: „Ich rufe die Polizei an. Hier ist etwas nicht in Ordnung.“ Frau Kurtau war damit nicht ganz einverstanden: „Vielleicht besser den Arzt oder das Krankenhaus. Das Kind ist sicher krank. Es könnte ja sogar eine ansteckende Krankheit haben.“ „Willst du die Rechnung für den Arzt und das Krankenhaus bezahlen?“ antwortete Herr Kurtau.

Ja, so ähnlich ging es fast überall. Viele riefen tatsächlich bei der Polizei an. Bald wusste man bei der Polizei, dass es nicht nur ein Kind war, sondern Tausende. Was soll die Polizei am Heiligen Abend mit so vielen Kindern machen? Ärzte waren bald auch nicht mehr zu bekommen. Sie sagten nach der Untersuchung immer nur: „Das Kind ist unterernährt. Geben Sie ihm zu essen, dann wird es bald in Ordnung sein. Aber, bitte, zuerst leichte Kost."

So blieben die Kinder bei den Leuten. Leider waren viele sehr verärgert, sagten, das ganze Fest sei verdorben und schimpften herum. Wie ging es bei den Kurtaus weiter?

Als die Eltern sich noch in erregtem Ton darüber unterhielten, was nun zu tun wäre, hatte Friedo – acht Jahre alt – seine Nase durch den Türspalt gesteckt und sah das fremde Kind. Er stieß einen lauten Schrei der Überraschung aus und rief sofort seine siebenjährige Schwester Luci. „Luci, Luci, wir haben Besuch. Komm schnell einmal her." Beide Kinder kamen ins Zimmer gerannt und hüpften vor Freude. Dann gingen sie etwas behutsamer auf das fremde Kind zu, das etwa genauso alt war wie sie. Bei dem fremden Kind war eine Veränderung vor sich gegangen. Es strahlte. Friedo fragte das fremde Kind: „Wie heißt du?" Und weil das immer die erste Frage ist, wenn Kinder sich zum ersten Mal sehen, gab das fremde Kind auch die richtige Antwort: „Kobo", sagte es. „Kobo, Kobo!!" schrien Friedo und Luci. Luci hatte noch nicht vergessen, dass die Kinder das Zimmer nicht betreten sollten. Sie wollte ja auch den Baum nicht sehen, ehe die Kerzen angezündet waren. „Komm, Kobo, wir müssen vor der Tür warten", sagte sie. Sie hielt Kobo die Hand hin, und Kobo stand tatsächlich auf. Alle drei liefen in den Flur, wo es eine lebhafte Unterhaltung gab.

Die Eltern hatten stumm und hilflos bei all dem zugesehen. „Was also nun?" fragte Herr Kurtau, „Polizei oder Krankenhaus?" „Kerzen anzünden", sagte die Mutter. Dabei sah sie ihren Mann mit einem sehr festen, aber auch sehr lieben Blick an. Herrn Kurtau blieb nichts anderes übrig, als nach den Streichhölzern zu greifen. Die Mutter ging zu den Kindern, und als der Gong im Zimmer ertönte, stimmte sie mit ihnen an: „Ihr Kinderlein kommet." Dann gingen sie hinein, Kobo zwischen Friedo und Luci, dahinter die Mutter. So standen sie vor dem Baum und sangen die zweite Strophe. Und es schien, als sänge sogar Kobo mit. Während Herr Kurtau die Weihnachtsgeschichte vorlas, hatten die Kinder ihre Augen auf die Figuren im Stall gerichtet. Eine Figur fesselte sie dieses Mal besonders: der schwarze Kaspar. Friedo hatte große Mühe, das Ende der Geschichte abzuwarten, denn er hatte eine großartige Idee, als er den schwarzen Kaspar zwischen Melchior und Balthasar stehen sah: „Wir spielen 'Die drei Könige'„ platzte er heraus. Und er zeigte auf die drei Figuren und auf sich und die beiden anderen Kinder, so dass Kobo wusste, worum es ging.

Ich kann nicht alles erzählen, was sich noch zutrug bei Kurtaus. Nur von der Bescherung muss ich noch berichten. Es war nicht ganz einfach, aber sie waren alle so glücklich dabei wie nie zuvor. Es war bei Kurtaus so Sitte, dass man von Tisch zu Tisch ging und bei dem jüngsten Familienmitglied, also bei Luci, anfing.

Ohne dass irgendeine Absprache stattfand, wusste jeder von den Kurtaus, worauf es ankam. Man musste mit dem ersten Blick auf den eigenen Gabentisch entscheiden, welche Geschenke man Kobo abgeben wollte. Kobo sollte nämlich nicht merken, dass für ihn gar nichts vorgesehen war. Er sollte den Eindruck haben, dass bestimmte Sachen von vornherein für ihn bestimmt waren. Luci machte es eigentlich am besten, obwohl sie es gar nicht leicht hatte. Sie sah auf ihren Tisch und griff ohne zu zögern zu einem Malblock und einer Schachtel mit Buntstiften: „Oh, das Weihnachtsgeschenk für Kobo!" Nun hatte sie etwas Zeit gewonnen. Angestrengt sah sie sich um, was wohl noch für Kobo sein könnte. Da fiel ihr Blick auf einen wunderschönen Schal, den sicher die Mutter gestrickt hatte. Es war ihr besonderer Wunsch gewesen,

einen ganz langen Schal zu besitzen, so lang, dass die beiden Enden über die Schultern weit herunterhingen, eines vorne und eines hinten. Aber jetzt hatte sie einen noch viel größeren Wunsch: noch etwas für Kobo zu finden. Entschlossen griff sie den Schal, wand ihn Kobo um den Hals und gab ihm noch einen Kuß. Dann sah sie sich die anderen Geschenke auf ihrem Tisch an. Die anderen Kurtaus folgten nun dem Beispiel Lucis, als sie an der Reihe waren, ihre Geschenke zu besehen. Wie gesagt: Ich kann nicht alles ausführlich erzählen. Es waren herrliche Tage. Als sie am Neujahrsmorgen aufwachten, gab es allerdings wieder eine Überraschung: Kobo war verschwunden.

Jetzt erst erinnerten sich Kurtaus daran, dass Kobo auf so geheimnisvolle Weise erschienen war. Sie erkundigten sich bei den Nachbarn und fanden ihre Vermutung bestätigt: Alle Kinder waren so plötzlich verschwunden, wie sie am Heiligen Abend dagesessen hatten. Manche atmeten auf und sagten: „Gott sei Dank!"

Aber Kurtaus und viele andere waren sehr traurig. Es gab eine kleine Nachüberraschung. Einige Tage später kam mit der Post ein Brief ohne Absender. Dieser Brief enthielt nur ein Wort: „Dankeschön." Von wem war der wohl? Von Kobo? Der konnte ja nicht schreiben! Luci hatte die beste Erklärung: „Der Brief ist, glaube ich, vom Christkind." „Jesus hat uns einen Brief geschrieben", bestätigte Friedo. Und das ist ja wirklich eine aufregende Sache, wenn man von Jesus einen Brief bekommt.

Noch ein letzter Schluss. In diesem Jahr hat Luci auf ihren Wunschzettel geschrieben: „Einen Schal, wie Kobo ihn im letzten Jahr bekommen hat. Und bitte, lass Kobo wiederkommen."

Friedo schreibt keine Wunschzettel mehr, ja er lächelt darüber, wenn Luci es tut. Aber er hat doch zu Luci gesagt, dass er diesen Wunsch voll und ganz billige.

Eine überraschende Geschichte: mitten in die Festfreude derer, denen es gut geht, platzen diejenigen herein, die sonst vergeblich auf ihren Anteil an der Freude warten, „die allem Volk widerfahren soll". Diese anderen kommen hier nicht bloß in Reden und Nachrichtensendungen vor, sondern sie sind so leibhaftig da, dass ein Ausweichen unmöglich wird. Man kann sich der unpassenden Gäste nicht mit einer großzügigen Geste, einem Griff in den Geldbeutel zum Beispiel, entledigen; es ist nötig, ihnen ins Gesicht zu sehen, sich auf sie einzustellen, mit ihnen auszukommen – und dabei vielleicht zu erleben, wie alles Gewohnte auf den Kopf gestellt wird und wie es am Schluss gar nicht mehr sicher ist, wer hier wem ein „Danke" sagen kann, weil „das Schenken nicht mit Dingen abzumachen ist, sondern nur mit dem Leben selbst, das man verteilen oder horten kann".

Ich wünsche uns allen Augen, die sehen, Ohren, die hören, einen Mund, der sich auftut für den andern, und Hände, die geben. Amen.

24.12.1976: Heiligabend

Thema: Marienbilder (Lukas 1,46-55)

Wenn ich an Maria, die Mutter Jesu, denke, dann habe ich zwei Bilder vor Augen. Zuerst das Weihnachtsbild: Maria sitzt oder kniet neben der Krippe und betrachtet ihren neugeborenen Sohn. Da ist Liebe in ihrem Blick, Ausdruck einer tiefen Verbundenheit. Aber da ist auch Abstand zu dem Kind in der Haltung des Gebets. Maria weiß, dass dieses Kind nicht ihr allein gehört, ihren Wünschen und Vorstellungen, sondern Gott, der eine Menge mit diesem Kind vorhat.

Und als zweites sehe ich die Pietà, das Bild der Marienklage vor mir: Maria sitzt da mit ihrem toten Sohn auf dem Schoß. Ihr Gesicht drückt Schmerz aus, aber auch Verstehen für diesen Tod, der im Namen der Liebe uns allen zugute geschehen ist. Kein Anklagen, nur ein Vorzeigen: Seht her, so geht es mit einem Menschen, der sich unbeirrt für die Liebe einsetzt.

Für mich verkörpert Maria in diesen Bildern die mütterliche Liebe, die nicht fordert, sondern schenkt; die freigibt und doch begleitet; die erträgt und sich nicht abbringen lässt. Es sind sehr stille und nach innen gekehrte Bilder, die ich da von Maria, der Mutter Jesu, vor Augen habe. Ich weiß nicht, woran Sie denken, wenn Sie den Namen Maria hören. Vielleicht auch an das Weihnachtsbild oder an das Bild der Marienklage. Vielleicht aber auch an die oft übertriebene und für uns Evangelischen oft schwer verständliche Marienverehrung in der katholischen Kirche. Und deshalb mag es Ihnen jetzt auch schwer fallen, sich in Gedanken auf das Bild der Maria einzulassen. Sie sind es gewohnt, am Heiligen Abend etwas über Jesus zu hören. Trotzdem möchte ich Sie einladen, mit mir über das Bild der Maria nachzudenken. Vielleicht entdecken wir dabei etwas Wichtiges von Weihnachten.
Bei mir verbindet sich die Vorstellung von Maria mit der konkreten Anschauung, die ich in Kolumbien, diesem katholischsten aller Länder in Südamerika, gewonnen habe. Ich muss gestehen, dass ich vor Jahren mit ziemlich vielen Vorurteilen über die südländische Marienverehrung, ja manchmal Marienbegeisterung, nach Kolumbien gefahren bin. Und ich habe tatsächlich auch vieles von dem bestätigt gefunden, was ich vorher über den bisweilen heidnischen und abergläubischen Charakter der Marienverehrung dachte. Aber ich habe auch etwas dazugelernt. Ich habe ein neues Bild von Maria, der Mutter Jesu, kennen gelernt. Ein Bild, das viel weniger still und nach innen gekehrt ist als mein altes, von dem ich Ihnen zuerst erzählt habe.
Heute kommt es mir so vor, als wäre dieses neue Bild von Maria, das ich in Kolumbien kennen gelernt habe, so etwas wie eine Illustration und Auslegung des Magnifikats, jenes Lobgesangs, den wir vorhin gehört haben: „Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geist freut sich Gottes, meines Heilandes, denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen.“
In Kolumbien tanzen die Menschen eine ganze Woche lang durch die Straßen, wenn sie Weihnachten feiern. Mich hat dieses bunte Treiben eher an Silvester oder Karneval erinnert und zunächst etwas abgestoßen. Aber dann habe ich gedacht: das passt doch eigentlich viel besser zu der frohen Botschaft, zu der „großen Freude, die allem Volk widerfahren wird“, als unsere gedämpfte Feierlichkeit, und es ist da in Kolumbien wirklich das Volk, es sind die Armen und Unterdrückten, die sich freuen und tanzen und die Geburt Jesu feiern.
Der Lobgesang der Maria wird so zu einem Symbol für die Freude der Armen: Gottes Liebe, Gottes Erbarmen gilt gerade ihnen, ihnen ganz besonders. Die Armen und Verachteten betrachten Maria als eine der Ihren. Und gerade sie, die einfache Frau aus dem Volk, hat Gott auserwählt, um der Welt das Heil und die Rettung zu bringen. Vielleicht können Sie sich vorstellen, wie wichtig diese Botschaft und wie wichtig dieses Fest für die Armen ist: für einen Augenblick wenigstens erhalten sie ihre Würde und ihren Wert zurück, der ihnen sonst genommen wird. Ich frage mich, ob unsere gedämpfte Weihnachtsfreude vielleicht deshalb so mager ausfällt, weil wir das gar nicht mehr verstehen können, was das heißt: „Siehe, ich verkündige euch große Freude“.
Unsere Situation ist nicht so, dass wir noch eine großartige Freude und Befreiung erwarten. Im Gegenteil, wir besitzen schon so viel, dass uns zu Weihnachten manchmal ein leiser Ekel beschleicht vor all dem Rummel und wir uns gar nicht mehr richtig freuen können. Weihnachten ist anstrengend geworden, weil wir schon so hoffnungslos übersättigt sind. Aber auf dem Grunde unseres Überflusses sind wir doch auch arm und brauchen wieder die Freude menschlicher Beziehung und menschlicher Solidarität. Da steckt unsere Sehnsucht und unsere Weihnachtserwartung.

Vielleicht schauen wir einmal die Maria auf unseren Weihnachtsbildern genauer an und lernen von ihr, was es heißt, sich zu freuen und aus der eigenen Niedrigkeit erhoben zu werden. Neben der Maria, die das Symbol der Freude für die Armen ist, habe ich aber auch noch ein anderes Marienbild in Kolumbien kennen gelernt: es ist das Bild der Retterin und Befreierin.
Viele Demonstrationen und Protestmärsche der armen Leute werden vom Bild der Mutter Gottes angeführt. Maria verkörpert die Hoffnung auf Befreiung – eben weil sie in ihrer „Niedrigkeit“, als „Magd“, den Armen und Machtlosen ganz nahe ist und von ihnen als eine der Ihren empfunden wird, und weil es in ihrem Lobgesang heißt: „Er übt Gewalt mit seinem Arm und zerstreut, die stolzen Herzens sind. Er stößt die Mächtigen vom Thron und erhebt die Niedrigen. Die Hungrigen füllt er mit Gütern und lässt die Reichen leer.“
Schon die russischen Zaren hat dieser Abschnitt des Evangeliums in Angst und Schrecken versetzt. Und ich frage mich, was das wohl bei uns auslöst, wenn wir so etwas hören. Bei mir ist es Betroffenheit. Ich gehöre ja wohl auch zu den Reichen, die Gott leer ausgehen lässt. Noch ist es nicht so weit, dass mir mein Wohlstand und mein Lebensstandard genommen werden. Aber das kommt vielleicht noch, wenn die Armen dieser Erde die Mächtigen vom Thron stoßen und dabei das Bild der Mutter Gottes vor sich her tragen. Noch mehr als diese düstere Zukunftsaussicht beschäftigt mich allerdings der Gedanke, ob ich nicht vielleicht jetzt schon leer bin, bar jeder Hoffnung und Freude, die sich für die Armen dieser Welt mit der Weihnachtsbotschaft verbindet.
Worüber freue ich mich denn an diesem Heiligen Abend 1976, was hoffe ich mit Ihnen gemeinsam? Doch nicht dass Gott kommt mit gewaltigem Arm und zerstreut, die stolzen Herzens sind! Doch nicht, dass er die Mächtigen vom Thron stößt und die Niedrigen erhebt! Doch nicht, dass er die Hungrigen mit Gütern füllt und die Reichen leer lässt! Das hieße doch den Ast absägen, auf dem wir sitzen!
So weit haben wir es also gebracht in all unserm Reichtum, dass wir keine großen Hoffnungen mehr haben, sondern eher Ängste, es könnte sich etwas ändern an unserer Situation, es könnte Wirklichkeit werden mit dieser Botschaft von der „Freude, die allem Volk widerfahren wird“. Was andere jubeln und tanzen lässt, das macht uns eher verlegen und ängstlich. Und wir sind dann schnell dabei, die Weihnachtsgeschichte zu ermäßigen und zu verharmlosen, als ob das alles nicht so genau und wirklich gemeint sei, sondern etwas anders, innerlicher, geistlicher – jedenfalls weniger gefährlich für uns.
Ich habe in Kolumbien zu Weihnachten die Menschen das Bild der Maria vor sich her tragen sehen – ich habe ihre Freude gesehen und ihre Hoffnung. Und ich habe mir gewünscht, an ihrer Seite zu gehen, auch hinter diesem Bild der Maria herzugehen – der Maria der Freude und der Hoffnung für die Armen. Und ich habe mir gewünscht, nicht zu denen zu gehören, die ihnen aus protestantischer oder intellektueller oder sonst einer Überheblichkeit dieses Marienbild kaputtmachen, nur um die eigenen wirtschaftlichen und machtpolitischen Interessen zu verdecken und sich nur ja nicht der Herausforderung der Buße und Umkehr zu stellen.
„Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele“, hat Jesus einmal gesagt. Von seiner Mutter Maria können wir lernen, was gut ist für unsere Seele: nämlich die Freude und die Hoffnung an der Seite der Armen. Gott helfe auch uns auf, wie er versprochen hat. Er gebe uns Licht und lenke unsere Füße auf den Weg des Friedens. Amen.

24.12.1977: Heiligabend

„Timofei Ossipowitsch“ von Nikolai Ljesskow

Ich habe in diesem Jahr lange gesucht nach einer Geschichte, die ich Ihnen im Heiligabendgottesdienst vorlesen könnte. Ich dachte dabei an eine Geschichte, von der die Erwachsenen etwas haben und auch die Kinder; eine Geschichte, die uns allen hilft, den Sinn von Weihnachten besser zu verstehen. Gestern nun habe ich eine gefunden. Sie heißt: „Der Gast beim Bauern“ und stammt von dem russischen Dichter Nikolai Ljesskow[5]. Ich lese Sie Ihnen einmal vor:

Timofei Ossipowitsch war ein frommer Mann, wohl vertraut mit der Heiligen Schrift, geachtet im ganzen sibirischen Lager der Verbannten. Doch lag auf seinem Gesicht stets ein Anflug von Gram und Schwermut, und wenn ihn ein Vertrauter auf seinen Onkel ansprach, wurde er kreidebleich. Dieser Onkel – so hatte er einem jungen Freunde einmal mitgeteilt – hatte seine Familie zerstört: Timofeis Vater hatte er tödlich gekränkt, seiner Mutter das Leben und das Sterben bitter gemacht, Timofei selbst verleumdet und durch Intrigen erzwungen, dass man ihm, dem alten Manne, eben das junge Mädchen zur Frau gebe, das Timofei von Kindheit an liebte und heiraten wollte. Dagegen verblasste der Umstand, dass dieser Onkel auch noch das gesamte und nicht geringe Erbe Timofeis sich angeeignet und nahezu gänzlich durchgebracht hatte. So war es dann einmal zum Streit gekommen, bei dem Timofeis Messer die Hand des Onkels durchstochen hatte, was ihm als Anschlag auf dessen Leben ausgelegt wurde. Seitdem lebt Timofei Ossipowitsch im Lager der Verbannten, und sein Herz kann keine Ruhe finden vor lauter Leiden unter dem Unrecht. So gehen Jahr zehnte ins Land. – Eines Tages trifft es sich, dass Timofei Ossipowitsch bei seiner täglichen Bibellese auf jene Stelle trifft, wo Jesus bei einem Pharisäer zu Gast ist und ihm nicht einmal Wasser gegeben wird, sich die Füße zu waschen, und er denkt bei sich: „Herr, kämest du zu mir, ich gäbe mich selbst dir hin.“ Und es ist ihm, als hörte er das Echo: „Ich werde kommen.“ Von diesem Tage an lässt Timofei bei jeder Mahlzeit ein Gedeck mehr herrichten – in Erwartung seines Herrn. – Monate vergehen. Es naht das Christfest, und Timofei versichert seinem Freund am Heiligen Abend, und eine große Gewissheit erfüllt ihn: „Morgen erwarte ich den Herrn!“ Zu diesem Ehrentag lädt Timofei Ossipowitsch nach Art der sibirischen Verbannten viele Gäste in sein Haus ein. Er selbst geht in quälender Unruhe auf und ab und wartet, zögert. Doch nichts geschieht. Enttäuscht, dass Gott ihn sitzen gelassen habe, eröffnet er zaghaft die Tafel und beginnt zu beten: „Christus wird geboren, lobsinget, Christ kommt vom Himmel, verkündet es, Christ ist auf Erden.“ Im selben Augenblick schlägt der Sturm an das Haus, so dass die Stubentür auffliegt, und auf der Schwelle steht ein uralter Mann, in Lumpen gekleidet. Das Licht der Lampe scheint ihm ins Antlitz und auf die Hand, die eine vernarbte Schramme zeigt. Timofeis Augen hängen an dieser Gestalt, er stockt – und dann ruft er plötzlich laut: „Herr, ich sehe ihn und nehme ihn auf in deinem Namen. Du selbst aber gehe nicht bei mir ein, denn ich bin ein böser Mensch.“ Dann verneigt er sich vor dem Alten und führt ihn auf den vornehmsten Platz. Der Alte blieb bei Timofei Ossipowitsch, und sterbend segnete er ihn. Timofei aber fand für immer Ruhe in seinem Herzen. Er war zu Weihnachten seinem Herrn begegnet.

Ich weiß nicht, wie es Ihnen mit dieser Geschichte geht, ob Sie sich davon in Ihrem eigenen Erleben angesprochen fühlen. Mir geht es so, dass mich diese Geschichte sehr bewegt, weil ich mich in ihrem Spiegel ein Stück weit selber erkenne. Ich bin auch so ein Timofei Ossipowitsch – zum Teil jedenfalls und im Grundsätzlichen. Und vielleicht finden Sie sich auch in dieser Geschichte wieder. Aber ich will es einmal für

[5] Nikolai Ljesskow, Der Gast beim Bauern – Weihnachtserzählungen, Recklinghausen: Paulus 1951.

mich selber formulieren – meine Betroffenheit und meine Beziehung zu dieser Geschichte.
Ich bin auch manchmal gekränkt und fühle mich zu Unrecht behandelt. Ich streite mich und dabei rutscht mir schon mal der Mund oder die Hand aus. Und dann muss ich wie er ins „Lager der Verbannten“: der andere schließt mich aus oder ich selber ziehe mich zurück. Das macht mich schwermütig und bleich. Ich leide unter dem Unrecht und kann keine Ruhe finden. Dabei möchte ich ganz anders sein: offen für den andern, warmherzig und freundlich, bereit zu verzeihen und Frieden zu schließen. Etwas von dem Geist Jesu wünsche ich mir dann: dass Gott in mir Wohnung nimmt und meine Füße lenkt auf den Weg des Friedens.
Und wie Timofei Ossipowitsch erwarte ich den Besuch Gottes besonders zu Weihnachten. Ich suche ihn in den alten Liedern, im Glanz der Lichter, im Kind in der Krippe – und möchte darüber selber wieder zum Kind werden: zurückfinden zu meinen Anfängen, noch einmal ganz von vorn anfangen; mich besuchen und beschenken lassen. Einer wird für mich da sein und mich nicht sitzen lassen. Einer wenigstens wird mich verstehen und mich in den Arm nehmen!
Aber Gott kommt nicht so, wie ich ihn erwarte. Jedenfalls nicht so, dass ich mich gar nicht erst zu ändern brauche. Gott mutet mir zu, selbst den entscheidenden Schritt zu tun. Es geht nicht ohne Hingabe, nicht ohne den Einsatz der eigenen Person. Timofei Ossipowitsch hatte das schon ahnungsweise verstanden, als er bei sich dachte: „Herr, kämest du zu mir, ich gäbe mich selbst dir hin.“ Sich selbst hingeben, sich selbst verschenken – das ist etwas ganz anderes, als immer nur Erwartungen zu haben.
Ich merke, wie mich diese Geschichte auf einen schwachen Punkt bei mir selber anspricht: ich möchte immer so viel *bekommen* und habe es schwer zu *geben*. Gerade zu Weinnachten, wo ich so viel für mich selber erwarte; und gerade gegenüber den Menschen, die mir angeblich Unrecht getan haben und mit denen ich mich so schwer versöhnen kann.
Timofei Ossipowitsch ist da doch schon ein Stück weiter als ich. Ich möchte ihm das sagen und so für mich selber festhalten, was ich verstanden habe und wo ich noch eine Aufgabe sehe.
Timofei, du hast dir lange Zeit deine Bilder von Gott gemacht und vergeblich gewartet. Aber dann, Timofei, dann fand ich dich großartig, beneidenswert, überraschend – dass du in dem entscheidenden Augenblick entdeckt hast, dass Gott jetzt ganz nahe sein könnte. Du hast es wahrgemacht: „Herr, kämst du zu mir, ich gäbe mich selbst dir hin.“ Ich kann mir vorstellen, Timofei, dass dir dieses Weihnachten nicht in den Schoß gefallen ist.
Es ist nicht leicht, einem Feind zu vergeben. Weihnachten kann anstrengend sein! Ich habe das Gefühl, dass ich mir diesmal Weihnachten mit meiner Familie einfacher, ungefährlicher, weniger anstrengend ausgedacht habe, mir nur aufrichtig Ruhe gewünscht habe.
Ich überlege nun, ob ich mir dabei nicht zugleich ein Weihnachten ohne Gott gewünscht habe. Kann Weihnächten ohne innere Unruhe abgehen, ohne Veränderung der eigenen Person, ohne Bereitschaft zum Frieden und zur Versöhnung? Ich glaube nicht! Ich wünsche Ihnen und mir deshalb eine versöhnliche Feier wie im Hause von Timofei Ossipowitsch. Amen.

25.12.1978: 1. Weihnachtstag*
Lukas 2,15-20

Ich stelle mir vor: Ich wünsche Freunden, Verwandte und Bekannten ein unruhiges Fest. Die Reaktion wäre vermutlich eindeutig: Befremden, Verärgerung oder Ablehnung würde ich mit solch einem ungewohnten Wunsche ernten. Alles spricht in diesen Tagen gegen die Unruhe. Alle wünschen sich ein geruhsames und friedevolles Fest und ebensolche Feiertage. Das bringt die Hetze der davorliegenden Tage mit sich. Manche sagen zwar inzwischen, es seien Klischeevorstellungen, immer vom Weihnachtsbetrieb und vom Weihnachtstrubel zu sprechen. Mag sein, dass sie recht haben, aber manchmal ist die Wirklichkeit eben zu ihrem eigenen Klischee erstarrt. Jahraus, jahrein, alle Jahre wieder bietet sich dasselbe Bild, alle klagen darüber, und einige beginnen allmählich auch mit vorsichtigen Absetzbewegungen von Festtrubel und Feiertagsunruhe: Sie verlassen über Weihnachten die überfüllten Straßen und Städte, sie verlassen den Lichterglanz und die Festgepflogenheiten und flüchten sich in einsame Bergdörfer, träumen von Winterlandschaften und stillen und klaren Nächten.
Ob sie dabei besser auf die Fährte von Weihnachten kommen, ob sie besser als die Zuhausegebliebenen erkennen, was Weihnachten bedeuten kann, wer mag das entscheiden?
Ich stelle mir weiter vor: Das erste Weihnachtsfest war voller Unruhe. Keine stille klare Nacht der hohen Sterne, kein Friede unter der Kreatur und in der Gesellschaft: Die Weihnachtsgeschichte des Lukas berichtet von sehr viel Bewegung. Inmitten einer von einer fernen Obrigkeit befohlenen kleinen Völkerwanderung wird Christus geboren. Keine feierliche Vorbereitung für die Geburt, kein Auf-den-Zehen-Gehen und kein schonendes Geflüster, keine gedämpften Stimmen, um die Mutter nicht zu stören. Im Gegenteil: Entgegen allen Regeln der Fürsorge und Hygiene meldet sich Be such, die Hirten kommen mitten in der Nacht hereingestürmt. Im Umgang mit ihren Tieren sind sie ganz sicher nicht gewohnt, leise aufzutreten, vermutlich können sie nicht einmal ihre Stimmen dämpfen, denn in der Auseinandersetzung mit wilden Tieren kommt es dar auf an, sich mitlaufen Stimmen zur Wehr zu setzen, um Angriffe abzuwehren. Also: Es war ganz sicher keine stille Nacht, das wurde sie erst später, beeinflusst durch die herausfordernde Poesie der Weihnachtsgeschichte, interpretiert durch unzählige von Malern, überdacht durch ebenso viele Schriftsteller und Poeten. Diese Bewegung, die so eindeutig die Weihnachtsgeschichte prägt, steigert sich noch: Die Hirten bleiben nicht. Sie lassen sich wenig Zeit, ihr Besuch wird nicht ausgedehnt. Sie brechen bald wieder auf, sie kehren zurück in die Nacht, sie kehren zurück an ihr Alltagsgeschäft. Aber auch Maria, mag sie durch die ganzen Geburtsumstände äußerlich zur Ruhe gezwungen sein, kommt innerlich nicht so schnell zur Ruhe. Der Text sagt von den Hirten: Sie kehrten wieder um, priesen und lobten Gott; und von Maria heißt es: Sie bewegte alle diese Worte in ihrem Herzen.
Freilich, die Unruhe dieser ersten Weihnachtsnacht unterscheidet sich von der Unruhe des Weihnachtsfestes im Jahre 1978 in sehr wesentlichen Punkten. Durch die Geburt Christi bekommen Unruhe und Bewegung unter den Menschen einen neuen und gewiss auch tieferen Sinn.
Der Mensch vor und nach Christi Geburt drehte und dreht sich um sich selbst. Manchmal sieht es so aus, als sei dieses Drehen des Menschen um sich selbst nach der Geburt Christi noch genauso wie vor der Geburt Christi, als habe sich nichts geändert, als sei schließlich doch alles beim alten geblieben. So hat eigentlich dann jedes Jahr aufs Neue die Weihnachtsgeschichte gegen solche Resignationen und Missverständnisse anzukämpfen. Denn die Botschaft von der Geburt Christi soll ja

den Menschen aus der Drehbewegung um sich selbst herauslösen, soll ihm deutlich machen, dass er nicht mit sich allein ist und nicht mit sich allein bleibt.
Der Mensch dreht sich um sich selbst, er beschäftigt sich mit sich selbst. Er überlegt, wie er seine Arbeit ein teilt, wie er plant, wie er über die Runden kommt, was er zu essen hat, wie die nahe und die fernere Zukunft aussieht; er macht sich Gedanken über seine Kinder, über Gefahren, die ihnen und ihm drohen. Mit diesem Drehen um sich selbst ist sehr viel Angst, Sorge und sehr viel Auf-der-Stelle-Treten verbunden. Wir wissen nicht, was die Hirten damals auf dem Felde dachten, ein Teil von ihnen schlief, ein anderer war mit der Wache beauftragt. Wir wissen nicht, welche Gedanken durch die Köpfe der Wachenden gingen. Menschengedanken, Gedanken, die sich um gestern und morgen drehten. Gedanken, die das Naheliegende, das Drohende, das Mögliche und das zu Fürchtende bedachten. Aber eben durch die Weihnachtsbotschaft erleben die Hirten als die zuerst Betroffenen, dass Gott sich in die Gedanken des Menschen um sich selbst einschaltet. Die Weihnachtsbotschaft macht klar, dass Menschen nicht sich selbst überlassen bleiben. Die Weihnachtsbotschaft spricht von einem erdnahen, an die Erde sich bindenden Gott, sie spricht von einem Gott, der die als unüberwindlich geltenden Grenzen von oben und unten außer Kraft setzt. In dieser Weihnachtsgeschichte ist wirklich alles in Bewegung, nicht nur einige Menschen, sondern Himmel und Erde bewegen sich aufeinander zu, die Grenzen werden plötzlich hinfällig, nichts bleibt beim alten, nichts bleibt so, wie man es seit Jahrhunderten und Jahrtausenden gewohnt war. Gott bindet sich an die Welt: Christus wird geboren.
Dabei wird freilich deutlich, dass nun nicht die Patentlösung aller Menschheitsfragen verkündet wird. Den Menschen wird kein Ende der Unruhe versprochen. Die Menschengedanken sollen sich nicht beruhigen, im Gegenteil, sie kommen aufs neue in Bewegung. Weder Krieg noch Sinnlosigkeit, Leid, Hunger, Versagen oder Unheil werden abgeschafft, Die Begegnung zwischen Gott und Welt bedeutet keine totale Revolution, sondern dies: Gott ist und bleibt der Erde nahe, und er teilt sich ihr mit: In Bethlehem wird ein Kind geboren: Christus.
So enthält die Geburtsgeschichte Christi eine unmissverständliche Absage an jede gewaltsame Änderung, an umstürzlerische Vorhaben und einseitige Radikalität. Ebenso aber lässt sich aus dieser Geburtsgeschichte sehr deutlich die Bewegung herauslesen und heraus empfinden, in die Menschen versetzt werden, die sich mit diesem Gott, der sich an die Erde bindet, einlassen und mit ihm sich beschäftigen. Nirgendwo ist inmitten der Grenzen sprengenden Ereignisse etwas von Zurückweichen, erst recht aber auch nicht von Zaudern und von Unbeweglichkeiten zu lesen. Es bleibt eben nicht alles beim alten: Weihnachten ist ein das Herz, den Mund und die Füße bewegendes Ereignis. Die Hirten kommen nicht nach Bethlehem, um zu genießen. Sie kommen nicht, um flüchtige Festlichter in ihren trübseligen Alltag mitzunehmen. Sie kommen und sie gehen wieder. Sie gehen, weil es da nichts gibt, was sie stillzustehen und zu bleiben heißt. Sie gehen, weil das, was sie gesehen haben, fortan mit ihnen geht und weil sie es anderen Menschen schuldig sind, darüber zu sprechen. Die Bewegung Gottes zum Menschen bewegt die Menschen.
Ich stelle mir vor: Ein Reporter befragte die Hirten über ihre Erlebnisse in Bethlehem. Vermutlich hätten sie zur Enttäuschung des Fragers wenig zu berichten. Was bedeutet schon ein Kind oder die Geburt eines Kindes? Wer über das die Hirten so bewegende Ereignis hätte berichten wollen, der hätte sie in ihrem Leben und auf dem Feld im Umgang mit ihren Herden, in ihrem Alltag und in ihrem Beruf beobachten müssen. Dort entscheidet sich, ob das, was sie gesehen und gehört hatten, ihnen hilft, sich nicht trostlos um sich selber zu drehen, sondern es als tragfähigen Sinn und als Hoffnung in ihren bescheidenen Lebensablauf einzubauen. Ebenso Maria. Was sie

gehört hatte, das bewegte sie in ihrem Herzen. Mag sie auch äußerlich, erzwungen durch die Umstände, ruhig erscheinen, im Inneren laufen bei ihr Prozesse ab, im Inneren entstehen Gedanken und Gefühle: Das Abenteuer des Nachdenkens beginnt, wohl nicht nur allein in dieser Nacht, sondern auch in folgenden Tagen und in folgenden Nächten. Maria hatte etwas, worüber sich nachzudenken lohnte. Etwas, was das oftmals qualvolle Kreisen um sich selbst, den qualvollen Gefangenengang eingeschlossener Gedanken und Gefühle unterbricht. Gott hat sich in Christus an die Erde gebunden, nicht, um mit der Erde unterzugehen, sondern um ihr über sich selbst hinauszuhelfen, um sie aus dem selbstgenügsamen Dreh zu befreien und hinzuweisen auf das Getragen- und Begleitetsein von dem, was mehr ist als Erde, mehr ist als Vergangenheit und Gegenwart, nämlich Zukunft, Hoffnung.
Was also ist anders geworden durch Weihnachten? Ich stelle mir vor: Menschen gehen wieder auf Menschen zu. Sie versuchen, die alten Worte, die zwischen ihnen stehen und die sie getrennt haben und möglicherweise auch weiterhin trennen, beiseite zu räumen. Sie versuchen, neue Worte zu finden, um die Brücke zum anderen wieder herzustellen.
Menschen gehen auf Menschen zu: Sie versuchen, an deren etwas abzunehmen von deren Sorge, von deren Belastung, nicht dadurch, dass sie darüber hinwegtrösten, sondern dadurch, dass sie mitempfinden und mit dem anderen dunkle Stunden durchzustehen in der Lage sind. Menschen gehen wieder auf Menschen zu: Sie hören auf andere, sie hüten sich, zu früh zu antworten und fertige Rezepte feilzubieten. Sie hören zu und versuchen sich ein Bild zu machen und den anderen ihr Dasein durch Zuwendung und Schweigen deutlich zu machen.
Oder aber: Menschen halten ihre Gedanken und Gefühle in Bewegung. Sie hüten sich vor Starrheiten, Vorurteilen und Gewohnheiten. Sie kommen durch das bewegende Ereignis des sich an die Erde bindenden Gottes nicht zur Ruhe. Sie bleiben auf dieser Erde, aber sie verfallen ihr nicht, sie drehen sich nicht nur um sich, sie versuchen Gottes Gedanken ein Stück weiter zu denken. Und da lässt sie vieles eben nicht zur Ruhe kommen: die Einsamkeit der Sterbenden, die Diffamierung des Andersdenkenden, die Unsicherheit der Fragenden.
Weihnachten – ein unruhiges Fest? Ein Fest, das Impulse zum Leben gibt, ein Fest, das in Bewegung hält, ein Fest, das Bewegung bringt. Sollten wir das Gefühl haben, dem Klischee des Weihnachtsfestes entfliehen zu müssen, so haben wir die Möglichkeit, im Nach-Gehen der Schritte der Hirten, im Nach-Denken der Gedanken der Maria dem wirklichen Christfest ein Stück näher zu kommen.

24.12.1979: Heiligabend*
Titus 2,11-3,7

Da wären wir also wieder, wie alle Jahre. Von neuem angesteckt von der Sehnsucht nach so etwas wie einem anderen, menschlicheren Leben angesichts der Gnadenlosigkeit unserer Zeit.
Wir: noch immer mit unseren großen, unerfüllten Wünschen nach Liebe, Zärtlichkeit, Frieden. Und wieder mit der Frage, ob unsere Geschenke denn auch hergeben, was sie versprechen; ob Weihnachten vielleicht diesmal etwas von dem einlöst, was wir erwarten ...
Wir – bis vor kurzem noch beschäftigt mit Vorbereitungen, Laufereien, Hetze. Noch haben wir die lauten, harten Worte von vorhin im Ohr. Doch nun: dieser Nachmittag hier in der Kirche, der Beginn des „Heiligen Abends“! Wir: zusammengekommen von überallher. Sehen Sie sich einmal um, schauen Sie sich an: Nun doch zusammengebracht mit den Nächsten-Allzunahen, bei denen die Nähe mitunter mehr trennt als

verbindet – und mit ganz Fernen, Unbekannten, die uns hier auf einmal sehr nahekommen, obwohl wir nicht einmal ihre Namen kennen ...
Wir alle: angelockt und überraschend zusammengebracht durch das Kind, das wir feiern. Merkwürdig: Seine Ausstrahlung reicht weiter als unsere Herzen und Hände. Damals hat es die Hirten angelockt, das arme Volk und die Weisen von weither. Und heute? – Vielleicht den Fremdling in der eigenen Familie; den unbekannten Nächsten neben mir; vielleicht die ganz Fernen, die uns nahekommen, wenn uns ihr Elend nahegeht ... Offene Grenzen, ein weiter Horizont! Als ob da etwas wäre, was allen gilt und allen Hoffnung macht und darum alle verbindet.
„Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen." Ja, da ist etwas, was unsere Herzen bewegt. Es ist nur so schwer, es in Worte zu fassen. Manchmal sind wir darauf angewiesen, dass ein anderer für uns aus spricht, was uns im Innersten bewegt. So wie Paulus das getan hat für die ersten Christen in seinem Brief an Titus:
„Nun ist also die Freundlichkeit Gottes erschienen, mit der unser Leben und unser Heil steht und fällt. Allen Menschen ist sie zugewandt. Was will sie erreichen? Sie möchte uns bewegen, unsere Gottlosigkeit ab zuwerfen und alles, was nur Gier, was nur vergängliche, weltliche Freude ist. Sie möchte erreichen, dass wir mit klarem Geist, willig und gehorsam, in Gerechtigkeit und im Glauben leben, solange wir in dieser Welt sind. Denn auf uns wartet eine große Zukunft: dass Gott in seinem Glanz und in seiner Größe sichtbar hervortritt, dass Christus hervortritt, der unser Leben gerettet hat. Er hat sich selbst geopfert, an unserer Stelle, um uns von allem Unrecht frei zu machen, um uns zu reinigen und zu läutern und Menschen aus uns zu machen, die ihm zugewandt sind und willens, das Rechte zu tun. Denn auch wir, wir alle, lebten gedankenlos vor uns hin. Auch wir hatten kein Interesse am Willen Gottes. Auch wir liefen planlos durchs Leben, getrieben von unserer Gier und von Vergnügungen jeder Art. Bosheit und Neid beherrschten uns. Man Hasste uns und wir Hassten einander. Aber da ging uns Gottes Freundlichkeit und Liebe wie eine Sonne auf. Wir fanden ein neues Leben. Nicht weil wir uns so sehr darum bemüht hätten, sondern weil Gott sich unser annahm. Und wir fanden das bleibende Leben, als wären wir neu geboren. Mit heiligem Geist hat Gott uns gewaschen, gereinigt und erneuert. Mit dem Geist, den wir von Jesus Christus, unserem Helfer, empfangen haben. Seine Freundlichkeit ist es, die uns hilft, mit Gott eins zu sein. Seine Freundlichkeit ist es, die uns hilft, so zu leben, dass wir Gott gefallen. Und schließlich wird es seine Freundlichkeit und Liebe sein, die uns ewiges Leben gibt, Leben in seinem Reich."
Diese Worte des Paulus sind alt und doch schön und unverlierbar, weil sie an eine tiefe Sehnsucht in uns allen rühren: Ein neues Leben im Lichte der Liebe, der Zärtlichkeit, des Friedens. Frei von aller Angst, allem Hass, aller Schuld und aller Gier, die uns zu unruhigen Menschen machen." –
Da wären wir also wieder – Sie und ich und alle die anderen. Einander fremd. Und doch zusammengebracht durch den, der unsere Begrenztheit öffnet und all unsere Schuld überwindet.
Sollen wir es nicht miteinander versuchen: Kontakt aufnehmen, uns aufeinander einlassen; bescheidene, aber richtige Schritte tun in Richtung Frieden, in Richtung Weihnachten?
Wie wäre es, wenn wir mit dem, was wir heute Abend miteinander tun, so etwas wie ein Anfang wären, ein Versprechen füreinander?
Wir – ein Anfang von Wärme, Nähe, Frieden, der allen wohl tut?
Wir – ein beginnender Aufstand gegen die Banalität unseres durchschnittlichen Lebens, gegen die Unempfindlichkeit der Sinne, gegen die Gnadenlosigkeit der Herzen und Zustände?

Wir – ein Versprechen: dass wir noch nicht am Ende sind, mit niemandem, auch nicht mit uns selbst?
Ja, wir: am Anfang. Wie ein Kind. Wie dieses Kind Jesus. Empfindlich und verletzbar. Doch nicht wegzuleugnen.
Wir – mit der Chance, erwachsen zu werden, frei und handlungsfähig, wie Jesus, der ja kein Kind blieb, sondern der Mann aus Nazareth wurde. –
Das ist die Hoffnung, an die uns Weihnachten erinnert: Dass eine gute Fortsetzung findet, was in Bethlehem begonnen hat! Dass *wir* diese Fortsetzung sein können! Dass sich fortsetzen lässt, was an diesem Abend unter uns, in unseren Herzen beginnt!
Wir – am Anfang, wenn wir zu teilen bereit sind: unsere Güter – unsere Freude – unser Leben – die Gnade – Gott. Und das nicht nur am Heiligen Abend, sondern alle Tage, so heillos sie auch manchmal sein mögen. Ich möchte schließen mit einer jüdischen Anekdote:
Ein alter Rabbi fragte einst seine Schüler, wie man die Stunde bestimmt, in der die Nacht endet und der Tag beginnt. Ist es, wenn man von weitem einen Hund von einem Schaf unterscheiden kann? fragte einer der Schüler. Nein, sagte der Rabbi. Ist es, wenn man von weitem einen Dattel- von einem Feigenbaum unterscheiden kann? fragte ein anderer. Nein, sagte der Rabbi. Aber wann ist es dann, fragten die Schüler. Es ist dann, antwortete der Rabbi, wenn du in das Gesicht irgendeines Menschen blicken kannst und deine Schwester oder deinen Bruder siehst. Bis dahin ist die Nacht noch bei uns.
Deshalb feiern wir heute miteinander Weihnachten, um uns gegenseitig daran zu erinnern, dass in dieser Heiligen Nacht die Freundlichkeit Gottes allen Menschen erschienen ist. Wir feiern Weihnachten, um es unter uns auszuprobieren und schon ein bisschen im Voraus zu erleben, wie es ist, wenn die Nacht vergeht und der Tag beginnt.
Noch manche Nacht wird fallen auf Menschenleid und -schuld. Doch wandert nun mit allen der Stern der Gotteshuld. Beglänzt von seinem Lichte hält euch kein Dunkel mehr, von Gottes Angesichte kam euch die Rettung her. Amen.

26.12.1980: Tag des Erzmärtyrers Stephanus
Apostelgeschichte 6,8-15.7,55-60

Der zweite Weihnachtstag ist der Stephanstag. Er trägt seinen Namen nach dem ersten christlichen Märtyrer, der sein Leben für die Sache Jesu gab. In eigentümlicher Härte, aber auch in klarer und eindeutiger Konsequenz stellt die alte Kirche mit ihrem Festtagskalender Geburt und Tod nebeneinander. In zwei Tage presst sie den ganzen Spannungsbogen des Evangeliums von der Krippe bis zum Kreuz.
Aber vielleicht ist die Stephanus-Geschichte ja gar keine Todesgeschichte, wie wir das auf den ersten Blick vermuten, sondern auch eine Geburtsgeschichte, nur anders freilich, als wir sonst über „geboren werden“ zu denken und zu reden gewohnt sind. Stephanus sieht den Himmel offen und betet: *„Herr Jesus, nimm meinen Geist auf!“* Wir hören zwar nichts von einer Himmelfahrt des Stephanus, aber vermutlich betritt Stephanus mit seinem Tod einen neuen Raum, in dem Licht und Freude ist, wie geschrieben steht: *„Er sah die Herrlichkeit Gottes und sprach: Siehe, ich sehe den Himmel offen und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehen.“*
Ich erinnere mich an das Nikodemus-Gespräch im Johannesevangelium. Da ging es auch um die Erfahrbarkeit des Gottesreiches und Jesus hatte zu Nikodemus gesagt: *„Es sei denn, dass jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen.“* Nikodemus hatte das missverstanden in einem vordergründigen und biologisch-leiblichen Sinn und erstaunt zurückgefragt: *„Wie kann ein Mensch gebo-*

ren werden, wenn er alt ist? Kann er auch wiederum in seiner Mutter Leib gehen und geboren werden?" Und Jesus antwortete ihm: *„Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn, dass jemand geboren werde aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen."* Jesus spricht also von der zweiten Geburt als einer geistlichen, einer himmlischen Geburt, einer „Geburt" im übertragenen, tieferen Sinn, und ich lese nun die ganze Stephanus-Geschichte wie einen Kommentar dazu. Denn hier stirbt einer für die Sache Jesu und wird doch zugleich neu geboren: Er sieht den Himmel offen.

Freilich, das ist keine Erneuerung und zweite Geburt durch das Wasser der Taufe oder den Geist einer Bekehrung, wie wir das vielleicht aus eigener Erfahrung kennen, sondern eine zweite Geburt und Verwandlung durch das Feuer und die Schrecken des Todes. Davor fürchten wir uns. Wer jemals einen lieben Menschen hat sterben sehen, der weiß, wovon ich spreche. Und doch sind alle diese Ängste und Beschwerden nur die Schmerzen einer Geburt, der Geburt in den offenen Himmel hinein.

Wenn Sie so wollen, liebe Gemeinde, dann feiern wir zu Weihnachten einen doppelten Geburtstag: einmal den Geburtstag des Gottessohnes, der vom Himmel herab zu uns Menschen kommt; zum andern den Geburtstag des ersten Märtyrers, der alles Leid und alle Anfechtung dieser Erde überwindet und zum Himmel emporsteigt.

Der Himmel ist offen – das ist die frohe Botschaft des Weihnachtsfestes. Er ist offen in beiden Richtungen: Gott geht hin und besucht die Menschen, lebt und leidet mit ihnen. Und: die Menschen dürfen heimkehren und endlich Frieden und Erfüllung finden bei Gott. Der Himmel ist offen – im Leben und im Sterben. –

Aber diese offene Tür wird auch immer wieder zugemauert. Das fing schon damals an, als Maria und Joseph keinen Raum fanden in der Herberge. Das steigerte sich zum Exzess, als Herodes die neugeborenen Kinder töten lassen wollte, nur um seine Herrschaft zu sichern. Das Zumauern geschah, als Jesus ans Kreuz gebracht wurde; und es geschah, als Stephanus Christus bezeugte und gesteinigt wurde dafür, dass er die Botschaft von der offenen Tür brachte.

Das ist bis heute so geblieben. Wir sehnen uns zwar alle nach dem „Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen", aber wir haben schon ziemliche Mühe, wenigstens mit den Allernächsten in Familie und Beruf in Frieden zu leben, allen Zank und Streit zu begraben, Neid und Missgunst zu überwinden. Merken wir eigentlich, wie sehr wir mit all dem dabei sind, uns die Türen wieder zu vernageln, die uns zugute geöffnet worden sind? Nein, wir sind auch noch stolz auf unsere Nüchternheit und unseren Realitätssinn. Kein Wunder, dass in Politik und Wirtschaft oft genug über die Botschaft der Liebe nur gelacht wird, weil man sie im praktischen Leben angeblich nicht gebrauchen kann.

Hier in der Stephanus-Geschichte nimmt das folgende Formen an: *„Sie schrien laut und hielten ihre Ohren zu und stürmten einmütig auf ihn ein, stießen ihn zur Stadt hinaus und steinigten ihn."*

Mit der frohen Botschaft, dass der Himmel offen sei, dass Gott uns nahe kommt und wir ihm, können wir offensichtlich nicht viel anfangen. Wir verhalten uns da eher wie die Maulwürfe, die auf einer Versammlung ein für allemal feststellen, Sonnenlicht könne es gar nicht geben, in ihren Erdgängen sei schließlich noch keines festgestellt worden. *„Das Licht scheint in die Finsternis, und die Finsternis hat's nicht begriffen."*

Es gibt aber auch noch andere, offenere Menschen; Menschen, die bereit sind, ihr Leben herzugeben für die Sache des Friedens und der Gerechtigkeit in dieser Welt. Stephanus gehört zu ihnen und viele andere, deren Zeugnis für Jesus uns auch heute noch bewegt. *„Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden."*

„Und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit. Von seiner Fülle haben wir alle genommen Gnade um Gnade."
Stephanus, an den wir heute besonders denken, hat Jesus in sein Leben aufgenommen und die Herrlichkeit gesehen, die uns verheißen ist selbst noch im Tode: *„Siehe, ich sehe den Himmel offen und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehen."*
Er hat erlebt, wie Menschen sich mit Händen und Füßen dagegen wehren, diese Botschaft bei sich aufzunehmen, an sich herankommen zu lassen und ihr Leben danach einzurichten. Aber er bittet für sie: *„Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht!"* Ich finde das ein tröstliches Wort für uns alle, die wir immer wieder damit beschäftigt sind, uns und anderen den Zugang zum Himmel zu verbauen.
Wir bedürfen dringend der Fürsprache und Vergebung. Aber – und das ist das Wichtigste und Gewissmachende dieser Botschaft – es soll uns auch nicht mehr gelingen, den Himmel vor uns und anderen zu verschließen. Er ist und bleibt offen, eine ständige Einladung an uns! Wir sprechen mit Ernst Moritz Arndt, der an einem Stephanstag geboren ist:

Drum freut euch hoch und preiset,
Ihr Seelen fern und nah!
Der euch den Vater weiset,
Der heil'ge Christ ist da.
Er ruft euch insgemein
Mit süßen Liebesworten:
Geöffnet sind die Pforten!
Ihr Kinder kommt herein! [6]

Amen.

24.12.1981: Heiligabend
Jesaja 7,10-14

Kirchliche Friedensdenkschriften haben eine lange Tradition. Schon vor zweitausendsiebenhundert Jahren warnte der Prophet Jesaja den König Ahas von Juda vor militärpolitischen Abenteuern mit dem Satz: *„Glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht."*
Er wollte ihn daran erinnern, dass der Glaube auch auf Gottes Verheißungen und Zusagen verlässt und nicht auf menschliche Machenschaften. Aber Ahas von Juda wollte nicht darauf hören und musste also ein zweites Mal gewarnt werden:
„Und der Herr redete abermals zu Ahas und sprach: Fordere dir ein Zeichen vom Herrn, deinem Gott, es sei drunten in der Tiefe oder droben in der Höhe! Aber Ahas sprach: Ich will's nicht fordern, damit ich den Herrn nicht versuche. Da sprach Jesaja: Wohlan, so hört, ihr vom Hause David: Ist's euch zu wenig, dass ihr Menschen müde macht? Müsst ihr auch meinen Gott müde machen? Darum wird euch der Herr selbst ein Zeichen geben: Siehe, eine Jungfrau ist schwanger und wird einen Sohn gebären, den wird sie nennen Immanuel."
Achthundert Jahre später zitiert der Evangelist Matthäus diesen letzten Satz des Propheten in seiner Geschichte von der Geburt Jesu: *„Siehe, eine Jungfrau wird schwanger sein und einen Sohn gebären, und sie werden seinen Namen Immanuel heißen, das ist verdolmetscht: Gott mit uns."* Er setzt also das damals verheißene Kind mit dem Sohn der Maria gleich und macht so aus einem friedenspolitischen Dokument einer längst vergangenen Zeit einen Teil der Weihnachtsgeschichte.

[6] Evangelisches Gesangbuch der Bremischen Gemeinden Bremen, Druck und Verlag von Carl Schünemann 1873, 4. Strophe des Liedes „Der heil'ge Christ ist kommen".

Wir nun kommen heute unsererseits in dieser Nacht zusammen, um uns der alten Weihnachtsbotschaft zu erinnern und Wegweisung für unser Leben zu empfangen. Friede auf Erden – dieses Thema hat uns ja das ganze letzte Jahr hindurch beschäftigt, und es ist auch wieder eine kirchliche Friedensdenkschrift erschienen. Was kann uns da ein zweitausendsiebenhundert Jahre alter Text an neuen Einsichten vermitteln, sozusagen die Urschrift aller Friedensdenkschriften der Kirche?
„Glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht!“ Ich meine, es lohnt sich, auf einen solchen Text zu hören und für uns selbst und unsere heutige Situation daraus zu lernen.
Machen wir uns noch einmal die damalige Lage klar! Ahas von Juda überlegt, ob er einem militärpolitischen Bündnis beitreten und aufrüsten soll, um einem übermächtigen Feind widerstehen zu können. Der Prophet Jesaja warnt ihn vor solchem Verhalten, das den Gegner nur reizen könnte und Gottes Fürsorge für sein Volk außer Acht lässt: *„Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht.“*
Ja, er bietet dem König sogar an, auf Zeichen zu achten, sie wahrzunehmen, gute und böse, die erweisen, dass Gott der Herr der Geschichte ist. Ahas lehnt das alles ab. Es klingt sogar ganz fromm und gottesfürchtig, was er sagt: *„Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen!“* Aber hinter dieser scheinbaren Frömmigkeit und dem Respekt vor Gottes Gebot steckt doch eine tiefe Unfähigkeit zu lernen.
Worte machen auf diesen König keinen Eindruck, auch Demonstrationen von der Art nicht, dass der Prophet seinen Sohn Schear-Jaschub nennt, auf Deutsch: „ein Rest kehrt um“ oder wie man auch übersetzen könnte: „eine Minderheit ist anderer Meinung“. Das alles lässt den König kalt, stört ihn nicht in seinem militär-politischen Kalkül, das er für das einzig richtige hält. Realpolitiker tragen schließlich die Verantwortung für das Land, und Propheten mögen das Volk an seine religiösen Pflichten erinnern! Aber Jesaja gibt nicht auf. Er fährt nun sein stärkstes Geschütz auf: den Hinweis auf Gottes überlegene Macht.
Darauf, auf die angekündigten machtvollen Zeichen der Überlegenheit Gottes vor aller menschlichen Politik reagiert der König gar mit einem frommen Vorbehalt: man solle doch, bitte schön, Gott nicht in Versuchung führen, das Unglück nicht an die Wand malen. Das klingt zwar ganz richtig und gut, bedeutet aber auch, dass der König sich durch keine Zeichen des Unheils oder Heils von der Richtigkeit seiner eigenen Meinung abbringen lässt. Er verzichtet eben nicht nur darauf, Gott zu versuchen, sondern auch – und das ist das Schlimme daran –, es mit Gott zu versuchen. So bleibt dem Propheten nur eine letzte Mahnung: *„Ist's euch zu wenig, dass ihr Menschen müde macht? Müsst ihr auch meinen Gott müde machen?“*
Nach dieser verzweifelten Frage ist eigentlich nichts Gutes mehr zu erwarten. Menschen, die man müde und mürbe gemacht hat, reagieren bisweilen bissig und aggressiv. Wäre es so verwunderlich, wenn Gott ein Gleiches täte? Müde geworden der menschlichen Ranküne und Friedlosigkeit könnte er doch hergehen und seine Verheißungen widerrufen, so wie er es schon einmal getan hatte, als es ihm leid war, dass er die Menschen überhaupt geschaffen hatte.
Aber statt eines donnernden Strafgerichts über die unbußfertigen Menschen und einen schwerhörigen und selbstgerechten König fällt ein Satz, der wie eine Verheißung klingt: *„Siehe, eine Jungfrau ist schwanger und wird einen Sohn gebären, den wird sie nennen Immanuel.“* Immanuel – das heißt auf Deutsch: Gott mit uns. Und sofort gehen die Missverständnisse los. Der König hört diesen Satz, wie ihn noch alle Herrscher nach ihm gehört haben: Gott sei doch mit *ihm*, dem König, mit *seiner* Politik und Vernunft, also brauche er sich keine Sorgen zu machen. Was denn der Prophet eigentlich von ihm wolle, wenn er ihm bei aller Kritik an seinen militärpolitischen Plänen doch Gottes Botschaft ausrichten müsse: „Immanuel“ – Gott mit uns!

Doch welch ein Missverständnis! Jeder hört eben gern, was er hören möchte. Ahas von Juda nimmt dieses Gotteswort als Verheißung für sich und ahnt nicht, dass es eine ganz andere Bedeutung und einen ganz anderen Zusammenhang hat.
„Schear-Jaschub“ – „ein Rest kehrt um“, so heißt der eine Sohn und „Immanuel“ – „Gott mit uns“, der andere. Das bedeutet doch, dass Gottes Verheißung nicht jedem und unter allen Umständen gilt, sondern dass sie gebunden ist an die eine Bedingung und Voraussetzung: *„Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht.“*
Gott bedroht hier nicht den König Ahas, wie es vielleicht verständlich gewesen wäre, mit einem vernichtenden Strafgericht. Er setzt vielmehr eine andere Wirklichkeit und Verheißung dagegen: „Immanuel“ – Gott mit uns. *„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden – Friede den Menschen seines Wohlgefallens.“* Das soll von nun an gelten gegen alle Klugheit und politische Führungskunst der Menschen: Das Heil der Welt ist ein Kind in der Krippe und nicht ein mächtiger Herrscher auf dem Thron, der über Legionen gebietet.
„Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht.“ Diesen Satz, diesen Zusatz Gottes muss Ahas glatt überhört haben in seiner Begeisterung über den verheißenen Sohn mit Namen „Immanuel“, Gott mit uns. Aber eben: das Kind in der Krippe ist gegen Missverständnisse und falsche Vereinnahmungen nicht gefeit.
„Gott mit uns“ – das wird dann ein fataler Satz auf den Koppelschlössern der Soldaten und das Kind in der Krippe der andächtig verehrte Talisman auch noch von Diktatoren.
Aber Gott lässt sich nicht spotten und straft den, der seinen Namen missbraucht. König Ahas scheitert mit seiner Politik und stirbt wie so viele Herrscher und Gewaltige nach ihm, die sich auf das Kind und dieses „Gott mit uns“ berufen haben.
Was bleibt, ist seit jener Zeit ein Name und ein Versprechen für jenen Rest, der umkehrt und glaubt: „Immanuel“, Gott mit uns. *„Es wird nicht dunkel bleiben über denen, die in Angst sind. Denn das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht, und über denen, die da wohnen im finstern Lande, scheint es hell.“*
Wir, liebe Gemeinde, müssen uns fragen, ob wir zu denen gehören, die umkehren und glauben und denen also die Verheißung Gottes gilt. Weihnachten ist nicht einfach ein Versprechen, das allem und jedem gelten soll unter allen denkbaren Umständen der Lebensführung, der Wirtschaft und Politik. Weihnachten ist zunächst nur unser aller Sehnsucht nach Frieden und Gerechtigkeit und wirklichem Heil. Und dann ist es ein Versprechen für die, die hören wollen, die glauben und vertrauen: „Immanuel“ – Gott mit uns.
Und wenn wir nicht hören, nicht glauben und nicht vertrauen wollen, dann kann es geschehen, dass uns dieses Wort zum Gericht wird, so wie es im Magnifikat, dem Lobgesang der Maria, heißt:

Er übt Gewalt mit seinem Arm
und zerstreut, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn.
Er stößt die Gewaltigen vom Thron
und erhebt die Niedrigen.
Die Hungrigen füllt er mit Gütern
und lässt die Reichen leer ausgehen.
Er gedenkt der Barmherzigkeit
und hilft seinem Diener Israel auf,
wie er geredet hat zu unsern Vätern,
Abraham und seinen Kindern in Ewigkeit.

Kirchliche Friedensdenkschriften können seit alters her also gar nicht anders, als Gottes Verheißung und Gericht den Menschen anzusagen: „Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht.“ Auch den Weihnachtspredigten geht es nicht anders. Es gibt keine göttli-

che Garantie des Friedens auf Erden – für alle Menschen, unter allen Umständen – egal, was wir tun. Nein, wir müssen schon mitarbeiten am Reich Gottes, uns erweisen als jener Rest, der umkehrt und glaubt, damit für uns gilt, was Gott uns zu Weihnachten schenken will: *„Siehe, eine Jungfrau wird schwanger sein und einen Sohn gebären, und sie werden seinen Namen Immanuel heißen, das ist verdolmetscht: Gott mit uns.“*
Mögen wir uns in unserem Tun als jener Rest erweisen, der umkehrt in einer friedlosen Welt, und so bei uns Platz schaffen für die Geburt eines anderen, eines neuen Lebens. Amen.

24.12.1982: Heiligabend
„Vom Hirten, der nicht nach Bethlehem gehen wollte“ von Werner Reiser

Den Hirten von damals und den Kindern von heute gelingt es wohl am ehesten, ganz nah an die Krippe heranzukommen, in die unmittelbare Nähe Gottes. Wir Erwachsenen haben es da weitaus schwerer. Viel Enttäuschung und bittere Erfahrung verstellt uns oftmals den Weg. Wir suchen zwar auch nach einem inneren Frieden, nach Licht in all unseren Dunkelheiten. Aber wir können es kaum glauben, kaum fassen, wenn wir ihm einmal wirklich begegnen. Und dass wir auch selbst einmal zum Licht für andere werden könnten, das halten wir für ziemlich unwahrscheinlich. Wer sind wir Menschen schon, um Gott so nahe zu kommen?
Ich möchte Ihnen heute eine Geschichte erzählen, die mich gelehrt hat, dass unser Weg nach Bethlehem in die Nähe Gottes sehr weit sein kann, dass er viele Umwege und Irrwege enthält und am Ende doch zu einem Ziel führt, das überraschend ist und heilsam für uns. Es ist die Geschichte vom Hirten, der nicht nach Bethlehem gehen wollte, eine Legende von Werner Reiser. Sie setzt ein bei diesem einen Satz aus der Weihnachtsgeschichte: *„Und da die Engel von ihnen gen Himmel fuhren, sprachen die Hirten untereinander: Lasst uns nun gehen nach Bethlehem und die Geschichte sehen, die da geschehen ist, die uns der Herr kundgetan hat.“*
Als sich die himmlischen Heerscharen wieder zurückgezogen hatten, herrschte unter den Hirten große Aufregung. Jeder wollte als Erster der Spur nachgehen und das Kind auffinden. Die Hoffnung, endlich Gewissheit zu erhalten, trieb sie auf den nächsten Weg nach Bethlehem. Mit freudigen Rufen munterten sie einander auf und verschwanden im Zwielicht von nächtlicher Dunkelheit und himmlischem Widerleuchten.
Nur ein alter Hirte blieb zurück. Alle verheißenden Zurufe hatten nicht vermocht, ihn mitzureißen. Zwar war auch er mit den anderen aufgesprungen, als sie plötzlich vom Licht überflutet worden waren. Aber bald hatte er sich wieder gefasst und vor sich hingebrummt: „Himmlische Trugbilder! Ich traue ihnen nicht mehr. Sie öffnen eine Türe, hinter der nichts ist und nichts geschieht!“ Und er fühlte sich voll bestätigt, als der Glanz wieder verschwunden war. Da er jedoch die Freude der andern nicht beeinträchtigen wollte, schwieg er. Er sagte sich: „Was soll ich ihnen die Erwartung missgönnen? Sie sind jung genug, um immer neu zu hoffen und die Enttäuschungen des Himmels zu überwinden.“ Laut aber sprach er: „Geht nur und lasst mich hier. Jemand muss sich um die Tiere kümmern. Sie sind ja ganz verstört.“ Und während sie aufbrachen, ging er in die Runde, um die vor Schreck verstreute Herde zu sammeln. Er besänftigte die Tiere mit ruhigen Worten, und sie sammelten sich um seine Stimme. „Kommt, ihr armseligen Geschöpfe. Ihr weidet hier, um geschoren und geschlachtet zu werden. Ob Licht oder Dunkel auf euch fällt, ändert euer Geschick nicht. So bleibt wenigstens beisammen, solange ein Hirte bei euch ist.“
Aus der Ferne vernahm er die Stimmen seiner Gefährten, die sich schon dem Dorf näherten. Irgendwo öffnete sich eine Tür. Licht drang heraus und legte sich wie ein

Streifen gegen den Band des Feldes. Dann schloss sich die Tür wieder. Nun war es überall dunkel. Aber – da flackerte doch etwas hinter dem Rücken der Tiere in der Dornenhecke. Etwas zitterte in den Zweigen und Blättern, etwas Helles, das vorher nicht dagewesen war. Prüfend schaute der alte Hirte gegen das Dorf, ob von einem andern Haus ein Strahl über das Feld geworfen wurde. Aber nichts Derartiges zeigte sich. Langsam bewegte er sich gegen die Hecke und griff dann mit kräftiger Hand mitten hinein. Nichts war da. Nur dorniges Gestrüpp drang in seine Hand ein. Er wand sich vorsichtig zurück. „Hättest du dir doch denken können", warf er sich schimpfend vor. „Bist immer noch nicht klüger geworden. Wo du hin greifst, sind immer Dornen. Nur Tiere haben ein weiches Fell."

Aber während er noch die Dornen aus der Hand zog, sah er, wie es nebenan wieder flackerte. Er packte seinen Hirtenstock und schlug ihn auf das Gebüsch. Es knackte in den Zweigen. Das Licht blieb stehen. Er hielt an.

„Nein. So löst du das Rätsel nicht. So hast du es noch nie lösen können. Es blieben doch immer nur geknickte Zweige zurück, die verdorrten und keine Blätter und Blüten mehr trugen. Erst bei den Tieren hast du es doch gelernt, dass der Stock nichts taugt. Vorher hast du doch bitter gebüßt – damals, als dein Sohn zornig aus dem Haus ging und zu den Rebellen lief." Erschrocken warf er den Stock weg. „Vielleicht ist seine Seele in den Dornen gefangen? Oder gar deine eigene?"

Behutsam senkte er seine Finger ins Gestrüpp, um sich an das Licht heranzutasten. Schon rieselte es in schmalen Streifen über die Hand – aber plötzlich verschob es sich seitwärts in die Hecke.

Nun konnte nichts mehr den Alten zurückhalten, dem Schein nachzutappen. Da war etwas, wonach er greifen musste. Er spürte die Dornen kaum, die seine suchende Hand aufritzten. Mochte es schmerzen, ihn plagte anderer Schmerz. Je rascher und tiefer er nach dem huschenden Licht griff, desto schneller huschten vor seinem Auge die Bilder des Lebens vorbei: „Dornen und Licht, Licht und Dornen. Dornen und Licht, Licht unter Dornen. Warum nie nur Licht? Müssen so viele Dornen aufgefangen werden, bis das Licht wieder rein schwebt? Endet denn diese Hecke nie?" Auf einmal war das Licht weg. Er schaute um sich und sah die Dämmerung des Morgens. Von ferne hörte er das Blöken der Tiere und die Rufe der Gefährten, die zurückgekehrt waren. Sie schienen ihn zu suchen. Langsam ging er ihnen entgegen, müde und mit blutenden Händen. „Habt ihr das Licht gesehen?" fragte er zögernd.

„Ja", antworteten sie ihm, „wir haben es die ganze Nacht gesehen. Es lag auf der Stirn des Kindes in der Krippe."

Konntet ihr es greifen?" fragte er zurück. Sie schauten ihn verwundert an. „Es genügte doch, dass es da war und wir in seinem Schein standen. –

Aber, deine Hände bluten. Was ist geschehen?"

„Ich wollte nach dem Licht greifen", sagte er still und ging an ihnen vorbei. Sie schauten sich stumm an. „Warum ist er nicht mit uns gekommen? Gott hat ihn mit Wahn geschlagen."

Während des ganzen Tages erzählten sie immer wieder von den Ereignissen der vergangenen Nacht, vom Einbruch des Himmels und seiner Heerscharen, vom Kind und seinen Geheimnissen. Nur der alte Hirte saß stumm daneben. Erst als die Nacht einbrach, regte er sich und spähte unruhig umher. Dann sprang er auf und rief: „Es ist wieder da. Seht ihr das Leuchten in der Hecke?" Verständnislos starrten sie ihm nach und sahen, wie er sich in den Dornen abmühte. „Er wird von einem Irrlicht gefoppt", flüsterten sie einander zu, „er wird von einem Irrlicht gefoppt, weil er das rechte Licht nicht hat sehen wollen." Und er tat ihnen leid, bis sie einschliefen.

So vergingen einige Tage. Tagsüber erzählten sie von dem, was in jener Nacht geschehen war. Einigen verblassten die Ereignisse, andere schmückten sie aus wie es

eben unter Menschen geschieht. Nachts schliefen sie und ließen den Alten in seinen endlosen Mühen gewähren. Er entfernte sich immer weiter von ihnen.
In der vierten Nacht lockte ihn das Leuchten in die Nähe der großen Schlucht. Wie er ihm nachtastete, vernahm er Schritte. Sie kamen näher und hielten bei ihm an. Vor ihm stand ein Mann mit einer Frau, die ein Kind auf den Armen trug.
Der Mann flehte ihn an: „Wir sind in Gefahr. Man will uns unser Kind wegnehmen. Wir kennen diese Gegend nicht. Kannst du uns den Weg zur ägyptischen Grenze zeigen? Du hast doch ein Licht bei dir.“ „Ein Licht?“ stammelte der alte Hirte.
„Ja“, sagte der Mann. „Wir haben uns in der Dunkelheit nach deinem Licht ausgerichtet. Wir hofften, dass uns jemand helfen würde.“
Der alte Hirte kehrte sich um. Vor seinen Füßen lag der Schein auf dem Weg und leuchtete über die Steine. „So kommt mit mir. Ich kenne den Weg durch die Schlucht.“
Er ging voran, dem fließenden Strahl nach. Sie folgten ihm. Keines glitt aus, keines strauchelte. Sicher und langsam erklommen sie die gegenüber liegende Höhe. Dort hielt der Alte an. Er zeigte über die Ebene und sagte: „Nun könnt ihr den Weg nicht mehr verfehlen. In dieser Richtung führt der Weg zur Grenze. Bald wird es hell werden. Ich wünsche euch eine gute Reise. Der Mann und die Frau drückten seine Hand. „Du hast unser Kind gerettet. In seinem Namen danken wir dir. Gesegnet seist du mit deinem Licht.“ Und sie schritten in den Morgen hinein. Er aber kehrte zu seinen schlafenden Gefährten zurück, die noch immer von den Ereignissen jener Nacht träumten.
Liebe Gemeinde! So weit kann der Weg nach Bethlehem sein: Nicht glauben können und doch immerfort suchen. Durch Dornen und Gestrüpp einer flackernden Hoffnung, einem Irrlicht nach. In all der Mühe und Ungeduld sich selber und andere verletzend. Scheinbar endloses Warten und Irren – und am Ende die Begegnung mit dem Licht und die überwältigende Erkenntnis, dass von diesem Licht auch etwas in einem selber steckt. Dass ich leuchte und darin selber hell werde. Vielleicht müssen wir erst so alt werden wie dieser Hirte, der nicht nach Bethlehem gehen wollte, um das zu begreifen. Amen.

25.12.1983: 1. Weihnachtstag
Galater 4,4-7

Auf den ersten Blick ist das ein etwas spröder und fremder Text, der uns da zu Weihnachten begegnet. Nicht der Glanz der Weihnachtsgeschichte aus dem Lukas-Evangelium. Und doch enthält er das Wesentliche von Weihnachten in dichter und präziser Sprache. Wie eine Knospe, die sich entfaltet, wenn wir uns nur ein wenig Zeit nehmen, ihre Kraft und Schönheit zu betrachte.
„Als die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn ...“
Paulus hat damit ohne Frage ein geschichtliches Ereignis gemeint: die Geburt Jesu in Bethlehem im judäischen Lande; die Erfahrung des Glaubens, dass Gott sich in diesem Menschen in besonderer und einmaliger Weise uns Menschen zugewandt hat. Aber das eigentliche Geheimnis von Weihnachten liegt in seiner Wiederholung! „Alle Jahre wieder kommt das Christuskind auf die Erde nieder, wo wir Menschen sind“, so singen wir. Offenbar erfüllt sich die Zeit immer wieder, in der es nötig wird, dass Gott uns seinen Sohn schickt.
Freilich nicht so, dass er in einem äußeren Sinn immer wieder in Erscheinung tritt. Nein, da muss es bei dem einmaligen Ereignis in Bethlehem damals bleiben. Aber doch so, dass er innerlich in uns immer wieder von neuem geboren wird, damit wir heil werden. Angelus Silesius, der große schlesische Mystiker, hat das einmal so

ausgedrückt: „Wär' Christus nur in Bethlehem geboren und nicht in dir, du bliebst in Ewigkeit verloren."
Alle Jahre wieder ist die Zeit reif für uns, dass der Christus neu geboren wird in uns und unsere Herzen verwandelt. Das gilt für das Leben des einzelnen, für unsere Familien und für die Gesellschaft, in der wir leben. Wir machen viele Fehler im Laufe eines Jahres, laden Schuld auf uns, kommen vom Weg ab und irren umher. Da wird es Zeit, dass wir zurückfinden zum Grund unseres Lebens: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."
Jedes Jahr wenigstens einmal zur Weihnachtszeit werden wir daran erinnert, worauf wir vertrauen können in unserem Leben, was wirklich trägt in einer dunklen und ungerechten Welt.
Wie viele Menschen haben geseufzt in diesem Jahr, haben sich verloren und verlassen gefühlt im persönlichen, im familiären und im politischen Leben. Und nun ist wieder Weihnachten geworden: „Als die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn ..." Das heißt: Wir sind nicht allein. Uns begleitet Gottes Liebe. Sie will von neuem geboren werden in unseren Herzen und uns verwandeln zu Menschen seines Wohlgefallens.
„Geboren von einer Frau und unter das Gesetz gestellt ..."
Wieder meint Paulus damit ein geschichtliches Ereignis und eine einmalige, unwiederholbare Erfahrung: Jesus wird geboren von einer jungen Frau, Maria, und lebt sein Leben unter den Bedingungen der damaligen Zeit mit ihren Vorschriften und Regelungen, ihren Gesetzen und Machtstrukturen. Und doch enthält auch diese Bemerkung ein tiefes Geheimnis, das Zeiten und Räume überschreitet und auch etwas aussagt über unser Leben und über unsere Situation.
„Geboren von einer Frau und unter das Gesetz gestellt ..." – diesen Satz könnten wir von jedem von uns sagen und darin die beiden Pole entdecken, zwischen die unser Leben eingespannt ist: das weibliche und das männliche Element unseres Lebens. Jeder trägt ein Stück vorbehaltlose Liebe in sich, das weibliche Prinzip seines Lebens, und jeder trägt ein Stück Gesetz in sich, das männliche Prinzip seines Lebens. Symbolisch verdichtet finden wir diese beiden Prinzipien in zwei Gestalten der Weihnachtsgeschichte wieder: in Maria und Herodes. Auf der einen Seite die hingebungsvolle, liebende Frau: „Mir geschehe, wie du gesagt hast." Auf der anderen Seite der machthungrige und um seine Sicherheit besorgte Mann: „Da das der König Herodes hörte, erschrak er ..."
In jedem von uns lebt ein Stück Maria und ein Stück Herodes: Wir versuchen, das Neue in uns zum Leben zu erwecken, den Christus in uns zu gebären. Und gleichzeitig sind wir besorgt, halten fest am Alten und Gewohnten, versuchen zu ersticken, was sich da an Neuem regt, weil wir Angst haben.
„Geboren von einer Frau und unter das Gesetz gestellt ..." – das beschreibt unser aller Situation, und es ist die Frage, was am Ende den Sieg davonträgt – das Prinzip der Liebe oder das Prinzip der Sicherheit, die Maria oder der Herodes in uns.
Wenn wir uns die Welt anschauen, in der wir leben, dann spricht viel dafür, dass Herodes immer wieder gewinnt und die Oberhand behält – wenn wir einander unterdrücken und abschrecken, mit dem Untergang bedrohen und gegenseitig verteufeln, nur um unsere eigenen Privilegien und Machtstrukturen zu retten.
Aber der Herodes-Kultur in uns und um uns herum begegnet immer wieder das Wunder einer Geburt. Ein Mensch wird geboren, nackt und bloß, hilflos und klein, auf unsere Fürsorge angewiesen. Und darin liegt am Ende doch größere Kraft als im Festhalten und Töten. Weihnachten lehrt uns, dem Leben mehr zu vertrauen als dem Tod, der Liebe mehr als all unserer Angst.

„... damit wir erlöst und als Kinder angenommen würden“
Weihnachten geht es um Erlösung, um Befreiung des versklavten und Gebundenen in uns. Wenn wir dem Leben vertrauen, das in jedem kleinen Kind von neuem zur Welt kommt und das doch auch in jedem von uns steckt, dann brauchen wir uns nicht mehr herauszureden mit den sogenannten Zwängen und Unabänderlichkeiten unseres Lebens. Ob es nun persönliche Laster oder Leidenschaften sind oder gesellschaftliche Zwänge und Notwendigkeiten, wir sind frei davon, wenn wir dem Leben trauen, das Weihnachten zur Welt kommt.
Es muss nicht auf ewig Sklaverei geben, es muss nicht auf ewig die atomare Bedrohung geben, es muss nicht auf ewig Süchte und Abhängigkeiten geben, wir können frei werden, neugeborene Kinder, die dem Leben vertrauen gegen all die tödlichen Prinzipien und Praktiken um uns herum.
Vielleicht liegt darin das ganze Geheimnis von Weihnachten, das Menschen aller Generationen und Traditionen immer wieder so stark anrührt: es ist die Betrachtung einer Geburt in Liebe und Einfachheit, in der sich unser aller Sehnsucht ausdrückt: noch einmal geboren zu werden, nach einmal den Charme ungebrochenen Lebens zu entdecken in einer kalten und berechnenden Welt.
Gewiss, da gibt es weiter all die Bedrohungen und Gefährdungen, die Kälte und das Leid, aber immer wieder ist Weihnachten, das Wunder einer neuen Geburt, in der Gott uns nahe kommt. Das war nicht nur *einmal* so, damals in Bethlehem, das geschieht immer wieder und täglich neu und lässt sich nicht vertreiben aus dieser Welt.
Deshalb dürfen wir aufatmen und Vertrauen haben. Sie Zusage Gottes in der Geburt seines Sohnes ist größer als all unsere Schuld und all unser Versagen. Wir können uns verwandeln lassen zu Menschen seines Wohlgefallens. Die tragen seinen Geist in sich und rufen „Abba, lieber Vater.“
Das bedeutet viel mehr als nur äußerliche Gesten wie Beten und In-die-Kirche-Gehen. Das auch natürlich, weil es wichtig ist, Zeichen zu setzen in dieser Welt. Aber dahinter steckt eine Haltung, die immer und überall mit Gott rechnet – ihm die Ehre gibt in unserem persönlichen, familiären und auch gesellschaftlichen Leben.
Was das heißt?

- Nun – zuallererst, dass ich mich geliebt und angenommen weiß. Ich bin nie und nirgends allein, sondern habe jemanden, der mich kennt und der es gut mit mir meint: einen Vater im Himmel.
- Dann, dass mir Begegnungen geschenkt werden mit anderen Menschen, dass ich Liebe und Freundschaft erfahre und in dem allen wachse und reife. Dass mir Schuld vergeben wird und ein neuer Anfang geschenkt wird: so handelt Gott in meinem Leben.
- Und schließlich, dass ich nicht zu verzweifeln brauche angesichts einer schrecklichen Welt mit Kriegen, Ungerechtigkeiten, Zerstörung der Umwelt und heillosen Ängsten der Menschen. Es ist ja nicht die große Katastrophe, die auf uns zukommt, sondern Gott in all den Gefahren und Ängsten.

„Wer beharrt bis ans Ende, der wird selig werden“, so hat Jesus seine Freunde ermutigt und ihnen einen Geist verheißen, der aushält und überwindet und nicht zuschanden werden lässt.
Weihnachten begegnet uns sein Licht und will uns wieder Stärke und Orientierung geben, damit wir uns nicht verlieren in Zweifeln und Kleinglauben. Und lassen wir uns nicht irre machen: Gott überwindet Herodes mit einem Kind, auf dass wir alle leben. Amen.

24.12.1984: Heiligabend*
Thema: Betrachtung der Krippe

Mit Weihnachten ist ein längerer Weg zu Ende, den wir jedes Jahr hinter uns bringen. Auf diesem Weg gibt es viel Unruhe und Bewegung, solche, die wir selber machen, und solche, in die wir hineingezogen werden. Manche Menschen sind auf diesem Weg sehr erwartungsvoll, besonders die Kinder. Anders eine ältere Frau, die ich kürzlich besuchte. Sie war verzagt und bekümmert, weil vor wenigen Wochen ihr Mann verstarb. –
Vorfreude und Trauer, Gewöhnung, Überdruss und Erwartung, das begleitet die einzelnen von uns auf diesem jetzt zu Ende gehenden Weg, am Abend des 24. Dezember. Was aber ist das Ziel dieses Weges, an dem wir Station machen? Ich möchte es ganz naheliegend und einfach sagen: Es ist die Krippe von Bethlehem. Ich lade Sie ein, sich für die Krippe in diesen Tagen einmal Zeit zu nehmen und sie zu betrachten, die Krippe und alles, was darum herum ist: Maria und Josef, die Hirten mit den vielen Schafen, Ochs und Esel, die Weisen aus dem Morgenland und die Engel. Vielleicht findet sich bei Ihnen zuhause hie und da eine solche Krippe, aus Holz oder Ton oder anderen Materialien, und steht unter dem Weihnachtsbaum. Auch hier in der Kirche haben wir auf dem Altar so ein Krippenbild aufgebaut, und jeder kann es sich anschauen.

Die von Helmut Godzik gebastelte Krippe
auf dem Altar der Auferstehungskirche in Büdelsdorf

Die Krippe erinnert uns am unmittelbarsten an den Anlass dieses Festes. Denn sie bildet nach, was uns im Evangelium davon berichtet wird. Es gibt aber nicht bloß einen Bericht, sondern auch einen Kommentar dazu. Den erwarten wir ja auch sonst, wenn etwas Außergewöhnliches geschieht. Da wollen wir wissen, was es für uns auf sich hat, welche Auswirkungen und Folgen daraus erwachsen. Auch zu Weihnachten gibt es solche Kommentare von Staatsmännern und Politikern, vom Papst in Rom und in der Predigt von ungezählten Kanzeln. Im Grunde aber gehen alle diese Kommentare zur Geburt des Jesuskindes zurück auf den allerersten Kommentar, der bereits im Evangelium überliefert ist. Es ist der Kommentar, den die Engel, die himmlischen Heerscharen, dazu geben. Er lautet: *„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“*
Dieser Kommentar spricht vom Frieden auf Erden. Der Friede ist etwas, das wir alle gern haben wollen. Ein Weihnachtswunsch, den jeder in sich trägt. Ein Geschenk,

das nirgends zurückgewiesen wird, das keiner überflüssig findet. Ich habe vor einiger Zeit einmal beim Besuch in einer anderen Kirche in einer Seitennische eine Gebetswand entdeckt. Dort kann man Bitten an Gott auf Zettel schreiben und anheften. Ungefähr auf jedem zweiten stand die Bitte, dass es keinen Krieg geben möge. Ich kann das gut verstehen, weil es ja auch meine ständige Hoffnung ist bei den Zeitungs- und Fernsehnachrichten, die mich erschrecken.
Friede auf Erden! – das ist unser aller Wunsch, aber nicht bloß in der großen Politik. Das möchten auch manche Kinder gern, die darunter leiden, dass ihre Eltern soviel streiten und sich auch schon mal anschreien. Das möchten auch manche alten Leute gern, die sich mit der jüngeren Generation nicht mehr verständigen können. Das möchten viele Bewohner eines Hauses gern, in dem dicke Luft herrscht, und die Angehörigen eines Betriebes, in dem das Klima vergiftet ist. Das möchten wir alle gern, wo wir einen Fehler gemacht und einen anderen belastet haben.
Die Krippe, die Geburt des Kindes im Stall, zeigt uns, dass dieser Wunsch sich erfüllt, dass etwas ganz neu und heil wird.
Friede – unter uns leidet dieser Begriff daran, dass er eben ein Begriff ist oder ein Gedanke, eine Idee oder eine Forderung, ein Programm. Das alles ist schön und gut, aber es hat wenig oder gar keine Wirkung. Wirkung hat der Friede nur, wenn er sich verkörpert, wenn er gewissermaßen Fleisch und Blut annimmt. Und eben das geschieht bei dem Kind in der Krippe, da bekommt der Friede einen Körper. Da bekommt er Füße, die sich bewegen und hingehen zu den Menschen, die zerstritten sind. Da bekommt der Friede Ohren, die das Geschrei und das Stöhnen der Friedlosen hören. Er bekommt Augen, die die Verletzungen und das Unrecht sehen, das Menschen einander antun. Er bekommt einen Mund, dass er auf die Widerstände gegen den Frieden hinweisen und zum Guten reden kann. Er bekommt Hände, die man den anderen zur Versöhnung reichen und mit denen man Feinde zusammenbringen kann. Er bekommt ein Herz, das die Angst und die Verzweiflung und die Sehnsucht miterlebt, die unter uns verbreitet ist.
Er bekommt auch einen Rücken, der Friede, welcher Schläge auszuhalten hat von Fäusten und von Geißeln. Schläge derer, die den Frieden nicht wollen, weil sie dadurch ihre Interessen gefährdet sehen.
In Jesus verkörpert sich der Friede, wird leibhaftig wirklich. Wobei es für diesen Körper auf unserer Erde keinen rechten Platz gibt außer in einem abgefressenen Futtertrog und später an einer Art Galgen, den man Kreuz nennt. Wobei dieser Körper allerdings auch nicht im Tode geblieben ist, sondern teilhat am ewigen Leben, zum Zeichen dafür, dass am Ende der Friede den Streit überwindet und stärker ist.
Friede auf Erden – wir fragen freilich, wie sich das unter uns verwirklicht. Wir fragen so vielleicht aus schlechter Erfahrung. Wir fragen, weil wir vielleicht Gespräche erlebt haben über den Frieden, bei denen die Stimmung so ganz anders war als die Worte, und das Verhalten das Gegenteil zu dem, was gesagt wurde. Und wir hören als Antwort auch auf diese enttäuschenden oder misslichen Erfahrungen: Gott muss dabei sein, wenn wirkungsvoller Friede sich ausbreiten soll. Und Gott will das auch, aber er erzwingt es nicht, sondern er möchte für sein Kommen unsere Zustimmung, unsere Anerkennung, unsere Einladung.
„Ehre sei Gott in der Höhe“ – dieser erste Teil des Weihnachtskommentars gehört zum zweiten *„Friede auf Erden“* wie das Einatmen zum Ausatmen. Bei manchen von unseren Friedensbemühungen habe ich den Eindruck, sie versuchen bloß auszuatmen, will sagen, nur bei dem zu bleiben, was sich unter uns Menschen abspielt. Aber allein ausatmen, das geht nicht, da wird man kurzatmig und bekommt keine Luft mehr. *„Ehre sei Gott in der Höhe“* – das ist für den Frieden das Einatmen, erst von daher ist ein stetiges, entlastendes, befreiendes Ausatmen möglich.

Was Gottes Ehre meint, lässt sich vielleicht am besten von einem Menschen her verdeutlichen, der eine starke Ausstrahlung hat. Man kann es nicht genau beschreiben, was es ist, obwohl es sich mitteilt durch seine Worte und Gesten, ja einfach durch sein Dasein. Man fühlt sich wohl und sicher in solch einer Ausstrahlung, es wächst Vertrauen und Geborgenheit in ihrem Umkreis, man spürt etwas von Einfluss und Möglichkeiten. Es ist eine Ausstrahlung, die nicht verbrennt oder verletzt oder in andere dringt, sondern gebunden ist an einen aufmerksam schwebenden Geist, der sich zurücknimmt und dem anderen die Freiheit lässt, sich selbst zu entfalten.
Gottes Ausstrahlung ist auch auf diese Weise da unter uns. Und wir sind eingeladen, sie auf uns wirken zu lassen, sie zu erleben, sie einzuatmen. Wir dürfen von seinen Möglichkeiten etwas erwarten für unsere Welt und für unser Land und für unsere Familie. Wir dürfen mit seinem Einfluss rechnen auf den Gang der Politik und der Geschichte. Wir dürfen auf seine Reserven vertrauen und für seine aktive Gegenwart unseren Horizont öffnen.
Zu Weihnachten machen wir Station an der Krippe, an der Krippe mit ihren unerhörten Gegensätzen. Da sind der schäbige Stall und der himmlische Glanz. Da sind die heimatlosen Wanderer und der persönliche Stellvertreter Gottes. Da sind ein schwangeres Mädchen und die vielstimmige Symphonie der himmlischen Heerscharen. Unerhörte Gegensätze wie das Einatmen und das Ausatmen: *Ehre bei Gott – Friede bei uns, Ehre bei Gott – Friede bei uns.* Das ist der Lebensrhythmus von Weihnachten, darin geht unser größter Wunsch nach dem wirklichen Frieden in Erfüllung.
Wenn wir unseren Aufenthalt an der Krippe beendet haben und uns wieder auf den Rückweg machen, dann sollten wir die Einsicht mitnehmen, dass der Friede sich dringlich verkörpern will. Und zwar jetzt durch uns und in uns. Der Friede will weiterkommen von der Krippe unter die Menschen. Das geht so wie beim Jesuskind nicht anders als durch einen Körper. Der Friede sucht sich jetzt unsere Arme und Beine, unsere Augen und Ohren, unser Herz und unseren Rücken, der auch einmal etwas aushalten kann. So wird er wirksam in unserer Lebensgeschichte, in unseren Häusern und Familien und in der großen Politik. Je bereitwilliger wir sind, ihn zu verkörpern, desto kräftiger wird er sein, der Friede, gegen Krieg und Streit. Und wichtig ist bei aller Liebe und allem Frieden, den wir leibhaftig einander schenken zu Weihnachten, dass wir darin Gott die Ehre geben. Damit wir nicht zuschanden werden in unserem Einsatz, sondern seinen Atem uns bewahren in Ewigkeit. Amen.

23.12.1993: Weihnachtsfeier im Martin-Luther-Krankenhaus (in Schleswig)
Bildmotiv: Meister Francke, Maria betet das Jesuskind an

„Maria aber behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen“ – so haben wir in der Weihnachtsgeschichte gehört. Ein mittelalterlicher Mönch, Ludolph von Sachsen, schreibt in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts über diesen Bibelvers: *„Maria, die wohlweise, aber behielt im Schreine ihrer Brust alle die Worte von der englischen Verkündigung, von dem Frohlocken Johannes des Täufers im Mutterleibe, von der Geburt des Heilandes, vom Gesange der Engel, von dem Besuche und der Gläubigkeit der Hirten, und sie erwog die Worte in ihrem Herzen gemäß den Schriften der Propheten. Siehe, die gelehrige Schülerin, welche das Gehörte im Gedächtnis behielt, nichts vergaß und das Beobachtete wiederholend reiflich überlegte! So war sie gleichsam eine Lade, die die Geheimnisse der göttlichen Worte in sich barg.“*
Von Ludolf von Sachsen stammt wohl auch das Motiv der anbetenden Maria. Er schreibt: *„Kaum war der Sohn geboren, so betete die Mutter ihn sogleich als Gott an und hüllte ihn in Windeln ein.“*

Vielleicht kannte Birgitta von Schweden diese andächtigen Betrachtungen des frommen Mönches. Jedenfalls hatte sie im Jahre 1372 auf einer Pilgerreise ins Heilige Land in der Geburtsgrotte von Bethlehem eine Vision, die dem Bild von der „Madonna in der Anbetung“ entsprach: Birgitta, selbst Mutter, sah Maria – ihr schönes goldenes Haar fiel lose auf ihre Schultern – im Gebet kniend und die Geburt erwartend ... und plötzlich, in einem einzigen Augenblick gebar sie den Sohn, von dem ein solch unsagbares Licht ausstrahlte, dass nicht einmal die Sonne damit zu vergleichen war. Birgitta erzählt: *„So plötzlich und augenblicklich war die Geburt, dass ich nicht einmal wahrnehmen konnte, auf welche Weise sie geschah; zugleich sah ich jenes glorreiche Kind nackt und leuchtend auf der Erde liegen.“ Als die Jungfrau fühlte, dass sie schon geboren hatte, neigte sie das Haupt, faltete die Hände und betete den Knaben mit großer Ehrfurcht an. Sie sprach zu ihm: „Sei willkommen, mein Gott, mein Herr und mein Sohn.“*
50 Jahre später hat der Hamburger Dominikanermönch Francke diese eindrucksvolle Szene in ein Altarbild gefasst, das auf der Vorderseite Ihres Weihnachtsheftes abgedruckt ist.

Meister Francke, Geburt Christi

Franckes Bild zeigt die durch ihre Größe und den Strahlenkranz hervorgehobene Mutter Gottes im weißen, gold gesäumten Kleid vor dem Jesuskind kniend. Drei Engel, die sie umschweben, halten schützend ihren Mantel empor. Auf einem mit der Lilie, dem Symbol der Jungfräulichkeit geschmückten Spruchband, stehen die Worte Marias: Mein Herr, mein Gott. Der Maler kürzt den Satz der Birgitta und stellt ihn um. Die Mutter erblickt betend in ihrem Kind ihren Herrn, ihren Gott. Über ihr öffnet sich der purpurne Sternenhimmel. Gott der Vater sendet die Strahlen seines Segens auf das Kind herab.
Ort des Geschehens ist die Felsenhöhle, in der auch Ochs und Esel an der Futterkrippe ihren Platz gefunden haben; sie sind das irdische Gegenüber der Gottesmutter. Zu beiden Seiten der Grotte steigt das Gelände an; links sehen wir eine mächtige Zeder auf einem Berg stehen, die an das Wort des Psalmisten denken lässt: „Er wird wachsen wie eine Zeder auf dem Libanon“ (Psalm 92,13); rechts sehen wir, wie ein Engel den Hirten verkündet: *Gloria in excelsis Deo*.
Meister Francke konzentriert sich ganz auf das Wesentliche des Ereignisses. Entsprechend hat er sein Bild aufgebaut. Die Höhle als Ort der Geburt ist um die Gruppe von Mutter und Kind geöffnet. Der Kreis der Engel, die Maria umschweben, öffnet sich wiederum zum Jesuskind hin. Dieses schwebt mehr als es liegt auf lichthellem

Grund vor dem Dunkel der Höhle, durch den rechten Flügel des Engels wie von einem Baldachin beschirmt, den Segen Gottvaters empfangend. Es sind die Pole Licht und Dunkelheit, Mutter und Kind, Vater und Sohn, aus dem das Bild die verhaltene Kraft seiner Wirkung bezieht.
In der Anschauung des Bildes wird das Jesuskind als „Licht in der Finsternis“ sichtbar. Der Betrachter wird so an der Erkenntnis der Maria teilhaftig. Ihren strahlenumkränzten Kopf, der über das Dunkel der Höhle hinausragt, neigt sie dem Kind andächtig zu. Das Schriftband mit den Worten ihres Gebetes steigt zum Himmel empor und schlängelt sich über der Landschaft. Ihr inniges Erkennen des Lichtbringers, das seinen Ausdruck in den Worten „Mein Herr, mein Gott“ findet, wird im Bild des Dominikanermönchs zur Botschaft der Weihnachtsgeschichte.
„Maria aber behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen.“ Maria wird in den alten Geschichten und Legenden und in ihrem Gefolge auch von vielen alten Bildern als ein Mensch dargestellt, der auf eine ganz besondere und intensive Weise am Weihnachtsgeschehen beteiligt ist und doch niemals im eigentlichen Sinn aktiv wird. Von der Verkündigung durch den Engel über die Geburt bis hin zum Tod des Sohnes bleibt Maria in einer merkwürdigen Weise passiv.
Ich sehe darin die Erkenntnis ausgedrückt, dass Maria von Anfang an ihr Kind als so etwas wie eine Leihgabe empfängt und keinen Versuch macht, es als ihren Besitz auf ihre Seite zu ziehen. Maria ist, wenn man so will, ein Gleichnis für das sinnvolle Verhältnis einer Mutter zu ihrem Kind. Wenn an ihr nur dies deutlich würde, wäre das schon nicht wenig.
Nun zeigen die alten Weihnachtsbilder häufig, wie Maria betend vor dem Kind in der Krippe kniet. Man sollte das Außergewöhnliche dieser Geste nicht gleich zerreden, indem man auf bekannte dogmatische Formeln ausweicht und etwa vom Verhältnis Marias zum Sohn Gottes oder noch allgemeiner vom Verhältnis zwischen Gott und Mensch redet. Das ist gewiss nicht verkehrt, aber gerade solche geläufigen Formeln täuschen – ganz gleich, ob sie verstanden werden oder nicht –, eben jene Vertrautheit vor, die offensichtlich dem Geschehen nicht angemessen ist.
Ich denke, dass die Maler, die Maria vor der Krippe betend dargestellt haben, etwas anderes zum Ausdruck bringen wollten: Maria tritt aus ihrer gewiss außergewöhnlichen Beziehung zu diesem Kind heraus in eine äußerste Distanz. Dabei verstummen nicht nur alle Ansprüche an das Kind. Darin deutet sich vielmehr die Unmöglichkeit oder besser: die Unangemessenheit aller Vertraulichkeit an, die immer schon zu wissen meint, was es mit diesem Kind auf sich hat (mit Jesus also), mit Weihnachten, mit den eigenen Erwartungen und Erfahrungen, mit Gott. Die Bewegung aus scheinbarer Vertrautheit in den Abstand hingegen ist offenbar entscheidend dafür, dass das Weihnachtsgeschehen in eine persönliche Lebensgeschichte Eingang finden und gerade für die Lebensbereiche wirksam werden kann, die ihm am lautesten widersprechen.
Ich glaube also nicht, dass es gut für uns ist, wenn wir von vornherein zu wissen meinen, wer Jesus ist und was er bedeutet; wenn wir mit einem festgefügten Entwurf ans Leben herangehen und alles, was uns begegnet – Menschen, Aufgaben, Herausforderungen –, dem einpassen.
Ich kann das auch positiv sagen: Die Haltung der Maria macht mich darauf aufmerksam, dass es vielleicht ganz gut ist, ganz menschlich, wenn wir keine klare und schnelle Auskunft wissen auf die Frage, was Weihnachten bedeutet und wie wir es feiern können. Die jährliche Wiederholung täuscht dies Wissen ja häufig nur vor und macht uns dadurch blind und unempfänglich gegenüber möglichen Überraschungen. Gerade indem uns Weihnachten, vielleicht beunruhigend, deutlich macht, wie wenig wir im Grunde begriffen haben und wissen von diesem Geschehen, von dem Kind,

das einmal der Mann Jesus sein wird, von Gott, vom Leben überhaupt – desto mehr könnten wir begreifen, worauf es entscheidend ankommt: auf die Bereitschaft, sich überraschen zu lassen, offenzubleiben für unerwartete Begegnungen und ganz erwartungsvoll zu sein, so offen, so voller Möglichkeiten wie ein Kind, das diese Erde betritt. Amen.

25.12.1993: 1. Weihnachtstag
1. Johannes 3,1-6

„Seht, welch eine Liebe hat uns der Vater erwiesen“ – das ist die Botschaft des Heiligen Abends, von der wir herkommen in diesen Weihnachtsgottesdienst. Gestern Abend haben wir es immer wieder gesungen und gehört: *„Lobt Gott, ihr Christen alle gleich, in seinem höchsten Thron, der heut schleußt auf sein Himmelreich und schenkt uns seinen Sohn, und schenkt uns seinen Sohn“.* Und obwohl viel von der Krise der Kirche in unserer Gesellschaft die Rede ist – vor einer Woche erschien dazu ein interessanter Artikel in den Schleswiger Nachrichten von dem Direktor der Akademie Sankelmark, Dr. Gerhard Jastram – obwohl also manche Entwicklungen uns große Sorgen bereiten, waren die Christvespern im Dom doch wieder ganz voll. Die Menschen haben gesungen und gebetet und vor allem die alte Weihnachtsgeschichte gehört in der vertrauten Übersetzung Martin Luthers. Was macht es aus, dass so viele Menschen kommen, um die Botschaft der Liebe Gottes zu hören, die Gestalt angenommen hat in dem Kind in der Krippe?
Es sind ja auch die Mühseligen und Beladenen gekommen, die Zweifelnden und Suchenden. Am Heiligen Abend müssen wir immer auch mit dem ganz unwahrscheinlichen Gottesdienstbesucher rechnen – mit dem, der seinen Glauben schon ganz verloren hat und gar nicht mehr weiß, wie er ihn in seinem persönlichen Leben festhalten und gestalten soll. Er ist auf der Suche, er möchte noch einmal erleben, dass ihn das Wunder einer herzlichen Liebe ergreift. Er kann selber eigentlich gar nicht mehr glauben, aber er bringt eine Erwartung und eine stille Hoffnung mit: Gott glaubt an mich, Gott wendet sich mir zu, Gott fängt in diesem Kind auch noch einmal ganz neu mit mir an. Ich bin es ja, der hinzutreten darf und mit gemeint ist mit diesem Geschenk der Liebe. *„Seht, welch eine Liebe hat uns der Vater erwiesen“* – das sehen wir, das hören wir in unseren ganz unterschiedlichen Lebenssituationen und sind dankbar, dass da mit dem neugeborenen Kind auch etwas in uns neu werden, neu geboren werden darf.
Und nun fügt sich zu der Botschaft des Heiligen Abends die Botschaft des Weihnachtsmorgens hinzu: *„Wir sollen Gottes Kinder heißen – und wir sind es auch!“* Gottes Kinder – das klingt liebevoll und herzlich und drückt so manche Sehnsucht aus auch eines modernen Zeitgenossen. Ein fröhliches Gotteskind zu sein – wer wünschte sich das nicht? Aber gleich mischen sich Zweifel und Skepsis ein, weil wir so schrecklich erwachsen und nüchtern geworden sind in dieser modernen Welt. Wir können es uns ja doch nicht leisten, als Kinder herumzulaufen, auch wenn wir uns noch so sehr danach sehnen. Wir müssen nüchtern und realistisch sein, unsere Verantwortung wahrnehmen in einer komplizierten Welt, unsere Arbeitskraft einbringen und unsere Sehnsüchte und Erwartungen auf ein verträgliches Maß zurückschrauben. Was heißt da, ein fröhliches Gotteskind zu sein?
„Kindsein“ – der erwachsene Jesus wird später noch viel darüber erzählen und anschaulich machen – meint ja nicht ein kindisches und unreifes Verhalten, keine Schlaraffenland-Träume und keine Hans-guck-in-die-Luft-Existenz, sondern das tiefe Vertrauens- und Verpflichtungsverhältnis, das sich daraus ergibt, dass das Kind einmal der Erbe sein wird. Gotteskinder sind Gotteserben und erhalten damit eine hohe Würde zugesprochen. Wir sind eben nicht bloß Knechte und Mägde, keine Leibeige-

nen oder Untertanen, sondern geliebte Kinder, zukünftige Erben der großen Verheißungen Gottes. Darin liegt unsere ganze Würde als Menschen begründet. Von Anfang an sind wir so gemeint gewesen. Von der Schöpfung der Welt her, von unserer eigenen Geburt und Namensgebung her sind wir in diesen bedeutsamen Zusammenhang gestellt: Gottes Kinder und seine Erben zu sein.
Die Bibel erzählt ganz am Anfang in der Schöpfungsgeschichte, dass wir so geschaffen worden sind: als Ebenbilder Gottes, berufen zu Liebe und Gerechtigkeit, zu Verantwortung und Vertrauen. Im Psalm 8 heißt es über den Menschen: *„Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott, mit Ehre und Herrlichkeit hast du ihn gekrönt. Du hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk, alles hast du unter seine Füße getan.“*
Aber wie sind wir umgegangen mit diesem Geschenk und Erbe unserer Gottebenbildlichkeit in der Geschichte der Menschheit? Bilder von Krieg und Vertreibung, von Diebstahl, Vergewaltigung und Mord auch noch in unserer Zeit gemahnen uns daran, dass wir Menschen in all den Jahren des Leids und der gegenseitigen Verletzung nur wenig dazugelernt haben. Wir verachten und beschädigen unser Erbe; wir verweigern uns, so zu leben, wie wir gemeint sind: als Gottes Kinder und seine Erben in Liebe und Gerechtigkeit. Wir zerstören unsere Gottebenbildlichkeit und verkehren sie ins Gegenteil, wir fallen heraus aus unserem Lebenszusammenhang mit Gott und verspielen unser Erbe.
Aber auch wenn wir aufgehört haben, an Gott zu glauben, so hört doch Gott nicht auf, an uns zu glauben. Er geht uns nach mit Liebe und Strenge, er sucht uns mit großer Geduld und Barmherzigkeit, er möchte uns heimbringen und heilmachen; er möchte, dass wir umkehren und zurückfinden ins Vaterhaus.
So schenkt er uns sein heilendes und zurechtbringendes Wort durch all die Prediger und Propheten, die er unablässig rufen lässt, wie liebevoll und barmherzig er ist, geduldig und von großer Güte. Er will ja nicht unseren Tod und unser Verderben, sondern dass wir leben und fröhlich sind. Er will sich nicht auf ewig von uns abwenden und für immer zornig bleiben, obwohl wir es mit manchem Übermut durchaus verdient hätten. Er schenkt uns als Zeichen seiner unendlichen Liebe seinen Sohn – damit auch in uns etwas Neues geboren werden kann und wir wieder werden, was wir von Anfang an waren: Gottes Kinder und seine Erben in Liebe und Gerechtigkeit.
Das Wunder der Weihnacht besteht darin, dass Gott von sich aus die zerbrochene Gottebenbildlichkeit im Menschen wiederherstellt in diesem Kind in der Krippe. Es ist ja ein armseliger Anfang, bedroht und gefährdet von allen Seiten. Aber es ist ein Anfang, der weitergeht und den niemand mehr herausschaffen kann aus dieser Welt – auch Tod und Teufel nicht. Damit sind wir gerettet – es kann etwas wachsen und neu werden in uns. Unser Herz kann zum Stall und zur Krippe werden, in dem das Gotteskind, unsere menschliche Würde, so wie wir gemeint sind von Anfang an, neu geboren werden kann. Klein und bescheiden fängt es an, aber es hat eine große Verheißung: *„Seht, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeigt, dass wir – wir! – Gottes Kinder heißen sollen – und es auch sind!“*
Wenn wir das verstanden haben, dass nach der Geburt des Gottessohnes in der Heiligen Nacht wir selber an Weihnachten zu Gotteskindern geworden sind, dann ist alles gut, dann ist Gott mit seiner frohen und liebevollen Botschaft bei uns angekommen. Denn um anderes oder weniger geht es nicht. Was nützt uns die Geburt eines Heilandes, der uns fremd bleibt, den wir nicht annehmen können in unserem persönlichen Leben? Wenn nur dieser eine da oder auch noch ein paar andere zu Gotteskindern werden und nicht wir selbst – jeder und jede einzelne von uns?
Es muss ja nicht gleich alles auf einmal verwirklicht werden, was damit verbunden ist. Unser Bibeltext enthält nicht nur die befreiende Botschaft für heute: Du bist ein

Gotteskind!, sondern auch das Evangelium für die kommenden Tage und Zeiten des neuwerdenden Jahres und für unsere darin sich wandelnde Lebensgeschichte: *„Es ist noch nicht offenbar geworden, was wir sein werden. Wir wissen aber: wenn es offenbar wird, werden wir ihm gleich sein.“* Das Ziel ist klar: wir werden christusförmig werden, wachsen zu ihm hin, der das Haupt ist.
In unserem Christsein den Christus anziehen und in sein Antlitz verwandelt werden: Das wird nicht auf einmal geschehen können, das wird viel Zeit brauchen und durch viele Ängste und Nöte hindurchgehen. Christus ist das auch nicht erspart geblieben, zu seufzen und zu weinen, geängstigt und geschlagen zu werden. Ja, die tiefste Einsamkeit und den Foltertod hat er ertragen müssen und ist darin in seinem Vertrauen nicht zuschanden geworden. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen“, hat er geschrien wie so viele gequälte Menschen. Aber er hat doch am Ende sagen können: *„Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“ Und: „In deine Hände befehle ich meinen Geist.“*
Ich weiß, dass es nicht leicht ist, diese Haltung der Liebe und Barmherzigkeit anzuziehen und darin ein Gotteskind zu werden. Es geht eigentlich nur, indem wir uns ganz bewusst darauf vorbereiten – wie das z.B. ein Künstler oder Sportler tut, der etwas Großes leisten möchte. Im Wettkampf oder in der Darbietung vor anderen kommt es darauf an, sich ganz bewusst zu konzentrieren, all das Nebensächliche, Verführerische und Ablenkende abzutun und ganz da zu sein, damit das gelingt, was ich mir vorgenommen habe. Menschen, die solches vorhaben, geben oft durch die Kleidung zu erkennen, in welcher Konzentration sie sich befinden, worauf sie all ihr Augenmerk richten wollen.
Deshalb ist der Vorgang so bedeutsam, der sich alljährlich am Heiligen Abend hier im Dom abspielt: Vor aller Augen bekommt das Christuskind aus dem Brüggemann-Altar ein neues weißes Kleid angetan und wird dann zurück an seinen Platz im Sakramentshaus des Altars gebracht. Es ist ein Vorgang uns zur Mahnung und uns zur Erinnerung: Auch wir sollen Christus anziehen, uns reinigen von aller Sünde, ein neues Gewand anlegen – das weiße Gewand unserer Taufe und Verbundenheit mit Christus. Denn dazu ist Christus erschienen: dass er die Sünde wegnehme und uns ein neues Leben ermögliche in wiederhergestellter Gottebenbildlichkeit und unverlierbarer Gotteskindschaft.
Dazu ist die Kirche da, dazu hat Christus das Abendmahl eingesetzt, das wir nachher miteinander feiern werden: Dass wir Menschen befreit werden von der Last eines verfehlten Lebens und einen neuen Anfang wagen dürfen.
Das also ist die Botschaft von Weihnachten: Gott schenkt uns seinen Sohn – seht, welch eine Liebe! Gott macht jeden und jede von uns zu seinem Kind und Erben – welche Verheißung!
Es hat angefangen, klein und bescheiden. Es wird wachsen und zunehmen in jedem und jeder von uns. Wir werden es sehen, was das heißt. Wir werden ihn sehen, wie er ist. Und bis dahin wollen wir unterwegs bleiben mit einer Hoffnung und abtun, was Sünde und Unrecht ist. Denn wir sind Gottes Kinder und gehören in sein Licht. Amen.

22.12.1994: Weihnachtsfeier im Martin-Luther-Krankenhaus
Bildmotiv: Martin Schongauer, Geburt Christi

„Da Jesus geboren war zu Bethlehem im jüdischen Land zur Zeit des Königs Herodes ...“, so beginnt der Evangelist Matthäus seine Erzählung von der Pilgerreise der drei Weisen aus dem Morgenland.
Bethlehem? Jüdisches Land? Das kennen wir doch aus dem Fernsehen. Manche von uns sind vielleicht auch schon selbst dort gewesen, auf einer der vielen Grup-

penreisen ins Heilige Land. Ihnen wird das Bild auf der Titelseite des kleinen Weihnachtsheftes, das ich Ihnen mitgebracht habe, mit dem Kind und seiner Mutter Maria in einem verfallenen Stall unweit eines zugefrorenen Flusses noch merkwürdiger vorkommen als denen, die die Landschaft von Bethlehem nur aus dem Fernsehen kennen.

Martin Schongauer (Umkreis), Geburt Christi

Der Maler des Bildes – es wird dem oberdeutschen Maler Martin Schongauer, der ungefähr 1450-1491 gelebt hat, zugerechnet – hat Bethlehem im jüdischen Land nie gesehen – weder mit elektronischen noch mit eigenen Augen. Er ist mit Sicherheit auch nicht auf den Gedanken gekommen, erst einmal eine Beschreibung Bethlehems zu lesen, die es zu seiner Zeit durchaus gab, ehe er das Bild malte. Er hatte nämlich nicht vor, ein Historiengemälde zu schaffen, sondern er wollte zeigen: Der Heiland ist für euch geboren, ihr Zeitgenossen, mitten hinein in euer Leben, hier in eurer Gegend.

Schongauer – oder der unbekannte Maler aus seinem Umkreis – hat die Landschaft gemalt, in der er seine Lebenszeit verbrachte, und die lag zwischen Colmar im Elsaß, auf der französischen Seite des Rheins, und Breisach auf dem rechten Rheinufer. Die beiden Städte liegen nur 25 Kilometer auseinander.

Darum steht der Stall nicht zwischen kargen Hügeln Judäas, sondern am Oberrhein, in einer Szenerie, die den ersten Betrachtern des Bildes vertraut war. Der breite Strom ist zugefroren, die Ufer sind verschneit. Jenseits des Flusses steigt ein Berg steil empor – auch er ist leicht zu identifizieren. Denn nur der Kaiserstuhl liegt so dicht am Wasser in der oberrheinischen Tiefebene. Am Fuß des Berges eine Stadt mit einer großen Kirche – in unserer Reproduktion des Bildes kaum zu erkennen.

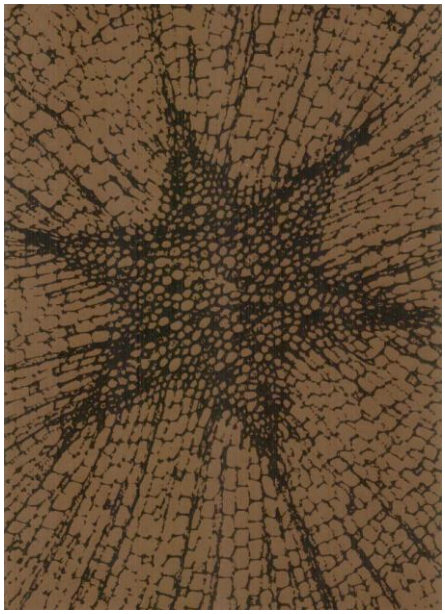
Zwei Details passen eigentlich nicht recht ins Bild: Das Eis des Flusses ist an einer Stelle breit aufgebrochen, und hinter dem Kopf des jungen Hirten mit dem Widderhorn erkennt man eine Wiese in üppigem Grün. Verlängert man die durch die Eisspalte gegebene Linie ins Bild hinein, so weist sie direkt auf das Kind. Der Maler zeigt uns: Was verhärtet war, erwacht zu neuem Leben – oder, wie es in der Offenbarung des Johannes heißt: „Das Erste ist vergangen, siehe, ich mache alles neu."

Ein Gleichnis vielleicht auch für unser Leben. Es gibt Zeiten der Kargheit und Entbehrung, des zugeschneiten Lebens und der Einsamkeit und Kälte. Aber das Eis soll aufbrechen, Grünes sichtbar werden, erste bunte Blumen, die zeigen, dass Gott mit seiner Güte nahe ist. *„... und hat ein Blümlein bracht mitten im kalten Winter wohl zu der halben Nacht."*

In der Mitte des Bildes kniet Maria anbetend vor ihrem Sohn. Doch die Gebärde des Gebetes ist ebenfalls fremd. Nicht die Hände legt die Gottesmutter aneinander, sondern sie kreuzt die Unterarme, als wollte sie vorausahnend auf das Sterben Jesu am Kreuz hinweisen. Auch der große Rechen, der am unteren Bildrand zu sehen ist, ist ein Symbol für die Erntezeit des Lebens. Mit ihm wird das vom Schnitter gemähte Gras zusammengekehrt.
Maria – so berichten die Evangelien – war ein einfaches Mädchen aus dem Volk. Im Magnifikat antwortet sie dem Verkündigungsengel: *„Siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast."* Diese einfache Frau kleidet der Maler nun in ein wahrhaft königliches Gewand. Es besteht aus einem reichen, schweren Stoff, wie die vielen Falten beweisen, und es ist in der königlichen Farbe Ultramarin gehalten, die in der mittelalterlichen Malerei der *regina coeli*, der Himmelskönigin, zustand.
Blau symbolisiert nicht nur kostbare Dinge und Eigenschaften wie Himmel, reines Wasser, Kristall, Diamant, Wahrheit und Treue, es war auch materiell die teuerste Farbe. Sie wurde aus dem Edelstein Lapislazuli gewonnen, der aus Asien eingeführt werden musste. Ein Kilo Stein ergab 40 Gramm Farbpigment.
Vielleicht ist auch dieses festliche Gewand wie ein Symbol unseres Lebens. Mitten in unserer Armut, Einfachheit und Bescheidenheit gibt es eine königliche Würde bei allen Menschen, die zum Glauben und zur Anbetung Gottes gekommen sind. Sie verzweifeln nicht mehr, sondern kreuzen voller Ergebung die Arme vor der Brust und schauen auf das Licht Gottes, das ihnen gnädig zugewandt ist. In aller Armut und Kälte zur Würde andächtigen Lebens finden – das ist auch das Geheimnis von Weihnachten.
Rätsel gibt die Gruppe auf, die sich von draußen dem Stall nähert. Es sind zwei Frauen auf einem Schlitten, der von dem Mann im roten Kapuzinermantel gezogen wird. Die Weihnachtsgeschichte des Lukas weiß nichts von Frauen, sie redet nur von Hirten und Engeln. Andererseits haben die frommen Maler des Mittelalters nie irgendwelche beliebigen Figuren in ihre Bilder hineingemalt. Vielmehr hatte alles, was sie darstellten, eine tiefe theologisch-symbolische Bedeutung.
Sollten hier etwa schon die Frauen gemeint sein, die viel später Zeuginnen der Auferstehung wurden, wie Matthäus berichtet? Oder dürfen wir in den drei Gestalten ein weiteres tiefes Geheimnis der Weihnachtsgeschichte entdecken: Es sind nicht nur Könige zum Stall des göttlichen Kindes gekommen, sondern auch ganz einfache Menschen, ja arme und kranke Menschen, die den Weg nicht allein gehen konnten, sondern denen ein freundlicher Mensch helfen musste, damit auch sie das Weihnachtswunder entdecken und den tiefen Frieden Gottes schauen könnten?
Ich verstehe diese drei Gestalten so: Einer hat den anderen auf das große Geschehen aufmerksam gemacht, sie sind gemeinsam losgezogen, haben sich gegenseitig gestützt und geholfen und haben ein wenig verspätet doch noch Zugang gefunden.
Gott lässt das Wunder seiner Nähe unter uns so geschehen, dass das Eis schmilzt, das Menschen auch in ihrer Krankheit und Gebrechlichkeit Zugang finden – weil andere da sind, die ihnen von diesem Wunder erzählen, sie einladen und herbringen.
Wenn Sie meine, unsere Anwesenheit an diesem Nachmittag so verstehen, dass wir Ihre Weggefährten und Helfer sein wollen auf dem Weg zum Licht, dann haben Sie mich, dann haben Sie uns recht verstanden. Wir können nicht retten, heilen und bewahren – aber wir können in die Nähe des Heilsamen führen, damit Sie selber erkennen, anbeten und darin Ihre ganze Würde als Menschen wiederentdecken und heil werden. Amen.

24.12.1994: Heiligabend
Offenbarung 22,16 (Bildmotiv: Wurzelstern)

Zur Reihe der berühmten Ich-bin-Worte Jesu im Neuen Testament gehört auch dieses aus der Offenbarung des Johannes. Es ist die letzte der uns überlieferten Selbstkundgaben Jesu – ein Wort des auferstandenen Christus an seine Gemeinde: *Ich bin die Wurzel und das Geschlecht Davids – ich bin der helle Morgenstern.*
Wurzel und Stern – diese beiden Bilder und Zeichen begleiten uns auch in den alttestamentlichen Verheißungen von der Geburt des Gottessohnes: *„Das Volk das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht, und über denen, die da wohnen im finstern Lande, scheint es hell“ (Jesaja 9,1).* Und: *„Es wird ein Reis hervorgehen aus dem Stamm Isais und ein Zweig aus seiner Wurzel Frucht bringen. Und es wird geschehen zu der Zeit, dass das Reis aus der Wurzel Isais dasteht als Zeichen für die Völker“ (Jesaja 11,1+10a).*
Wurzel und Stern – es gehört zu den großen Überraschungen und Geheimnissen der Schöpfung Gottes, dass es eine Stelle in der Natur gibt, wo der Davidsstern in einer Baumwurzel aufscheint. Ich habe Ihnen ein vergrößertes Bild – in weihnachtliches Gold getaucht – davon mitgebracht.
Auf der Karte, die ich Ihnen zu Weihnachten schenken möchte, sehen Sie den 30fach vergrößerten Querschnitt durch die Wurzel des chinesischen Rotholzbaumes. Dr. Dieter Grosser vom Institut für Holzforschung der Universität München hat diese wunderbare Struktur entdeckt und fotografiert.



Wurzel des chinesischen Rotholzbaumes
(30fach vergrößerter Querschnitt)

Wie kühn die Bibel beides zusammen denkt und zum Zeichen für die Völker hinstellt: die verborgene Wurzel und den hellen Morgenstern. Und wie überraschend, dass beides zusammen in einem Stück Schöpfung vorkommt. Gott setzt Zeichen an den Himmel, gibt Hinweise durch Prophetenworte und lässt uns sogar unter dem Mikroskop etwas von dem Geheimnis der Weihnacht entdecken.
Das Bild von der Wurzel des chinesischen Rotholzbaumes vermittelt auf den ersten Blick den Eindruck von Weltraum und Spiralnebeln mit einer Vielzahl von Sternen. Damit rührt es an eine Sehnsucht, die wohl in allen Menschen steckt: Wie gerne würden wir die Gesetze des Weltalls durchschauen und wie froh wären wir, wenn hinter der unendlichen Weite eine gute Macht waltete.

Oberflächliche und tiefgründige Deutungen haben die Sternbilder zu allen Zeiten erfahren. Doch sind die meisten Horoskope, die wir in den Illustrierten lesen können, blanker Unsinn – allenfalls eine mehr oder weniger geschickte psychologische Erbauung. Und doch gibt es auch ernsthafte Versuche, das Leben des Menschen in Beziehung zu den Himmelskörpern zu setzen. Die Sterndeuter in der Bibel werden jedenfalls nicht getadelt, sondern in ihrem Suchen bestätigt. Sie hatten noch einen Blick für den Himmel. Der römische Dichter Vergil beschreibt kurz vor der Geburt Jesu das Lebensgefühl der Menschen damals so: „Man steigt empor zu den Sternen“ *(sic itur ad astra).*

Uns stellt sich die Frage etwa so: Sind wir nur ein winziges Staubkorn im riesigen Weltall oder gibt es eine Geborgenheit, die uns erleuchtet? „Gott, heil'ger Schöpfer aller Stern, erleucht uns, die wir sind so fern“ beginnt ein altes Adventslied im neuen Gesangbuch (EG 3). Haben wir überhaupt noch einen Blick für die Sterne als Schöpfungen Gottes? Kennen wir die Sehnsucht nach dem ewigen Licht? Würden wir das „Zeichen für die Völker“ überhaupt erkennen? Könnte die Sprache der Sterne in uns die Neugier auf Gott als Geheimnis der Welt wecken?

Und nun begegnen wir dem Stern in der Wurzel und merken: Das Ersehnte ist nicht weit weg, sondern ganz in unserer Nähe. Es ist uns so nahe, so im Kleinsten da, dass wir es nur allzu leicht übersehen. Die Bibel vergleicht das Geheimnis des Kindes von Bethlehem mit einem „Wurzelspross“, der die ganze Kraft des Kommenden in sich trägt, auch wenn noch kaum etwas erkennbar ist.

Das kleine Kind, der kleine Stern, die verborgene Wurzel, der verwunschene Ort in irgendeinem Winkel der Welt – alles sieht so beiläufig und unwichtig aus. Und doch geschieht in dieser Verborgenheit der entscheidende Durchbruch: Gottes Kraft wird in dieser Schwachheit mächtig.

„Das ewig' Licht geht da herein.“ Das ist die Sternstunde der Menschheit. Hier wird Gott selbst geboren: Es sprießt und keimt und funkt auf und formt sich und nimmt göttliche Gestalt an. Von innen her, von der Wurzel an wird die Welt erneuert. Mag äußerlich vieles vergehen und verwehen; aber innen, da wächst ein Neues.

Licht breitet sich aus, auch wenn die ganze Welt noch dunkel ist: Mit diesem Licht beginnen wir zu sehen – wie Blinde, die das Augenlicht wieder erhalten. Die Finsternis weicht. Immer mehr Teile der Welt, immer neue Bereiche des Lebens werden ins Licht getaucht, erstrahlen in der ihnen von Gott zugedachten Form und Farbe. Wirklich, das Weihnachtswunder ist kaum zu fassen. Wer nicht staunen kann, merkt gar nichts. Wen das Kleine nicht anrührt, dem bleibt alles verborgen. Christus – der nahe Stern, das Licht von innen, die Erleuchtung in uns. So tastet sich die Sprache des Glaubens heran. So machen es die Dichter und Sänger mit Texten und Liedern hörbar. So deutet es das Bild vom „Wurzelstern“ an: Suche nicht in der Ferne, wenn du Gott begegnen willst. Er ist ganz nah, wie der Stern in der Wurzel, wie das Kind im Stall von Bethlehem. In diesem Stückchen Holz verbirgt sich das ganze Weltall als Kunstwerk Gottes. In diesem kleinen Menschenkind verbirgt sich Gott selbst mit all seiner Macht.

Wer kann sich diesem Wunder entziehen, das hier seinen Anfang genommen hat? Alle, die ihre Zukunft in den Sternen lesen wollen, können bei diesem Stern von Bethlehem, bei dieser Wurzel des Lichtes anfangen. Und sie werden in ihm Licht, Leben, Freude und Wonne finden für das eigene Leben und für die Zukunft der Völker.

Der Wurzelstern bringt das besonders schön zum Ausdruck. Er ist nicht nur für sich da, um sich möglichst unversehrt zu bewahren. Er verströmt sich nach außen. Er breitet sich aus. Er verausgabt sein Licht.

Übrigens sind die Worte „Stern“ und „Stirn“ verwandt und enthalten einen gemeinsamen Wortstamm, der soviel bedeutet wie „ausbreiten“, die Stirn bieten, sich nicht verstecken.
Das ist ein besonderes Kennzeichen der Weihnachtsgeschichte: Die Hirten breiteten die Geschichte aus, die sie gesehen und miterlebt hatten. Licht lässt sich nicht festhalten. Es breitet sich von selbst aus. Auch Wurzeln breiten sich aus, noch bevor man etwas von den Sprossen sieht.
Alle Völker sollen etwas davon spüren, es lässt sich nicht mehr verheimlichen, die große Sehnsucht wird erfüllt: Friede auf Erden durch Gerechtigkeit für die Armen (Jesaja 11,4). Alle Mächte des Weltalls stimmen in das Lob Gottes ein: Ehre sei Gott in der Höhe.
Wie ein Lauffeuer breitet sich diese Botschaft aus. Und wir sind ein Teil des Lichtes, eine Zelle in dem Wurzelstern. Und die vielen Lichtzellen fügen sich zusammen im hellen Morgenstern, wie Christus so oft in der Bibel und in Liedern genannt und besungen wird: *„Wie schön leuchtet der Morgenstern, die süße Wurzel Jesse.“* Amen.

24.12.1995: Heiligabend (auch am 24.12.1998 in Ratzeburg)
Kolosser 2,3-10

Wir kommen aus der Weihnachtsstube hierher in diesen Gottesdienst und haben die Geschenke schon ausgepackt, die liebe Menschen uns in diesem Jahr zugedacht haben. Neugierig und ein wenig aufgeregt haben wir die Verpackung gelöst und nachgeschaut, was sich dahinter verbirgt, welches Geschenk wir diesmal auspacken durften. Wir haben uns gefreut über so manchen erfüllten Wunsch, wurden überrascht von Unvorhergesehenem, waren verwundert über Besonderheiten, die uns rätselhaft erschienen und vielleicht auch nachdenklich machten. Geschenke haben es ja an sich, dass wir sie nicht allein bestimmen können, sondern mit ihnen immer überrascht werden von einer besonderen Geste des Gebers oder der Geberin.
Das eigentliche Weihnachtsgeschenk, das wissen wir Erwachsenen längst und haben es auch schon mehrfach unseren Kindern erklärt, ist das Kind in der Krippe. Es liegt dort elend, nackt und bloß in einem Krippelein – umgeben von Ochs und Esel, von Hirten und Königen, die gekommen sind, um anzubeten. Was hat Gott den Eltern dieses Kindes, was hat er uns allen mit diesem Kind geschenkt? Können wir es aus seiner Verpackung, aus seinen Windeln, herausnehmen und näher zusehen, was da enthalten ist in all den unscheinbaren Hüllen?
Der Apostel Paulus schreibt: „In Christus liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis.“ Vielleicht konnte er das sagen, weil er nie dieses Kind in Windeln gewickelt in einer Krippe hat liegen sehen. Er ist dem Christus nicht begegnet in seiner irdischen Gestalt, nicht dem Kind, nicht dem Heranwachsenden, nicht dem erwachsenen Mann, der wie viele Wanderprediger seiner Zeit herumzog und vom Reiche Gottes predigte und Wunder vollbrachte. In ihm, diesem Zimmermannssohn aus Nazareth, sollten verborgen sein alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis? Wer kann das ahnen und wissen, wenn er nur das vor Augen hat, was man anfassen, sehen, hören, schmecken, riechen kann?
Von den Tieren, von Ochs und Esel, wird berichtet, sie hätten instinktiv erfasst, um was es damals ging: „Ein Ochse kennt seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennt’s nicht, und mein Volk versteht’s nicht“ (Jesaja 1,3). Woher sollen also die Menschen wissen, was sich da in der Krippe verbirgt?
Die Hirten, so wird uns berichtet, waren die ersten, die nach Bethlehem gingen, um zu sehen, was dort geschehen war. Aber woher wussten sie von dieser Geschichte und wer hatte ihnen offenbart, welches Wunder da geschehen war?

Liebe Gemeinde! Sie wissen es alle: Die Hirten haben das Geschenk dieses Kindes in der Krippe nur auspacken können mit Hilfe der Engel. Die haben ihnen nämlich gesagt und verkündet, welcher Schatz da verborgen ist „in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend“. Wie sollen wir erwachsenen Menschen des 20. Jahrhunderts ohne Engelhilfe verstehen, welche Schätze der Weisheit und Erkenntnis verborgen liegen in Christus?
Nun, so ganz ohne Engelhilfe sind wir nicht. In jedem Sonntagsgottesdienst erklingt der Lobgesang der Engel „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden bei den Menschen seines Wohlgefallens“. Wir singen dazu das Lied „Allein Gott in der Höh sei Ehr“. Aber verstehen wir es recht als regelmäßige Wiederholung der Weihnachtsbotschaft, die uns deutlich machen will, was wir in Christus haben: „große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids“?
Diejenigen unter uns, die sich der regelmäßigen Engelerfahrung im Sonntagsgottesdienst aussetzen, wissen, dass die Geschichte auch nur nach Hirtenweise weitergehen kann: „Lasst uns nun gehen nach Bethlehem und die Geschichte sehen, die da geschehen ist, die uns der Herr kundgetan hat.“ Aufbruch nach Bethlehem – das ist, worauf es ankommt, wozu wir eingeladen werden im Gottesdienst!
Sprachkundige wissen, dass Bethlehem auf Hebräisch „Haus des Brotes“ heißt. Und so etwas finden wir auch in unseren Kirchen. In den katholischen Kirchen ist es sogar sichtbar hervorgehoben als Tabernakel mit einem ewigen Licht – damit sich nur niemand verirrt oder gar täuscht über die Anwesenheit Gottes. Und auch bei uns in den evangelischen Kirchen ist Christus anwesend in den Gaben des Altars, in Brot und Wein, wenn wir hingehen und essen und schmecken und sehen, wie freundlich der Herr ist.
Können Sie nun verstehen, was ich meine? Auch wir könnten erfassen, welcher Schatz verborgen ist in Christus, wenn wir es machten wie die Hirten: hingehen auf das Feld der Engelerfahrung – also in den Gottesdienst – und den Worten glauben, die zu uns gesagt werden. Und dann müssen wir nur noch hingehen und schmecken und sehen „die Geschichte, die da geschehen ist, die uns der Herr kundgetan hat“. Und dann ist es nicht nur die Geschichte von der Geburt Jesu, sondern auch die Geschichte von Kreuz und Auferstehung. Denn „in der Nacht, da er verraten ward, nahm er das Brot, dankte und brach’s und gab’s seinen Jüngern und sprach: Nehmet hin und esset. Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird.“ Bethlehem – Haus des Brotes – das können wir doch sehen und begreifen, wenn wir eingeladen werden zum Tisch des Herrn und dann einen Eindruck, ja einen Geschmack von dem bekommen, wovon Paulus spricht: „In Christus liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis.“
Nun, mögen Sie einwenden, das ist zunächst nur eine sinnliche Gotteserfahrung, ein Schmecken und Sehen, vermittelt durch Brot und Wein, und noch keine Weisheit und Erkenntnis, die müsste doch erst noch hinzukommen, um tiefer verstehen zu können, welcher Schatz uns mit Christus anvertraut ist.
Neben der *Hirtenerfahrung*, dem sinnlichen Anschauen und kindlich-naiven Anbeten in Bethlehem, gibt es noch die Dreikönigserfahrung, das Sich-Aufmachen auf den Weg, das Erforschen der Himmelserscheinungen, das Studium der Heiligen Schrift.
Die Weisen aus dem Morgenland „haben seinen Stern gesehen“, heißt es im Matthäusevangelium – den Stern, den selbst die Sternkundigen von heute als eine seltene Konjunktion zweier Planeten im Sternbild der Fische identifizieren und in Planetarien am künstlichen Sternenhimmel nachstellen können. Aber wem die Deutung seltener Sternbilder nicht behagt – und deuten muss man auch in der Naturwissenschaft, um zu verstehen, was vor Augen ist –, der wird sich lieber halten an die Über-

lieferungen heiliger Schrift, die geheimnisvoll andeuten, was dereinst geschehen wird. So heißt es beim Propheten Micha: „Und du Bethlehem Ephrata, die du klein bist unter den Städten in Juda, aus dir soll mir der kommen, der in Israel Herr sei, dessen Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen ist.“ Die Weisen aus dem Morgenland hat dieser Satz nach Bethlehem geführt, dort fanden sie „das Kindlein mit Maria, seiner Mutter, und fielen nieder und beteten es an und taten ihre Schätze auf und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhe.“

Dreikönigserfahrung – das könnten wir auch ausweiten auf das Studium der ganzen Heiligen Schrift, wie es zum Beispiel Luther sein Leben lang betrieben hat. Er hat den großen Reichtum des Alten Testaments mit seinen geschichtlichen, poetischen und prophetischen Büchern zusammen mit seinen Freunden der deutschen Sprache erschlossen und dabei mit dem Evangelisten Matthäus und dem Apostel Paulus noch einmal entdeckt, dass Christus das Geheimnis der Schrift ist: In ihm liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis; nur über ihn lassen sich viele bis dahin dunkle Stellen der Heiligen Schrift verstehen. Und wer wie Luther mit dieser Dreikönigserfahrung den Weg zum Verstehen der Bibel sich erschlossen hat, der wird wie die Weisen aus dem Morgenland das Bedürfnis spüren, sich aufzumachen zu diesem Jesus und ihm die Schätze des eigenen Lebens zu Füßen zu legen.

Freilich, wer einen wachen und kritischen Verstand hat, dem steht nach der Hirten- und der Dreikönigserfahrung noch die *Pauluserfahrung* bevor. Denn Paulus ist der Satz „in Christus liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis“ nicht – wie etwa den meisten von uns – in die Wiege gelegt worden. Er war zunächst ein Eiferer für den alten Glauben und das mosaische Gesetz als den einzig richtigen Weg zum Heil. Er hat die Gemeinde Jesu, die sich allmählich löste von einem allzu strengen Gesetzesverständnis und sich öffnete für die universale Liebe und Gnade Gottes, bedrängt und verfolgt. Saulus, so hieß er damals noch, „schnaubte noch mit Drohen und Morden wider die Jünger des Herrn“, so lesen wir in der Apostelgeschichte. Aber dann umleuchtete ihn plötzlich ein Licht auf dem Wege nach Damaskus „und er fiel auf die Erde und hörte eine Stimme, die sprach zu ihm: Saul, Saul, was verfolgst du mich? Er aber sprach: Herr, wer bist du? Der Herr sprach: Ich bin Jesus, den du verfolgst. Stehe auf und gehe ...“

Wie sollen wir diese *Pauluserfahrung* kennzeichnen, die ihn nach langen Irrungen und Wirrungen endlich zu der Erkenntnis brachte, dass in Christus verborgen liegen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis? Es ist ein Schnauben und Drohen, ein Besserwissen und Missachten des Christus, bis einer am Boden liegt und nichts mehr sehen und nichts mehr zu sich nehmen kann. In der Tiefe solchen blinden Eifers gegen die Wahrheit Gottes mag sich dann zunächst die Frage einstellen „Herr, wer bist du?“ und am Ende die überwältigende Erfahrung von Licht, Klarheit und Güte stehen, die einen Mann wie Paulus dazu gebracht hat, sein ganzes Leben umzukrempeln. Im Rückblick auf seinen unbarmherzigen Gesetzeseifer, auf seine Starrheit und Sturheit kann er dann nur noch sagen: Ich achte das alles nur noch als Dreck, als schreckliche und hinterletzte Verirrung, was ich da in meinem Eifern und Wüten angerichtet habe. Schaden war’s, ein einziger großer Schaden, gemessen am Heil und am Frieden, den ich in Jesus Christus gefunden habe (Philipper 3,7-9). In ihm liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis.

Der instinktive Weg, das Gottesgeschenk in Christus zu erspüren, wie ihn uns die belebte Natur in den Tieren Ochs und Esel gezeigt hat, ist uns versperrt. Wir können uns nur auf menschliche Weise dem Weihnachtsgeschehen nähern: kindlich-einfach wie die Hirten, königlich-forschend wie die Sterndeuter und existentiell-betroffen wie der Apostel Paulus. Im Grunde genommen ist es nicht wichtig, auf welchem Wege wir zu der alles entscheidenden Erkenntnis kommen, dass in Christus verborgen lie-

gen alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis. Auch unsere vielfältigen Weihnachtserfahrungen im Auspacken von Geschenken haben ja eine ähnliche Bandbreite und Tiefe: Wir haben kindlich-naiv ausgepackt und uns gefreut; wir sind den Sachen eher forschend auf den Grund gegangen; und wir haben unter Tränen und Leid lernen müssen, was das wirklich Wichtige in unserem Leben ist.
Nur beschützt werden sollen wir vor Mogelpackungen, vor Betrug, vor falschen Versprechungen und leeren Worten – so sagt es uns jedenfalls der Apostel Paulus. Weihnachten ist in unseren Tagen schon gefährlich nahe gekommen dem Macht- und Konsumstreben der modernen materialistischen Welt. Wir haben es nicht leicht, uns den Verführungskünsten zu entziehen. Aber im Grunde unseres Herzens wissen wir, dass es an Weihnachten um „die Fülle der Gottheit leibhaftig“ geht. Gott liebt uns wirklich mit einem Kind, mit seinem Sohn Jesus Christus. Wir müssen dieses Geschenk nur annehmen, auspacken, ansehen, in der Tiefe verstehen und uns davon verwandeln lassen. Dann haben wir teil an dieser Fülle und auf einmal einen festen Grund in unserem Leben. Paulus schreibt an die Gemeinde in Kolossä, wie sehr er sich darüber freut, dass die Menschen in ihr Christus angenommen haben. Und er bittet sie, nun auch dabei zu bleiben, in Christus zu leben, in ihm verwurzelt und gegründet zu sein, fest zu bleiben im Glauben und dankbar zu sein.
Dankbar sein – das ist es, was sich einstellt, wenn wir die „Tiefe des Reichtums, beides, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes“ (Röm. 11,33), ausgelotet haben. Marius Müller-Westernhagen singt dazu in seinem Engellied: „Engel, lass die Zeit stillstehn, lehr mich zu verstehn, lehr mich dankbar sein. Engel, lass uns ein Wunder tun, die Welt soll wissen, warum sich zu lieben lohnt. Engel, das wär’ schön.“
Weihnachten ist eine solche Engelerfahrung – auf dem Grunde all der ausgepackten Geschenke wartet diese Einsicht auf uns: dass sich zu lieben lohnt. Amen.

26.12.1995: 2. Weihnachtstag (auch am 26.12.1998 in Ratzeburg)
2. Korinther 8,9

„Weil Jesus Christus Mensch wurde, seid ihr reich.“ Diese Botschaft schrieb der Apostel Paulus den Frauen, Männern und Kindern in der christlichen Gemeinde von Korinth. Die gab es noch nicht lange, sie war nicht sehr groß und im bunten Leben der griechischen Hafenstadt am Mittelmeer eine Gruppe unter vielen anderen – weder reich noch mächtig. Auch die meisten Gemeindeglieder waren alles andere als wohlhabend. Der Geist Gottes hatte dort eher die sogenannten kleinen Leute entflammt für den Glauben an den Auferstandenen.
Vielleicht waren die Korinther schon so eingeübt und sicher in der Sprache und der Vorstellungswelt ihres christlichen Glaubens, dass ihnen beim Hören des Paulus-Briefes gleich klar war: „Sicher meint er nicht unseren Geldbeutel, sondern er spielt auf einen anderen Reichtum an.“ Vielleicht dachten die Korinther so.
Vielleicht saß da aber auch ein armer Schlucker, ein Saisonarbeiter vom Hafen, in der Gemeindeversammlung. Der hörte etwas von „Armut“, und das erinnerte ihn schmerzlich daran, dass er nicht wusste, wie er für die nächsten Wochen seine Familie durchbringen sollte.
Vielleicht hörte ein reicher Kaufmann durch Zufall von dem Brief des Paulus, und schon kursierte in seinen Kreisen der Witz des Tages: „Habt ihr schon das Neueste gehört – die Christen meinen, dass sie reich seien ...“
Die Botschaft des Apostels liegt quer zum gängigen Denken. Das Armsein und das Reichsein wurden und werden in der Regel anders verhandelt. Da geht es um Heller und Pfennig. Da geht es um’s „Haste was, biste was“. Da geht es um Eigeninteressen und Abgrenzungen. Ein französischer Schriftsteller – Flaubert war es – meinte

sogar: „Ich glaube, dass die Armen die Reichen hassen und dass die Reichen Angst vor den Armen haben. Es ist nutzlos, den einen und den anderen Liebe zu predigen.“ Weihnachtsverächter stimmen zu. Ja, so ist es. Nutzlos sind eure weihnachtlichen Predigten von der Liebe. Spätestens morgen werden sie entlarvt sein als vergebliche Liebesmüh. Denn, so sagen sie, das Thema der Welt ist nicht die Liebe, sondern das Geld. Das Geld zieht eine Grenze durch die Gesellschaft und die Welt. Eine gefährliche Grenze, weil sie starke Gefühle hervorruft: den Hass, diese gesteigerte Form der Wut; die Angst; und die Resignation. Ja, gerade auch die Resignation:

- Sinnlos – die Weihnachtsspenden und Wohltätigkeitsbasare, diese Tropfen auf den heißen Stein des allgemeinen Elends und der Ungerechtigkeit.
- Folgenlos – die Weihnachtsbotschaften der Geistlichkeit und Politiker.
- Nutzlos – die weihnachtlichen Feuerpausen auf den unterschiedlichen Kriegsschauplätzen des Lebens.

„Die Armen hassen die Reichen, und die Reichen haben Angst vor den Armen.“ Ein Szenario des „Jeder gegen jeden“, das manche Untersuchungen und Umfragen über unsere Zeit sogar zu bestätigen scheinen. „Es ist nutzlos, den einen und den anderen Liebe zu predigen.“ Die Resignation ist ein besonders trauriges und schlimmes Phänomen. Diese Mutlosigkeit, die in ihr steckt; diese Freudlosigkeit; dieses Lähmende: nutzlos, sinnlos, eh egal.

Schön, dass der Apostel Paulus für diesen zweiten Weihnachtstag ein Wort uns dazwischenredet, das heute wie damals kräftig hinein klingt in diese arme reiche Welt: Ihr kennt die Gnade! Ihr wisst, dass es da noch eine andere Dimension des Lebens gibt, die nicht abhängig ist – nicht vom Handel und Wandel in Korinth oder in unserer Region; nicht von dem, was ihr besitzt oder nicht; nicht von Geld und Zinsen; nicht von der Größe und Ausstattung der Kirche; ja, nicht einmal von der Festigkeit oder dem Maß eures Glaubens. Ihr kennt die Gnade und wisst, dass es da noch etwas anderes gibt.

Weihnachten steht dafür. Da ist es geschehen, ohne „wenn und aber“, ohne „könnte und vielleicht“. Gott hat Grenzen aufgehoben zwischen oben und unten, zwischen Erde und Himmel; und, wie Paulus sagt, zwischen arm und reich. Es gefiel Gott nicht, unter sich zu bleiben. Er hätte es ja tun können – in seinem Reich und in seinem Reichtum. Doch es kam anders. Auch Ihr, die Ihr heute hier seid, kennt doch diese weihnachtliche Gnade. Gott wurde Mensch – aus freien Stücken, und er ergriff damit Partei für uns. Er tat dies vorbehaltlos und ohne Einschränkungen.

Gott kam herab zu uns. Das meint Paulus, wenn er sagt: „Er wurde arm.“ Und das geht weit hinaus über ein paar doch ziemlich idyllisch verzeichnete Symbole der Ärmlichkeit wie Stall oder Krippe. Gott kam herab zu uns, er hat ein Gesicht bekommen. In Jesus Christus hat er sich kenntlich gemacht, ansprechbar, angreifbar, auch verletzlich, war scheinbar sogar totzukriegen. Scheinbar! Ihr kennt ja die Gnade. Paulus sagt: Sie hat euch reich gemacht.

„Euer Reichtum heißt Gnade.“ Dass Gottes Menschwerdung nicht abhängig ist von unserem Wohlverhalten, von unserem Stand im Leben, von unserem Stand im Glauben – das ist die schönste Weihnachtsbotschaft.

So vieles ist heute exklusiv und das heißt ja: ausschließend. Die Gnade Gottes nicht. Gut so, dass die Weihnachtskerzen überall brennen – das ist ein wichtiges Symbol: nicht nur in den Kirchen und den bürgerlichen Wohnstuben, sondern auch in mancher Gefängniszelle und in der Besuchsecke des Krankenhausflures. Im Luxus-Bistro und auf der Theke der schäbigen Bahnhofskneipe. Elektrisch strahlend in den Schaufenstern und zugig flackernd neben dem Hut des Bettlers in der Fußgängerzone. Gottes Gnade leuchtet in jede Ecke hinein und macht reich.

„Euer Reichtum heißt Hoffnung." Diese Hoffnung liegt ja auch in der gerade an Weihnachten deutlich spürbaren Sehnsucht nach einer anderen Welt. Deswegen sind diese Tage so ganz anders als die übrige Zeit des Jahres. Nein, es gibt nicht nur Rivalitäten und Konflikte und ein nüchternes Funktionieren nach den Spielregeln einer Ellenbogen-Welt. Es ist tatsächlich möglich, wenigstens einige von diesen Spielregeln an Weihnachten für ein paar Tage auszusetzen.
Manche sagen dazu dann: Das ist verlogen, scheinheilig. Die Hoffnung sagt: Immerhin, es geht. „Die Armen hassen die Reichen, die Reichen haben Angst vor den Armen" – gegen diese Logik gibt es seit der Ankunft Gottes in dieser Welt eine neue, begründete Hoffnung.
Drittens: „Euer Reichtum heißt Liebe." Ihr habt die Liebe Gottes erfahren. Es ist ein Schatz, geliebt zu werden. Und es ist ein ebenso großer, zu lieben: dem anderen Aufmerksamkeit widmen; ihn annehmen – so, wie er ist; ihn zu verstehen suchen. Dem anderen ein Wort gönnen, ein ermutigendes, ein weiterhelfendes, ein kritisches. Alles das kann Liebe sein.
Ist es nutzlos, Liebe zu predigen? Nein, es ist nicht nutzlos, Liebe zu predigen. Die Geburt Jesu Christi ist Gottes große Liebespredigt. Wie könnten wir, die wir diese Gnade kennen, dann anderes predigen? Es braucht doch im vielstimmigen Konzert der Meinungen in diesem Land eine kräftige und vernehmliche Stimme, die sagen kann: Da war doch noch etwas ...? Liebe predigen heißt ja nicht: anpredigen, langweilen, jemanden überfahren. Aber in den vielen Situationen des Lebens, auch in den politisch und gesellschaftlich brennenden Fragen, das Argument der Liebe einzubringen – das wäre ein guter Weg, den Reichtum an Liebe zu teilen.
„Weil Jesus Christus Mensch wurde, seid ihr reich." Der Reichtum hat Namen: Gnade, Hoffnung, Liebe. Die Frauen und Männer von Korinth werden es so verstanden haben. Auch der, der dabeisaß und den die Sorgen drückten, weil es lange her war, dass er etwas verdient hatte.
Und doch: Wo es um arm und reich geht, darf die soziale und wirtschaftliche Frage nicht ausgeblendet werden. Paulus war darin übrigens ein Meister, beides miteinander zu verbinden. Glaube und Leben, der Gnadenzuspruch und danach die Ermahnung zu einem dem Glauben angemessenen Tun waren für ihn zwei Seiten einer Medaille.
Wem etwas gegeben ist, der gibt dem Armen davon ab. Das ist ein Grundsatz christlicher Lebensführung, auf den wir nicht verzichten können. Genau in dem Briefabschnitt des Predigttextes bittet Paulus die Korinther um eine Spende für die in Not geratene Urgemeinde in Jerusalem. Ganz unverkrampft bringt er den von Gott geschenkten Reichtum des Heils und der Gnade mit der Frage einer ausreichenden materiellen Lebensausstattung zusammen.
Weihnachten ist auch eine Erinnerung daran. Die hohe Spendenbereitschaft, die Geschenke und das Teilen sind Erinnerungen an die menschlichen Wurzeln unserer Gesellschaft. Die offene und verdeckte Armut in unserem Land hat in den letzten Jahren erheblich zugenommen. Das gemeinsame Wort der Kirchen zur sozialen Lage in Deutschland hat darauf hingewiesen und betont: „Armut ist nicht einfach Schicksal, es gibt vielmehr neben der Eigenverantwortlichkeit stets auch eine Mitverantwortlichkeit der Gemeinschaft." Lassen wir uns also daraufhin ansprechen – auch kleine Schritte bringen weiter. Ihr kennt ja die Gnade! Und wer so reich ist, kann auch von Herzen geben. Amen.

24.12.1996: Heiligabend

Bildmotiv: Das verlorene Jesuskind (Altar der Kirche in St. Peter-Ording)

Zur Besinnung in dieser weihnachtlichen Stunde habe ich Ihnen eine Bildkarte vom Altar der Kirche in St. Peter-Ording an der Westküste Eiderstedts mitgebracht. Wir sehen die Szene der Geburt Christi in einer wunderschönen, farbig gefassten Holzschnitzarbeit aus dem Spätmittelalter – 500 Jahre alt ist dieses eindrucksvolle Kunstwerk.

Das verlorene Jesuskind. Altar der Kirche St. Peter-Ording
Foto: Hans Peter Honecker

Wir erkennen eine mittelalterliche Stadtmauer im Hintergrund, ein großes Stadttor und ein Haus – Andeutungen der großen Stadt Jerusalem in zeitgenössischer Manier, in deren Nähe Jesus in einem Stall in Bethlehem geboren ist.
Josef, der Nähr- und Ziehvater Jesu, trägt eine große Bauernlampe, die in die damalige Zeit und Landschaft Eiderstedt passt – man kann solche Lampen aus dem Mittelalter heute im Museum bewundern. Mit seiner linken Hand stützt er sich auf einen Stab, in dessen Knauf der Kopf des Königs David geschnitzt ist, um anzudeuten, aus welchem vornehmen Hause Joseph stammt. Ein Rosenkranz ist um den Stab geschlungen – wieder ein Zeichen dafür, dass der mittelalterliche Holzschnitzmeister die Szene ganz lebendig und ausdrucksvoll in seine Zeit stellt. Ochs und Esel sind da, die Engel, die das Leinentuch halten, und Maria mit zur Anbetung erhobenen Händen. Nur das Wichtigste, das Jesuskind – das fehlt in diesem Bild.
Pastor Honecker aus St. Peter-Ording, der uns dieses Foto aus seiner Kirche zur Verfügung gestellt hat, schreibt dazu:
„Was das wohl zu bedeuten hat? Ein Weihnachtsbild ohne Kind – das wäre ja die Sensation, einmalig in der Welt! Oder haben Sie das irgendwo schon mal gesehen? Unser kleines Dorf könnte sich glücklich schätzen, die Kunst-Touristen würden Schlange stehen, vielleicht müsste gar ein extra Hotel gebaut werden, dazu die vielen Souvenirs! Leider ist es keine Sensation, sondern höchst blamabel. Es war nämlich da, das Kind, bis vor dreißig oder vierzig Jahren. So ganz genau weiß das heute keiner mehr. Und dann auf einmal war es weg. Nicht gestohlen, das wäre ja noch ganz ehrenhaft. Da könnte keiner was dafür. Nein, es ist verschlampt, herausgefallen vielleicht, beseite gelegt, bei irgendeiner Renovierung in den Schutt gefallen. Aber das Beschämendste: Glauben Sie ja nicht, dass das irgendjemandem aufgefallen wäre! Der Kirchenbetrieb ging weiter – als wäre nichts geschehen.“

Mich hat beeindruckt, wie offen und ehrlich der Pastor von St. Peter-Ording an der Westküste Eiderstedts diese unangenehme Tatsache anspricht. Das verlorengegangene Jesuskind wird ihm zur Bußpredigt über die Unaufmerksamkeit und Vergesslichkeit der Menschen.
Einen Augenblick wollen wir innehalten und nachdenken darüber, ob uns dieses Missgeschick nicht auch passieren könnte – dass wir über all dem Weihnachtstrubel, den vielen Vorbereitungen und Geschenken etwa den vergessen haben, um den es eigentlich geht: Jesus, das arm und elend geborene Kind von Bethlehem, bedroht von den Häschern des Herodes, das aber dann doch beschützt und bewahrt wird und zu dem heranwächst, auf den so viele gewartet haben – zum Messias Israels und zum Retter der ganzen Welt.
Weihnachten heißt Achtgeben auf das Kleine und Unscheinbare, Zutrauen haben zu dem großen Wunder verwandelnder Liebe, dargestellt und ausgedrückt in einem schutzlosen Kind. Wir müssen achtgeben, dass uns die Kinder nicht aus dem Blick geraten, unversehens verloren gehen in einer hektischen und betriebsamen Welt, ja einer Welt, die von Kindern oft als kalt und bedrohlich erlebt wird. Und wenn diese Kinder dann noch zu Schaden kommen durch Erwachsene, denen sie eigentlich anvertraut sind, dann bekommt unser Bild plötzlich eine unheimliche Aktualität: Wo ist das Jesuskind? Was ist mit ihm passiert? Sag mir, wo die Kinder sind – was ist geschehn?
„Verschlampt, herausgefallen vielleicht, beiseite gelegt, bei irgendeiner Renovierung in den Schutt geraten“ – so hat es Pastor Honecker für diesen Holzschnitzaltar beschrieben. Hoffentlich sagen das die Menschen nicht einmal über uns und unseren Umgang mit den Kindern in aller Welt am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts.
Aber nun genug dieser ernsten und zur Buße und Umkehr mahnenden Worte! Es ist ja doch Heiligabend und wir wollen uns und unseren Kindern hier in dieser Kirche und nachher zu Hause etwas Gutes tun. Also betrachten wir das Bild noch einmal und sehen darin nun keine Unachtsamkeit und kein Vergessen des Kindes mehr, sondern im Gegenteil eine einzige und großartige Vorbereitung.
Können Sie es entdecken, wie liebevoll die Engel das Tuch für die Geburt des Kindes ausbreiten? Und könnte es nicht sein, dass Maria das Kind noch gar nicht geboren hat, sondern noch einen Augenblick darauf wartet, bis alles bereit ist? Und dass sie mit ihren zum Gebet erhobenen Händen auch uns bittet, etwas für die Geburt dieses Kindes in unseren Herzen zu tun?
Christus will geboren werden, will zur Welt kommen am heutigen Heiligen Abend. Und wo, bitte, will er zur Welt kommen? Die Gestalten des Bildes sagen es uns: hier, bei euch, will er zur Welt kommen, unter euch lebendig sein, in eurer Kirche, in eurer Stadt, in eurem Leben.
Keine der Figuren schaut nämlich dorthin, wo der Markt ist, wo sonst so viel los ist. Sie sehen alle den Betrachter an. Das macht das Altarbild insgesamt etwas steif – aber es ist keineswegs eine Ungeschicklichkeit des alten Meisters, es ist seine volle Absicht. Demonstrativ halten sie uns die heilige Geschichte vor Augen – die von ihm geschnitzten Figuren. Nicht um uns zu zeigen, was damals war, sondern um uns zu ermuntern zu sehen, was heute ist. Damit wir begreifen: das ist unsere Geschichte, die da erzählt wird, Gottes Geschichte mit uns.
Dass Jesus vor zweitausend Jahren in Bethlehem geboren wurde, das ist eine geschichtliche Tatsache, für die sich womöglich viele Menschen heutzutage gar nicht mehr sonderlich interessieren, auch wenn sie kräftig mit Weihnachten feiern.
Aber Jesus will ja heute geboren werden, heute will er hier zur Welt, zu seiner Welt, kommen und hier lebendig sein. Das andere allein, das würde uns auch gar nichts nützen, wie Angelus Silesius, der schlesische Sänger des 17. Jahrhunderts das ein-

mal gesagt hat: „Wär' Christus hundertmal in Bethlehem geboren und nicht in dir, so wärst du doch verloren."
So verwandelt sich auf einmal die Bußpredigt vom verlorenen und vergessenen Jesuskind in eine wahre Trostpredigt: Es ist noch nicht da, das erwartete Kind, weil wir noch unsere Herzenstür öffnen sollen, damit es Wohnung findet auch bei uns.
Wenn die Kinder nachher mit Herrn Christiansen, unserem Küster, das neueingekleidete Christuskind wieder in den Brüggemann-Altar einsetzen, dann ist das genau der Vorgang, zu dem uns das Altarbild von St. Peter-Ording in Eiderstedt einlädt: Lasst uns aufmerksam sein auf dieses Kind und auf alle Kinder dieser Welt; lasst uns ihnen die Wege ebnen und sie mit allem versorgen, was sie brauchen; lasst uns den Platz bereiten für Gottes Sohn außen in dieser Welt und innen in unserem Herzen, damit daraus Liebe entsteht für alle Menschen und Frieden auf Erden – zur Ehre Gottes und zum Wohlgefallen für alle Menschen. Denn das ist die Botschaft der Engel, die das Leinentuch ausbreiten für dieses Kind und für alle Kinder dieser Erde: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen." Amen.

24.12.1999: Heiligabend* (in Ratzeburg)
Jesaja 9,1-6

Ein uralter Text spricht am heutigen Heiligen Abend zu uns. Uralt ist er für uns tatsächlich, und das in doppelter Hinsicht: Er kommt uns zum einen uralt vor, weil wir ihn so lange schon kennen. Er ist sicherlich für viele verbunden mit Kindheitserinnerungen an Weihnachten. So oft schon haben wir ihn gehört und dabei dunkle Räume vor Augen gehabt, denen erst eine und dann immer mehr Kerzen – Weihnachtskerzen! – aufstrahlen. Und wenn ich diese alte Verheißung aus dem Jesajabuch höre, dann erklingt für mich auch Musik: Die Tenor-Arie aus dem Beginn von Händels „Messias": „Da Volk, das da wandelt im Dunkel", und die Melodie zeichnet die unsicheren, suchenden Schritte im Dunkel nach. Und dann der jubelnde Chor, der die Thronnamen „Wunderrat, Gott-Held, Ewig-Vater, Friedefürst" immer wieder triumphierend erklingen lässt.
Vielleicht klingen in Ihnen, liebe Gemeinde, andere Lieder an, andere Bilder erscheinen vor Ihrem inneren Auge. Doch, was dieser altbekannte Text in uns wachruft, sind vertraute und liebe Weihnachtserinnerungen.
Ist er uns vielleicht auch so bekannt, dass wir schon gar nicht mehr richtig hinhören?! Nehmen wir – neben seiner poetischen Schönheit – auch seine Schärfe wahr?!
Noch in einem ganz einem anderen Sinne ist dieser Text für uns uralt, und das ist der zeitliche Abstand zwischen seiner Entstehung und uns heutigen Hörerinnen und Hörern. Wir stehen kurz vor der Vollendung des zweiten Jahrtausends nach Christus, der Prophet Jesaja, dem diese Worte zugeschrieben sind, lebte im 8. Jahrhundert vor Christus. Die politischen Zusammenhänge seiner Zeit kommen in seiner Verkündigung zum Teil sehr deutlich zum Tragen. Brutale Kriegsgräuel werden angeprangert, aber auch politische Dummheit und religiöse Anbiederei.
Der zeitliche, politische und gesellschaftliche Abstand ist immens – und: zwischen uns und Jesaja liegt die Geburt von Jesus Christus. Nicht nur als ein zeitlicher Einschnitt. Mehr als nur eine Wegmarke auf der langen Zeitstrecke von Jesaja bis heute. In Jesus Christus gibt Gott dieser uralten Hoffnung recht. Es ist, als wenn Gott mit der Geburt Jesu Christi uns zusagt: „Ja! Das dürft ihr hoffen. Das soll sich für euch erfüllen!"
Die Finsternis hat auf unserer Erde noch kein Ende. Aber das Licht, auf das Jesaja schon hingewiesen hat, erstrahlt mit Jesu Geburt noch heller. Nie wird es verlöschen. Es ist das Licht, das die dunkle Nacht auf dem Hirtenfeld erleuchtete, so hell, dass

die Hirten sich erst fürchteten. Es ist das Licht, das Jesus Christus auch in unsere dunklen Nächte scheinen lassen will.
Jesus Christus hat für uns die Worte des Jesaja verändert. Er hat sie bestätigt und zugleich überboten. Wenn wir diese Worte an Weihnachten hören, dann klingt für uns noch Gottes Stimme mit, die sagt: „Ja, so dürft ihr hoffen! Und: Ihr dürft sogar noch mehr hoffen." Denn Jesus Christus sagt von sich: „ICH BIN das Licht der Welt!"
Wir hören die Worte des Jesaja anders als seine damaligen Zuhörer. Die Geburt Jesu Christi ist nicht nur eine Zeitenwende, sondern unser ganzes Hoffen und Glauben erfährt hier seinen entscheidenden Grund und seine Kraftquelle. Fast möchte ich sagen, die Geburt Jesu Christi ist nicht allein eine Zeitenwende, sie ist auch eine Hoffnungswende. Hier wird Hoffnung neu geboren und immer wieder aufs Neue bekräftigt. Weil Jesus Mensch geworden ist auf dieser Erde, darf unsere Hoffnung noch über das hinaus gehen, was der Prophet Jesaja in uralten Zeiten verheißen hat.
Und doch erreicht diese Verheißung Jesajas gerade an Weihnachten unsere Herzen. „Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht, und über denen, die da wohnen im finstern Lande, scheint es hell." Wir feiern die Geburt Jesu Christi in eine Welt hinein, die doch dunkel geblieben ist. Die Finsternis ist noch nicht beseitigt. Das, was Jesaja in drastischen Worten und Bildern beschreibt, ist auch Teil unserer Wirklichkeit.
Wie ein drückendes Joch, von dem Jesaja spricht, erleben heute viele ihre Arbeitslosigkeit oder die aufreibende Pflege kranker und alter Angehöriger. Und das Kriegsgedröhn, die Soldatenstiefel und das Blut sind auch in unseren Tagen Wirklichkeit geblieben. Bedrückende Wirklichkeit einer friedlosen Welt. Auch die Sorge um die fortdauernden Auseinandersetzungen im Kosovo beschäftigt ja nicht nur die Familien der dort stationierten deutschen Soldaten. Die Finsternis ist noch nicht beseitigt. Die Worte des Jesaja kommen doch unserem Erleben trotz des zeitlichen Abstands sehr nah. Auch wenn an Weihnachten manches in den Hintergrund treten mag, letztlich lässt uns das Bedrückende und Beängstigende doch nicht los.
Doch es ist nicht nur dies, was uns mit Jesaja verbindet. Wir wandern zwar im Dunkel, doch das Licht, von dem Jesaja spricht, scheint seit Jesu Geburt noch heller auf. Wir, die wir seine Worte am Heiligen Abend 1999 hören, sind ebenso wie seine ursprünglichen Zuhörer Glieder in einer Kette enttäuschter und doch auch hoffender Menschen, Menschen, die zugleich belastet und doch auch voll Erwartung sind. Zugleich bedrückt und beschenkt. Wir sind wie Jesajas Zuhörer Menschen, die zwar noch in der Dunkelheit sind, sich aber dem Licht schon zuwenden.
Ja, mehr noch, wir könnten nicht leben ohne dieses Licht, das in unsere Finsternisse scheint. Ein Licht, das der Sorge ihre alles beherrschende Macht nimmt. Ein Licht, das der Angst verbietet, zu groß zu werden. Ein Licht, das Leben aus dem Tod erweckt. Ein Licht, das wie eine einzige Kerze in einem dunklen Raum gerade da besonders hell strahlt, wo uns das Leben besonders finster erscheint. Wir sind Hoffnungsmenschen. Ohne Hoffnung könnten wir nicht leben. Wie junge Pflanzen sich dem Licht entgegenstrecken, so strecken wir uns aus nach diesem Hoffnungslicht, das uns am Leben erhält.
Und dieser Hoffnung, die im Dunkel das Licht sucht, ruft der Weihnachtsengel Gottes zu: „Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude." (Lukas 2,10)
Was gibt uns Hoffnung? Was hält in uns die Erwartung einer heilvollen Veränderung unserer Wirklichkeit wach? Es sind ja nicht allein die Worte des Jesaja, die Hoffnung nähren. Wir müssen ihre Wahrheit ja auch erfahren. Selbst. In unserem eignen Leben. Und Gott selbst hat ja den größten Beweis für ihre Wahrheit uns mit der Geburt Jesu Christi geschenkt. Er hat sie bestätigt, wahr gemacht und für immer überboten.

Da ist das Licht, das in der Finsternis strahlt. Da ist der, der Frieden bringt. Da ist der, der Recht und Gerechtigkeit wahr macht. Da ist ein neuer Anfang gesetzt.
Die Finsternis ist noch nicht beseitigt, aber das Licht strahlt schon auf. Und dieses Licht wirft auch ein neues Licht auf unsere Wirklichkeit. Wir brauchen dieses Licht, und wir hoffen darauf. Und doch geht es uns mit diesem Hoffnungslicht, mit diesem Weihnachtslicht ähnlich wie den Hirten in der Heiligen Nacht. Auch ihnen war die uralte Hoffnung vertraut. Auch sie bewahrten diese uralten Worte des Jesaja als Stärkung ihres Lebens. Und dann, als das Licht über ihnen anbricht, erwartet und doch unerwartet, da erschrecken sie und fürchten sich. So berichtet es ja die Weihnachtsgeschichte.
Deshalb können wir an diesem Heiligen Abend dankbar und voll Freude in die Worte aus Jochen Kleppers Adventslied einstimmen: „Gott will im Dunkel wohnen und hat es doch erhellt." (EG 16,5). Amen.

25.12.1999: 1. Weihnachtstag*
1. Johannes 3,1-6

Jetzt liegt er schon hinter uns, der Weihnachtsabend, der Heilige Abend. Haben Sie es auch erlebt, das Staunen, das sich von tief innen heraus in uns breit gemacht hat? Nicht nur in den Augen und Herzen unserer Kinder, auch in den Herzen der Erwachsenen – das Staunen, untermalt vom Duft der Tannenzweige und Kerzen und weihnachtlicher Musik – das Staunen, nicht nur über die Geschenke – das Staunen, das uns sehnsuchtsvoll an Weihnachten in die Kirche bringt, weil wir ahnen oder gar wissen: Mit Maria und Josef und dem Kind und den Hirten und Engeln ist etwas Besonderes, etwas Weltbewegendes geschehen. Gott, dieser unbegreifbare, unverständliche Gott kam uns Menschen näher, ganz nah!
Staunt weiter! Bleibt nicht stehen am Heiligen Abend! Hört auf die Worte aus dem 1. Johannesbrief im Neuen Testament. Er will uns zeigen: Weihnachten hat eine Fortsetzung! „Seht!", so sagt Johannes am Anfang unseres Predigttextes. „Seht noch einmal genau zurück, was sich da in dem armseligen Haus in Bethlehem zugetragen hat. Seht, wie in diesem Kind Gott selbst zu uns gekommen ist. Seht, welche Liebe Gott in unsere dunkle und verlorene Welt gegeben hat. Seht und hört einfach zu!" (jetzt Predigttext lesen, am besten in der Übersetzung der Guten Nachricht)
Seht! Dreimal kommt dieses wichtige Wort „sehen" in unserem Text vor. Und dreimal will ich Sie mit unserem Text heute zum Sehen einladen:
Sehen – das können wir im Zurückschauen, im RÜCKBLICK:
Ich darf am 1. Weihnachtstag zurückblicken. Ich darf dabei alle meine Sinne gebrauchen. Ich darf mich an Geschenken freuen. Ich darf wie die Hirten staunend schauen. Darf sehen, was Gott mir alles in meinem Leben schon geschenkt hat.
Darf alles mit meinen Sinnen erfassen und spüren: Als ein beschenktes Kind und Erwachsener bin ich Gottes Kind (Vers 1 lesen).
Dass ich Gottes Kind bin, kann mir ein Gefühl von unbeschreiblichem Glück geben, eben ein Weihnachtsgefühl. Ich bin doch Gottes Ebenbild, sein Geschöpf, sein Gegenüber und Partner – an mir ist so viel unbeschreiblich Wertvolles dran!
Sehen – das ist auch in sich hineinsehen, ein EINBLICK:
Trotz dieser weihnachtlichen Hochstimmung, die grundsätzlich gut und wichtig ist, soll ich in mich hineinhören, hineinschauen. Dabei werde ich feststellen, dass in meinem Leben nicht alles in Ordnung ist (Vers 2 und 3 lesen).
Ich werde mir bewußt, dass da eine Differenz, ein Unterschied zwischen dem Leben von Jesus und meinem Leben ist. Dieser Unterschied macht meine Schuld aus, mein Versagen. Da ist meine Neigung, mich selbst in den Vordergrund zu stellen, mich zum Maß aller Dinge zu machen, mein Mangel an Liebe.

Diesen Unterschied, diesen Mangel, diese Schuld will ich überwinden.
Sehen – das ist auch in die Zukunft sehen, im AUSBLICK:
Ein Leben im Sinne Jesu, ein Leben, so wie Jesus es uns vorgelebt hat, das ist ungemein schwer zu führen.
Deshalb betont unser Bibelwort nicht nur, dass wir wirklich Gottes Kinder sind (Vers 1), sondern auch, dass wir Jesus ähnlich sein werden (Vers 2, Luther: gleich). Wann? Dann, „wenn es offenbar wird", am Ende unserer Tage, am Ende der Zeit.
In diesem Vertrauen können wir ohne Angst in die Zukunft sehen!
Weihnachten will uns einladen zum Sehen, zum Zurück-Sehen, zum In-uns-Hineinsehen, und zum In-die-Zukunft-Sehen.
Und wenn wir dabei in allem auf Jesus sehen, dann sind wir wirklich Gottes Kinder, dann haben wir allen Grund zur Weihnachtsfreude.
Zum Sehen will uns der Predigttext heute einladen, deshalb sehen Sie doch auch auf die Karte* (Gottesdienstblatt), die Sie heute erhalten haben.
Was sehen Sie?
Viele Köpfe, viele Gesichter, alte und junge, bekannte und unbekannte, sympathische und eher abstoßende Gesichter. Da könnte auch mein oder Ihr Gesicht darunter sein, unter den vielleicht 500 Köpfen.
Aber sehen Sie noch mehr auf diesem Bild? Da ist noch ein Gesicht verborgen: Das Gesicht unseres Herrn, des Kindes von Bethlehem, des Mannes aus Nazareth, ja, das Gesicht des Mannes am Kreuz mit der Dornenkrone.
Oder ist es doch eher die Krone des Lebens, der Strahlenkranz des Auferstandenen?
In der Heiligen Nacht in Bethlehem geschah es: Gott wurde Mensch! Gott wurde einer von uns, er nahm Anteil an unserem Leben. Er wurde in Armut geboren. Kaum dass er geboren war, war er schon mitten im menschlichen Leiden, war bald auf der Flucht, gejagt und gehetzt.
Später liefen ihm die Leute nach, jubelten ihm zu, – aber sie verachteten ihn auch, verspotteten ihn, ließen ihn links liegen, brachten ihn ans Kreuz.
Höchstes Glück und Liebe – aber auch tiefstes Leid, Schmerz und Tod, alles, was ein Menschenleben umfasst, war Jesus aufs Beste bekannt: Er war einer von uns, er ist einer von uns! Als der Auferstandene ist er auch heute noch bei uns, unter uns (siehe Bild).
Wenn wir zu nahe schauen (wenn wir das Bild zu nahe an die Augen halten), wenn wir das Menschliche zu wichtig nehmen, dann erkennen wir auch nur Menschen; Menschen, die uns erfreuen oder ärgern, die uns lieben oder verletzen oder sogar töten können. Wer zu nahe sieht, wer nicht ein wenig Distanz gewinnt zum Sehen, der sieht nur Menschliches.
Wenn wir uns Menschen aber nicht so wichtig nehmen, (wenn wir das Bild aus der Entfernung betrachten), wenn wir ein wenig „Abstand gewinnen" von uns selbst, dann erkennen wir den Gottessohn unter uns, das Bild des Menschenbruders, das Bild Jesu! Und damit sehen wir, wie wir sein sollen, wie wir sein werden, als Kinder Gottes (Vers 2b).
Lasst uns Jesus nachfolgen. Wir wollen Jesus in unser Leben hineinlassen, bei uns ankommen lassen. Damit auch wir ein Teil seines Gesichtes, ein Teil seines Leibes werden.
Gott wurde Mensch, damit wir das Sehen lernen. Voller Staunen, wie die Kinder an Weihnachten. Aber auch mit ein wenig Abstand, damit wir den richtigen Blick gewinnen, (den Rückblick, Einblick, Ausblick), den Blick über das Menschliche hinaus.
Gott wurde Mensch, damit wir sehen: Wir sind Kinder Gottes, bis in Ewigkeit. Das ist die frohe Botschaft von Weihnachten. Amen.

26.12.1999: 2. Weihnachtstag*
Offenbarung 7,9-12 (13-17)

Was für ein Text! Was für ein Text für den zweiten Weihnachtstag! Wir feiern das Kommen Gottes in diese irdische Welt – und der Text öffnet uns einen Blick in eine jenseitige Welt. Wir singen „O du fröhliche, o du selige Weihnachtszeit" – und hören von „großer Trübsal." Und wenn wir uns dann noch vergegenwärtigen, dass dieser zweite Weihnachtstag seit alters her dem Gedenken an Stephanus, den ersten Märtyrer, gewidmet ist, dann, ja dann gerät unsere weihnachtliche Stimmung vollends aus dem Gleis. Oder könnte es sein, dass sie einer notwendigen Korrektur unterzogen wird? Ich denke da z. B. an Weihnachtsgedichte von Jochen Klepper, in denen es heißt: „Die Feier ward zu bunt und heiter, mit der die Welt dein Fest begeht. Mach uns doch für die Nacht bereiter" oder auch: „Die Welt ist heut voll Freudenhall, du aber liegst im armen Stall. Dein Urteilsspruch ist längst gefällt, das Kreuz ist dir schon aufgestellt."

Doch, es hat schon seinen Sinn, gerade zu Weihnachten auch an Trübsal zu erinnern, zumal in unserer Zeit; daran zu erinnern, dass der Weg der Kirche, der zu Weihnachten begann, immer auch Weg unter dem Kreuz ist. Die Adressaten der Offenbarung wussten jedenfalls etwas davon. Sie erlebten schon etwas von der Verfolgung, die auch dem neugeborenen Kind nicht erspart blieb. Sie brauchten Ermutigung, Stärkung. Es galt, ihnen Zusammenhänge klar zu machen, sie auf das Ziel hinzuweisen – den endgültigen Sieg Christi!

Unser Text steht ja inmitten von Gerichtsandrohungen, gleichsam wie eine Oase. Von großen Schwertern ist die Rede; von der Macht, den Frieden auf Erden zu nehmen, Dann ist es wie ein Innehalten – Menschen werden vor dem Gericht bewahrt. Zunächst scheint das nur auf Israel zuzutreffen – von 144.000 spricht der vorangehende Text, je 12.000 aus den zwölf Stämmen Israels. Aber sie sind doch nur die ersten, denen Bewahrung zuteil wird; es folgt die Schar derer, „die niemand zählen kann."

Es findet also keine Aussonderung statt, keine Ausgrenzung – eine Mahnung an uns, die wir so gern bestimmen wollen, wer einmal dazu gehören wird und wer nicht. Für die nicht-jüdischen Gemeinde ist dies ein großer Trost, auch sie werden einmal teilnehmen an einem ewigen Gottesdienst, wie ihn der Seher der Offenbarung jetzt erlebt.

So vielgestaltig diese nicht zu zählende Schar auch ist nach Rasse, Sprache, Herkommen, sie haben ein gemeinsames Merkmal: die weißen Kleider, Zeichen der Überwinder. Und alle, alle singen den Lobgesang.

Hier wird der Text nun doch weihnachtlich, ja, er geht über Weihnachten hinaus, denn nicht nur die Engel singen den Lobgesang, sie stimmen alle ein.

Der Seher ist so gefesselt von dem Geschauten, dass es ihm zunächst gar nicht in den Sinn kommt, dies könnte irgendeinen Bezug zu seinem eigenen Schicksal oder dem der angeschriebenen Gemeinden haben. Wie oft geht es uns ähnlich. Wir lesen Worte der Bibel und merken nicht, wie sehr sie uns etwas angehen. Erst Frage und dann die Antwort des Ältesten macht dem Seher die Zusammenhänge klar: es geht um Trübsal, es geht Verfolgung, und das heißt, es geht um ihn und seine Gemeinden.

Noch einmal wird von den „weißen Kleidern" gesprochen. Sicher, es geht auch um Überwindung, so, wie es im Sendschreiben an die Gemeinde in Sardes zum Ausdruck kommt: „Wer überwindet, der soll mit weißen Kleidern angetan werden." Aber unser Text macht deutlich, dass diese Überwindung nicht aus eigener Kraft geschieht, nicht aus eigener Beharrlichkeit, aus eigenem Durchhaltevermögen. Überwindung ist nur möglich durch das Blut Christi. Es klingt paradox, dass Kleider, in

Blut gewaschen, weiß werden sollen. Es erinnert uns an Propheten Jesaja „Wenn eure Sünde auch blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden" (Jes. 1,18). Was für Menschen unmöglich scheint – im roten Blut Kleider weiß zu waschen –, Christus kann es. In seinem Blut wird unsere Sünde „gewaschen", d. h. vergeben. Welch eine tröstliche Botschaft – auch für uns, für unsere Anfechtungen und Zweifel, ob wir denn in der „großen Trübsal" bestehen könnten. Wir könnten es nicht aus eigener Kraft und Durchhaltevermögen – wir können es nur, indem wir uns dem anvertrauen, der nicht nur für uns geboren, sondern auch für uns gestorben ist – Weihnachten und Karfreitag gehören zusammen.
Von der Herkunft derer, die vor dem Thron stehen, sprach unser Text. Von ihrer Zukunft sprechen die letzten Verse. Alle irdischen Beschwerden und Leiden werden einmal ausgelöscht sein – Hunger, Durst, Hitze, Tränen. Was dem Beter des 23. Psalms eine schon erlebte Erfahrung war – „Er weidet mich auf grüner Aue und führet mich zu frischem Wasser" , was uns in unserem mühseligen Alltag weithin verlorengegangen ist, hier leuchtet es als Verheißung wieder auf: das Lamm, also Christus, wird uns weiden und zu den Quellen des lebendigen Wassers leiten. Leid, Tränen, Trauer sind Vergangenheit.
Liebe Gemeinde! Nur wenige Tage trennen uns noch von dem Jahr 2000, eine Zahl, die eine so merkwürdige Faszination ausübt. Beginnen damit die tausend Friedensjahre, von denen die Offenbarung in einem späteren Kapitel spricht? Signalisiert es die lang erwartete Wiederkunft Christi? Oder ist es doch nur ein „normales" neues Jahr mit einer neuen Zahl? Wir wissen es nicht. Wir sollen auch nicht darüber spekulieren. Aber wir sollen wissen – und das ist die Botschaft dieses zweiten Weihnachtstages des Jahres 1999 –, auch im dritten Jahrtausend darf „Lob, Dank und Preis" nicht verstummen.
Auch das dritte Jahrtausend, was immer es uns bringen mag, ist eingebettet in die Ewigkeit Gottes. Und durch die Jahrtausende hindurch darf der Ruf der christlichen Gemeinde nicht verstummen, mit dem die Offenbarung schließt: „Amen. Ja, komm, Herr Jesus." Amen.

24.12.2000: Heiligabend*
Johannes 7,28-29

Und wieder ist Weihnachten! Der Baum steht da, geschmückt. Mit Sternen und Kerzen. Die Krippe steht davor, wir hören vertraute Lieder. Und die bekannten Worte der Weihnachtsgeschichte rühren uns an:
Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, dass alle Welt geschätzt würde.
Damals vor 2000 Jahren war das für Maria und Josef ein Aufbruch in eine unbekannte Zukunft. Ein Schritt ins Ungewisse. Aber aus diesem Schritt ins Ungewisse ist eine der beständigsten Größen für unser Leben geworden. Weihnachten hat Tradition. Da ist alles so, wie wir es kennen. Und es scheint manchmal so, als sei Weihnachten der letzte Hort der Tradition. Und wer diese Tradition verändern will, hat es schwer. Das Christkind, das kennen wir nun mal, das steht im Mittelpunkt, da lässt sich nichts dran rütteln. Und wir bleiben auch bei dem, was wir kennen.
Aber ein bisschen werden wir durcheinandergebracht von dem, was Jesus im Tempel verkündet. Ihr kennt mich, sagt er da, aber ihr kennt nicht den, der mich gesandt hat. Aus einem ziemlich unweihnachtlichen Zusammenhang sind diese Worte genommen. Aber wann, wenn nicht zu Weihnachten haben wir überhaupt einmal die Gelegenheit darüber nachzudenken, was das alles bedeutet.
Also gehen wir einmal Schritt für Schritt durch, was Jesus gesagt hat.

Zunächst eine vertrauensbildende Maßnahme: Ihr kennt mich, sagt er. Ja, wir kennen ihn. Gerade zu Weihnachten kennen wir ihn ganz besonders. Das Kind in der Krippe. Das in ärmlichen Verhältnissen zur Welt gekommen ist. Das der Gefahr ausgesetzt war. Das Kind, in das so viele Hoffnungen gesetzt wurden. Das Kind, das auch heute noch Hoffnung gibt. Waffen schweigen und eine versöhnende Hand wird gereicht, wenn man dieses Kind vor Augen hat. Ja, wir kennen das Kind, das in der Christnacht geboren wurde. Und wir sprechen davon:
Und sie kamen eilend und fanden beide, Maria und Josef, dazu das Kind in der Krippe liegen. Als sie es aber gesehen hatten, breiteten sie das Wort aus, das zu ihnen von diesem Kinde gesagt war.
Wie damals sind auch heute viele Erwartungen mit diesem Kind verbunden. Hoffnungen, die lange im Inneren der Menschen schlummern, erwachen nun und kommen ans Tageslicht. Das ist doch der Grund, warum die Hirten zum Stall eilen. Die Himmel haben sich geöffnet, und es wurde ihnen jemand angekündigt, den sie schon lange erwartet haben, der Messias, der Christus, der künftige König. Nicht ein König der Paläste, sondern vor allem ein König der Herzen.
Sie eilen voller Hoffnung, kommen gelaufen, sie kennen ihn, obwohl sie ihn noch nie gesehen haben, sie eilen, weil sie ihn kennen. Sie kennen ihn, bevor sie ihn kennen gelernt haben, er ist ihre Hoffnung. Und dieses Kind ist auch unsere Hoffnung, deshalb kommen wir hierher.
Ihr kennt mich, sagt Jesus. Und wisst, woher ich bin.
Doch da fängt es schon an schwieriger zu werden. Ihr wisst, woher ich bin. Wer ist dieses Kind, woher kommt es und was ist aus ihm geworden?
Kennen wir vielleicht nur unsere Wünsche und Hoffnungen, die wir in ihn hineinprojizieren, oder kennen wir ihn wirklich, so wie er ist. Und woher kommt er? Wer ist das Kind in der Krippe von Bethlehem? Ist es Jesus von Nazareth? In Bethlehem geboren, in Nazareth aufgewachsen als Sohn eines Zimmermannes. Bethlehem, die Stadt des Königs David:
Und du, Bethlehem im jüdischen Lande, bist keineswegs die kleinste unter den Städten in Juda; denn aus dir wird kommen der Fürst, der mein Volk Israel weiden soll.
Doch Nazareth? „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?“ so fragt Nathanael, der doch so dialogbereite Pharisäer.
Es scheint viel Zeit vergangen zwischen der Geburt des Kindes in Bethlehem und dem Wirken des Mannes aus Nazareth. Eine Zeit, die deutlich macht, was an Wünschen und Erwartungen vielleicht nur Projektion war. So geht es auch mit unseren Weihnachtswünschen. Oft erwarten wir etwas ganz anderes, als wir bekommen. Oft erwarten wir auf unsere Geschenke eine ganz andere Reaktion, als wir erhalten.
Ist das nicht Josefs Sohn? fragen die Leute aus Nazareth, als Jesus in der Synagoge das angebrochene Reich Gottes verkünden will. Ist das nicht Josefs Sohn? Als könnten sie selbst nicht glauben, dass aus Nazareth Gutes kommen könne.
Ihr kennt mich und wisst, woher ich bin. Kennen wir ihn wirklich und wissen wir, woher er kommt? Ist das nicht Josefs Sohn? Dieser da, von der Jungfrau geboren?
Aber nicht von mir selbst aus bin ich gekommen.
Wenn das mit den Eltern nicht so klar ist und die Herkunftsorte nur Verwirrung stiften, woher kommt er dann wirklich? Die Welt hat ihn erwartet, hat sehnsüchtig einen wie ihn herbeigesehnt. Arme Hirten und reiche Astronomen – sie kommen aus nah und fern um ihn zu sehen, als Kind in der Krippe. Kranke und Gelähmte, Verbrecher und Rechtschaffene – sie kommen zu ihm oder lassen sich bringen, zu dem Mann, der durch die Dörfer zieht, predigt und heilt.
Aber wo ist er hergekommen und wo geht er hin?

Denn also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. (Joh 3,16)
Es war nicht seine eigene Idee. Er ist kein Weltverbesserer, der das Bad in der Menge genießt. Er ist niemand, der das Volk manipulieren will zu seinen Gunsten. Er ist keiner, der seine Popularität in bare Münze umsetzen will. Wer ist er dann?
Er ist mehr als der Augenschein erkennen lassen will. Mehr als nur ein Kind in armseliger Umgebung. Ja, das würde in jedem Falle unser Herz anrühren, da muss man doch was tun, man kann doch nicht ein neugeborenes Kind im Stall lassen. Aber er will mehr in uns erregen als Mitleid, er will uns verändern. Er will, dass wir wahrnehmen, dass er Mensch ist, aber er will noch mehr deutlich machen. Ist das nicht Josefs Sohn? – Ist das nicht Gottes Sohn?
Er ist nicht aus sich selbst heraus gekommen. Auf so eine Idee kann keiner kommen. Das ist die Idee eines höheren. Jemand hat ihn geschickt. Wie ein Paket, das wir geschenkt bekommen. Wir wissen nicht was darin ist, wir wissen nicht wie es uns verändert. Aber es lässt unsere Augen strahlen. Wer es geschickt hat, muss uns sehr lieb haben.
... nicht von mir selbst aus bin ich gekommen. Sondern es ist ein Wahrhaftiger, der mich gesandt hat.
Wer ist der Absender? Jemand der uns lieb hat. Aber wem kann man heute noch trauen, das könnte ja jeder sagen. Wer ist das, der uns jemanden schickt, den wir empfangen, als hätten wir ihn schon lange erwartet. Wer ist das?
Er ist ein Fels. Seine Werke sind vollkommen; denn alles, was er tut, das ist recht. Treu ist Gott und kein Böses an ihm, gerecht und wahrhaftig ist er. (5. Mose 32,4)
So singt Mose, als er Abschied nimmt von der Welt. Auch er hatte einen Auftrag. Und es war nicht einfach, diesen Auftrag zu erfüllen. 40 Jahre führte er das Volk durch die Wüste. Unzufriedenheit und Auseinandersetzungen markierten den Weg. Doch Mose spürte: Treu ist Gott und kein Böses an ihm, gerecht und wahrhaftig ist er.
Auch wenn wir den Absender nicht immer erkennen können, so wissen wir doch, dass er wahrhaftig ist, uns nichts Böses will, sondern im Gegenteil immer nur Gutes schenken will.
Gott ist der Absender. Er hat seinen Sohn geschickt. In die Kälte der Nacht und die Ungeschütztheit des Stalles. Er hat sich in ihm selbst hingegeben. Gott hat es getan. Doch wer ist Gott?
Wir nehmen dieses Wort in den Mund, ohne rot zu werden. Aber wissen wir, wer Gott ist?
Es ist ein Wahrhaftiger, der mich gesandt hat, ... den ihr nicht kennt.
Oft fragen wir danach, ob es Gott gibt? Und wir meinen, ihn zu kennen, zumindest meinen wir zu wissen, was er denn tun müsste, wenn es ihn gäbe. „Wenn es Gott gibt, dann müsste er doch zusehen, dass keine Unglücke mehr geschehen! Wenn es Gott gibt, dann müsste er sich doch zu erkennen geben!“
Jesu Worte sind hart. Sie passen so gar nicht zu dem sanften Kind in der Krippe. Ihr kennt ihn nicht!
Wie oft sagen wir, wir kennen jemanden und meinen, nur weil wir einem Menschen schon mal über den Weg gelaufen sind, wüssten wir, wer er ist. Bei solchen Begegnungen lernt man niemanden wirklich kennen. Man weiß vielleicht, wie er aussieht, aber das ist auch alles. Aber bei Gott wäre das schon viel. Weit mehr als man sich erhoffen dürfte. Aber was wissen wir von Gott? Wissen wir mehr über ihn, als dass er der Vater des Kindes in der Krippe ist? Und auch das wäre schon viel.
Kennen wir ihn wirklich nicht? Stöbern wir einmal in der Bibel und suchen nach Anhaltspunkten:

Wer nicht liebt, der kennt Gott nicht; denn Gott ist die Liebe. (1.Joh 4,8)
Aha, es gibt also einen Anhaltspunkt! Wir wissen zumindest schon mal, wie man es nicht macht, und das ist ja schon viel! Wer *nicht* liebt, der kennt Gott nicht. Vielleicht sind wir ja doch auf der richtigen Seite, denn wer will sich schon nachsagen lassen, dass er nicht liebt? Wir lieben unsere Kinder, unseren Ehepartner, unsere Eltern unsere Mitmenschen. Also sind wir auf dem besten Weg, Gott kennen zu lernen. Denn Johannes wagt etwas Riskantes, er wagt es in einem Wort auszudrücken, wer Gott ist, oder besser: was Gott ist: *denn Gott ist die Liebe.*
Dann kennen wir ihn ja doch, wir sind doch liebende Menschen, wieso sollten wir dann also Gott nicht kennen?
Jesus sagt: Ich aber kenne ihn; denn ich bin von ihm, und er hat mich gesandt.
Ist das nicht Josefs Sohn? Wie kann er so anmaßend reden? Ja, so möchten wir vielleicht unseren Gefühlen Ausdruck geben. Wir möchten Gott doch kennen, wir möchten ihn verstehen, warum er dies tut und das lässt, und wenn Jesus so deutlich sagt, dass nur er ihn kennt, was bringt uns dann das Kind in der Krippe?
Das Kind in der Krippe bringt uns überhaupt erst die Möglichkeit, Gott kennen zu lernen. Das kleine Kind fordert unsere Gefühle heraus. Es weckt unsere Instinkte und sorgt dafür, dass sie sich entwickeln zu einer wahren Liebe. Zu einer Liebe zu Gott und seinen Geschöpfen. Der Prediger in der Synagoge zu Nazareth fordert Widerstand heraus. Der Diskussionspartner der Schriftgelehrten sorgt für Ärger in der festgefügten Gelehrtenwelt. Der Wunderheiler in Kapernaum lässt uns ratlos zurück, denn wann erleben wir solche Wunder in unserem Leben? Wir möchten so gerne unsere Ratlosigkeit und unsere Widerstände überwinden und diesem Gesandten Gottes folgen, aber erst das Kind in der Kippe macht es uns möglich, weil wir dies vorbehaltlos annehmen können. Es erscheint doch so hilfebedürftig und dabei ist es doch der einzige, der der Welt Hilfe bringen kann. Die Liebe, die wir dem Kind entgegenbringen, ist ein Zeichen der Liebe dessen, der es gesandt hat. Diese Liebe ist ein Zeichen der Liebe Gottes. Und diese Liebe will das Kind uns schenken. Es will sie uns nicht vorenthalten, sondern es will, dass wir sie miteinander teilen:
Alles ist mir übergeben von meinem Vater; und niemand kennt den Sohn als nur der Vater; und niemand kennt den Vater als nur der Sohn und wem es der Sohn offenbaren will. (Mt 11,27)
Und er will es uns offenbaren, er will es nicht verheimlichen. Gott ist die Liebe. Das Kind in der Krippe zeigt es uns, der Mann aus Nazareth hat es gepredigt und der Leidende auf Golgatha macht diese Liebe für alle möglich. Welche größere Liebe gäbe es, als dass Gott sich selbst erniedrigt und seine Liebe zu uns dadurch zeigt, das er auf diese Welt kommt und die Kälte der Welt durch seine Liebe überwindet?
Und wieder ist Weihnachten! Der Baum steht da, geschmückt. Mit Sternen und Kerzen. Die Krippe steht davor, wir hören vertraute Lieder. Und die bekannten Worte der Weihnachtsgeschichte rühren uns an:
Und die Hirten kehrten wieder um, priesen und lobten Gott für alles, was sie gehört und gesehen hatten, wie denn zu ihnen gesagt war.
Weihnachten ist das Fest der Liebe, so sagt man. Das Fest der Liebe, die Gott uns schenkt, und die er uns durch Jesus Christus zeigt. Amen.

25.12.2000: 1. Weihnachtstag*
Johannes 3,31-36

„Die Sonne bringt es an den Tag“, so steht es in einer alten Geschichte. Dieses Wort kann uns etwas Wichtiges zu verstehen geben im Blick auf die Heilige Nacht, die wir vor wenigen Stunden gefeiert haben im Glanz der Lichter, die uns in der Kirche und am Christbaum zu Hause leuchteten. Heute am hellen Morgen und im Licht des Ta-

ges sieht auch Weihnachten anders aus als in dem festlichen Zauber, der die eben vergangene Nacht umgibt. Jetzt beginnt für uns schon wieder der Weg in einen neuen Tag hinein, in viele neue Tage, die dann auch wieder Alltage sein werden. Wir werden vor neue Aufgaben gestellt, die es zu bewältigen gilt. Und auch die alten Probleme werden erneut vor uns stehen. Denn sie haben sich nicht von selbst erledigt oder an Weihnachten in nichts aufgelöst.
„Die Sonne bringt es an den Tag“, ob dieses Weihnachtsfest im Jahr 2000 nach Christi Geburt uns wirklich ein gutes Stück Ermutigung und Heiligung für das alltägliche Leben mitgibt. Was in dieser Nacht geschah, hat das ein Licht in uns angezündet, das nicht beim ersten Anhauch kalter Winde, die uns ins Gesicht blasen, in sich verlischt oder von eigener Hoffnungslosigkeit ausgepustet wird? Geht vom Glanz des Festes etwas mit uns durch kommende Tage, was unseres Fußes Leuchte bleibt, damit wir uns auch auf Wegen durchs finstere Tal zurechtfinden und nicht in die Irre laufen? Darauf sollen wir heute Morgen bedacht sein, dass Weihnachten nicht morgen schon wieder „Schnee von gestern“ für uns geworden ist.
Nicht in einer der überfüllten Kirchen wie gestern Abend, sondern enger zusammengerückt in kleinerem Kreis wollen wir bedenken, was wir in einem Weihnachtslied erbitten: „Drum, Jesu, schöne Weihnachtssonne, / bestrahle mich mit deiner Gunst. / Dein Licht sei meine Weihnachtswonne / und lehre mich die Weihnachtskunst, / wie ich im Lichte wandeln soll / und sei des Weihnachtsglanzes voll“.
Wenn wir denn am 1. Christtag mit unseren Fragen tiefer bohren und wissen wollen, was uns Weihnachten über das Fest hinaus bleibt, so fügt es sich gut, dass wir heute beides gehört haben. Als Evangelium des Tages klang noch einmal die Geschichte von jener Nacht in unseren Morgen herüber so, wie sie die meisten von uns seit Kindertagen kennen und alle Jahre wieder neu in sich bewegen. Dann aber hörten wir aus dem Johannesevangelium ganz andere Worte an unser Ohr dringen. Sie erzählen nicht. Sondern da proklamiert der längst erwachsen gewordene Jesus Christus, wer er selbst ist und was in Wahrheit der Sinn seines Kommens von Anfang an und seit seiner Geburt in Bethlehem war und ist und bleibt.
Er ist der, der von oben her kommt, von dem, der sein Vater ist, der ihn liebt und ihm alles in seine Hände gegeben hat. Der von Gott Gesandte ist er, der Gottes Wort so redet, wie Gott es in seiner Liebe wahrhaftig mit der Welt und den Menschen meint. Mit ihm war der als Mensch in die Welt gekommen, an den die ersten, die ihm als Christen nachfolgten, als an den Sohn Gottes glaubten. Anders war das Unfassbare nicht in Worte zu fassen. Der ist er, der sich selbst den Weg und die Wahrheit und das Leben nennt.
Manchem mag, was uralte christliche Lehre von Jesus Christus sagt, zunächst befremdlich klingen, wie dogmatische Formeln aus fernen Zeiten. Wie aber, so fragen wir, wie können wir mit solchen Worten ins Gespräch kommen und ältestes Bekenntnis zu Christus so nachsprechen, dass es uns in heutiger Zeit Einsicht gibt in das geheimnisvolle Wunder, das an Weihnachten geschah? Nun, immerhin ist es Aufgabe jeder Predigt und Sinn allen eigenen Lesens in der Bibel, dass wir, was Menschen lange vor uns geglaubt, weitergesagt und aufgeschrieben haben, für uns selbst und in unser jetziges Leben übersetzen. Nur so kann es uns heute Lebenden Anstoß zu eigener Hoffnung und Mut für die eigene Lebensgestaltung geben.
Zudem: Ganz fremd sind uns die hohen Worte gar nicht, die ein Geheimnis umschreiben und mit denen das Johannesevangelium bemüht ist zu sagen, wer Jesus ist – eben der, der in jener Nacht geboren wurde, und den sie in Windeln gewickelt in eine Krippe legten. Singen wir nicht in unseren Weihnachtsliedern ähnliche Worte, die das unglaubliche Wunder seiner Geburt uns Menschen in einigermaßen verständlicher Weise umschreiben? Obwohl wir, wenn wir darüber nachdenken, nie be-

greifen und höchstens glaubend akzeptieren können, was wir singen: „Des ewgen Vaters einig Kind / jetzt man in der Krippen findt; / in unser armes Fleisch und Blut / verkleidet sich das ewig Gut“. Und: „Den aller Welt Kreis nie beschloss, / der liegt in Marien Schoß; / er ist ein Kindlein worden klein, / der alle Ding erhält allein“. Wenn wir nur von dem Irrtum lassen könnten, weil da von dem Kind gesungen wird, deshalb sei Weihnachten ein Fest der Kinder! Das ist es auch. Aber es ist genauso und ganz ernsthaft ein Fest für uns Erwachsene. Und wir sollten als solche das, was Martin Luther als weihnachtliches Glaubenslied für Erwachsene gedichtet hat, nicht als ein Kinderlied heruntersingen, sondern mit sehr wachem Verstand und Sinn jedes einzelne Wort bedenkend: „Das ewig Licht geht da herein, / gibt der Welt ein neuen Schein; / Es leucht wohl mitten in der Nacht / und uns des Lichtes Kinder macht.“
Ja, was wir singen, sind beinahe die gleichen Worte, mit denen Jesus selbst nach der Erinnerung des Johannesevangeliums offenlegt, warum er zur Welt kam: Ich bin das Licht der Welt. Und das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat’s nicht ergriffen. Haben wir gut zugehört? Hier wird nämlich noch ein sehr entscheidender anderer Ton angeschlagen, der unser oft an Gedankenlosigkeit grenzendes Feiern grundsätzlich in Frage stellt. Unser Predigttext sagt es ähnlich. Der von oben her kommt, der ist über allen ... und bezeugt, was er gesehen und gehört hat; und sein Zeugnis nimmt niemand an. Und: Wer aber dem Sohn nicht gehorsam ist, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm.
Niemand! Gibt es wirklich niemanden, der Weihnachten recht verstanden und von Gott gesegnet erlebt? Es geht ja gar nicht darum, dass wir den Anbruch des Lichtes begreifen. Ein Wunder erleben und Liebe erfahren ist niemals etwas, was wir mit unserem Verstand erklären und begreifen können. Vor allem dann nicht, wenn es die Liebe ist, die Gott uns Menschen entgegenbringt. Aber dass ich mich von der Liebe Gottes ergreifen lasse, dass ich an Weihnachten ergriffen das einzig wesentliche Weihnachtsgeschenk mit beiden Händen entgegen nehme und dem mit meinem Herzen zustimme, – das gibt es nun doch!
Gott sei Dank heißt Evangelium „Gute Nachricht“. Und unser Predigttext nimmt das „niemand“ gleichsam zurück und sagt: Wer aber sein Zeugnis annimmt, besiegelt, dass Gott wahrhaftig ist. Und: Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben. Und zwar habe ich das Leben nicht erst in ferner Zukunft in einer anderen Welt, sondern in der Gemeinschaft mit dem Kind, das Jesus Christus ist, finde ich mein wahrhaftiges Leben schon jetzt und überall, wo mich mein Weg hinführt und wo Gott mich hinstellt. Weil der, der in jener Nacht geboren ist, es uns so gelehrt hat, erkenne ich Gott in dem Nächsten, der mir begegnet. Und ich verspüre sein Geleit in jedem Menschen, der in Liebe und Freundschaft mir zugetan und mir ein hilfreicher Weggefährte geworden ist.
Also gibt es nicht nur die unter uns, die das Kind in der Krippe nicht bei sich aufnehmen, aus religiöser Gleichgültigkeit heraus oder aus mangelnder Menschlichkeit oder aufgrund eines engstirnigen Weltbildes, in dem für Gott und das himmlische Kind kein Raum ist, sondern es gibt auch diejenigen, die dem Jesuskind Einlass gewähren in ihre Gedankenwelt, in ihre Seele und auch in ihr alltägliches Tun und Lassen. Es gibt die Menschen, die Weihnachten erleben wie die Hirten, die Gott lobend und preisend zu ihrem Job und in ihre Familien zurückkehren, weil in ihr alltägliches Leben ein neuer Ton Eingang gefunden hat. „Die Sonne bringt es an den Tag!“ Ob auch wir zu denen gehören, für die dieses Weihnachtsfest kein Muster ohne Wert war, sondern die für sich selbst eine Menge mitnehmen von dem, was sie gehört und gesehen haben und was ihnen neu aufgegangen ist.
In einem kleinen Gedicht, dessen Verfasser unbekannt ist, heißt es: „Das Kindlein, das Maria hält, ist Gottes Sohn, der Herr der Welt, geborn so arm auf Erden. Und

wer es mit dem Kinde wagt, am Ende muss ganz unverzagt sehr stark und fröhlich werden“.
Wäre es nicht ein wahrhaft gesegnetes und frohes Weihnachten, wenn jetzt jede und jeder von uns mit mehr Wagemut, gestärkt und weniger verzagt auf unseren Wegen weitergehen könnten ganz gleich, ob die kommenden Tage hell oder dunkel aussehen? In diesem Sinn sei uns allen ein fröhliches Weihnachten gewünscht. Amen.

26.12.2000: 2. Weihnachtstag*
Jesaja 11,1-9

Nun ist Weihnachten fast vorbei. Die Weihnachtsmusiken sind meist vorüber. Weihnachtliche Fernsehsendungen sind kaum noch zu entdecken. Ist nun schon alles vorbei? Dieser Prophetentext nimmt uns noch einmal hinein in die Weihnachtswelt, allerdings ein bisschen anders als üblich. Denn er redet von einem völligen Neuanfang und gerade nicht von dem „Alle Jahre wieder“. Das will uns nämlich vorgaukeln, es bliebe im Grund genommen alles beim Alten. Das eben geschieht nicht. Jesaja sprach damals im Auftrag Gottes. Damals war eine schwierige Zeit. Heute ist es durchaus anders, aber eben auch schwierig. Das herrschende Königshaus hatte ausgespielt. Der König hatte sich eben nicht als Beauftragter Gottes erwiesen, sondern machtpolitisch taktiert, statt Gottvertrauen gelebt, und er war gescheitert. Gott ist eben kein Politikmittel, sondern der HERR, der allgegenwärtige Begleiter und Tröster der Seinen. Auch die Rechtsprechung war verderbt. Sie diente den Interessen der Mächtigen und nicht dazu, die Würde der Menschen zu wahren und denen zu helfen, die sonst überrannt würden oder die man sonst nicht hört. Gewalt ging oft vor Recht. Und Jesaja sagt: „So geht es nicht weiter.“
Uns scheint das alles recht bekannt. Die Parteispendenaffäre vom Jahresanfang hat Zustände ans Tageslicht gebracht, die gegen alles Recht schon jahrelang währten, gegen alle Grundsätze eines Rechtsstaates verstießen und trotzdem weitergeführt wurden, bis denn die Presse es an den Tag brachte. Die Worte der Betroffenen klangen so redlich, aber die Taten sahen so ganz anders aus. Und es gab und gibt mehr solcher Unmöglichkeiten. Oft sieht es so aus, als hätte allein das Geld Einfluss. Und wir haben erlebt: Ex-Diktatoren geht es nicht an den Kragen. Trotz Filz und Folter bleiben sie oft ungeschoren. Ob wir, zu denen Jesaja doch mit gleichem Recht hätte reden können, auch weghören wie damals oder nun zuhören zu Weihnachten 2000?
Auch wenn man der Meinung sein kann, die Zeichen stünden auf Sturm und die Sinnlosigkeit jeden Änderungsversuches sei so deutlich wie selten zuvor: Aufrechter Gang ist immer noch gefragt. Denn Gott gibt nicht auf. Tradition und Erneuerung sind bei ihm keine leeren Schlagworte. Mit Isai, der Wurzel Jesse, greift er sogar auf Zeiten noch vor David zurück. Das Reis „David“ aus diesem Stamm war ja noch in relativ guter Erinnerung, im Gegensatz zu Davids Nachfolgern bis hin zu Ahas, dem Zeitgenossen Jesajas. Greift Gott also noch weiter zurück, will er deutlich machen: Die Fehler von Davids Geschlecht können nicht Vorbild für die Zukunft sein. Der neue Friedenskönig wird der „Gesalbte“, der „Messias“, der „Christus“ sein, aber nicht die Fehler der Vergangenheit akzeptieren.
Auf ihm wird ruhen der Geist des HERRN. Eine wichtigere Mitgift als dies kann es nicht geben. Gott verwandelt damit die ganze Welt. Nun wird deutlich: In der Kraft Gottes könnt und dürft ihr auch gegen den anscheinend bestimmenden Strom angehen. Gnade und Erbarmen, Wahrheit, Vergebung und Neuanfang sind keine utopischen Wunschträume, sondern Gottes Realität in dieser Welt und unserm Leben. Gottes Ort ist nicht irgendwie draußen, außerhalb der Realität, sondern mitten unter uns, im Heute und im Hier. Und ER will uns als seine Mitarbeiter mitwirken lassen bei der Verwandlung der Welt. Damit stoppt er die Zeichen des Verfalls um uns her. Der

Geist Gottes erfüllt seinen Gesalbten und alle, die wir uns auf ihn einlassen, mit sachgerechtem Handeln. Er zeigt uns Neues. Sicher gehört dazu die Einsicht, dass Geld nicht alles ist und nicht alles bewirkt. Gegenseitiges Aufeinanderzugehen und Einsicht gelten lassen ist der Weg in eine bessere Zukunft. Bei der Pilgerfahrt des Papstes im vergangenen März nach Israel ist das zum Beispiel deutlich geworden. Ebenso gewinnt das Gestalt im Umgang in den Familien und zwischen den Generationen. Rechtbehalten wollen oder Nachtragen von Äußerungen, mit denen wir andere oder die uns verletzt haben, hilft doch nicht, wohl aber gegenseitige Offenheit und Eingeständnis von gemachten Fehlern. Wo dieser Friedenskönig am Werk ist, herrscht Weitsichtigkeit und nicht die Enge, die Politiker nur auf ihre Wahlaussichten starren und davon ihr Handeln bestimmen lässt. Da ist planvolles Mit- und Vordenken angesagt, nicht zur Steigerung des eigenen Ruhms, sondern auf dem Weg zu sinnvollem Miteinander unterschiedlicher Interessengruppen, die doch nun mal das Leben ausmachen. Da werden dann Entscheidungen weder vor sich hergeschoben noch ausgesessen. Da wird entschlossen und kontinuierlich gehandelt. Natürlich gibt es dann auch Späne, aber Gott sei Dank gibt es auch Gottes Vergebung. Und das klappt, weil Vertrauen auf Gott herrscht und Vertrautheit mit ihm, also anders, als es unsere Erfahrungen bisher besagen.
Wo dieser Friedenskönig das Sagen hat, haben Vorurteile und das beliebte Einsortieren der Mitbürger in die bekannten Schubladen keinen Platz mehr. Da erfahren die Bedürftigen Zuwendung und selbst die, die sich durch eigenes Verschulden an den Rand stellen, Rettung und Gnade. Da wird die Herrschaft von Gewalt und Kapital beendet und Korruption kann nicht mehr Fuß fassen. Da gelten ganz andere Werte als zu dieser Zeit. Gott verwandelt diese Welt. Er hat schon damit angefangen und verwandelt auch uns aus Zweifelnden und Bedenkenträgern zu denen, die es wagen auf ihn zu bauen und darum vielleicht auch einmal gegen den Strom zu schwimmen. Nicht ihre Kraft ist ihre Sicherheit dabei, sondern sein Tragen, sein Geschenk des Heiligen Geistes.
Wichtiges Kennzeichen dieses Friedenskönigs wird auch sein, dass er gerecht richtet. Dazu gehört, dass Wahrheit nicht verbogen wird und die jeweils Herrschenden keinen Einfluss auf Gerichtsentscheide nehmen können. Da entscheidet nicht eine Lobby. Da gilt Ausgewogenheit der verschiedenen menschlichen Interessen, weil sie alle dem gleichen Herrn vertrauen. Auch wenn wir von diesem Zukunftsbild noch weit entfernt sind, gilt es, sich danach zu strecken und darauf hinzuarbeiten und hinzubeten. Jesaja weiß: So ein irdisches Friedensreich wird es nicht geben. Die Versuche, einen Gottesstaat aufzubauen, sind bisher alle gescheitert, und zwar an der Ursünde der Menschheit, der wahnwitzigen Vorstellung: „Ihr werdet sein wie Gott!“ Wir sind und bleiben seine Geschöpfe und haben damit genug Entwicklungsmöglichkeiten und Aufgaben, um unser Leben sinnvoll zu gestalten. Wo Menschen sich über andere Menschen setzen – heute nennt man so etwas Rassismus, Kolonialismus oder Apartheid – haben sie sich stets von Gott abgewandt und versuchen, an seine Stelle zu treten. Das geht nie gut aus und hat keinen bleibenden Erfolg.
Weihnachten aber bezeugt, dass Gott sich den Menschen zuwendet. Jesus Christus ist der Friedenskönig und hat seine Herrschaft angetreten. Am Ziel ist er noch nicht. Aber gemeinsam mit ihm sind wir auf dem Wege dorthin. Unser Leben hat also Sinn, trotz allem Widerwärtigen, das uns immer wieder umgibt. Gott hat sich den Menschen zugewandt heißt auch: Er ist der Aktive. Seine Hände sind ausgestreckt. Er wartet darauf, dass wir zugreifen. Er lädt auch heute wieder ein.
Sie merken das nicht? Vielleicht erwarten Sie viel zu Spektakuläres. Haben Sie nicht gerade zu Weihnachten gespürt, wie sich Ihnen jemand zugewandt oder Ihnen etwas geschenkt hat, dass jemand für sie Zeit hatte und zuhörte? Da hatten Sie eine Be-

gegnung mit Gott mitten in dieser Welt. Das geschieht nicht allein Weihnachten. Aber so spüren wir etwas von dem anbrechenden Friedensreich. So wächst auch bei uns die Erkenntnis des Herrn, dessen Einladung steht, heute wie alle Tage. Amen.

24.12.2001: Heiligabend*
Kolosser 2,3-10

In Christus, liebe Gemeinde, heute am Heiligen Abend des Jahres 2001: „In Christus liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis.“ Das war die Jahreslosung dieses zu Ende gehenden Jahres. Haben Sie sie noch im Ohr?
Dieses Bibelwort aus dem Brief des Apostels Paulus an die Kolosser führt uns direkt hinein in das, was wir uns vom heutigen Abend, von diesem Gottesdienst erhoffen: nämlich, dass wir einen Schatz heben können, dass sich jetzt viel Anspannung löst, dass Druck herauskommt aus unserem Leben, dass wir friedlich werden im Herzen, dass wir eingestimmt werden auf eine andere, bessere Weise zu leben, dass wir uns geborgen fühlen und angenommen und gut aufgehoben.
Dieser Schatz liegt in der Botschaft dieses Festes und die heißt:
„In Christus liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis.“
Vielleicht kommen wir mit diesem Wort besser zurecht, wenn wir es ein wenig anschaulicher machen. Deshalb haben Ihnen vorhin freundliche Helfer eine Nuss in die Hand gedrückt. Hoffentlich ist sie noch nicht geknackt, denn sie soll uns jetzt die nötige Anschauung liefern.
Nehmen Sie Ihre Nuss einmal ganz bewusst zur Hand, spielen Sie mit ihr mit den Fingern, wenn Sie das nicht ohnehin schon die ganze Zeit tun. Fühlen Sie die Rauheit der Oberfläche, die Furchen und die Härte der Schale? Vielleicht haben Sie schon lange nicht mehr so bewusst mit einer Nuss gespielt sondern sie in aller Regel immer gleich geknackt? Vielleicht weckt sie Kindheitserinnerungen?
Früher lagen Nüsse immer mit auf dem Weihnachtsteller. Heute ist das nicht mehr so selbstverständlich. Ich gebe ja zu, wenn bei uns zuhause der Weihnachtsteller nach ein paar Tagen fast leer geworden ist, da finden Sie nichts mehr von all den raffinierten Süßigkeiten. Kein Schokoladenweihnachtsmann, kein Marzipanengel, kein Nougattrüffel und kein Plätzchen: nichts von all dem hat überlebt. Nur die Nüsse sind noch da. Die haben halt keine schicke Verpackung aus Glitzerfolie, sehen nicht sehr attraktiv aus, machen Mühe und Dreck beim Knacken. Und meistens zwickt man sich mit dem alten Nussknacker auch noch in die Haut. Aber wer sich die Mühe macht, die Schale aufzubrechen, der wird nach wie vor mit einem wohlschmeckenden Kern belohnt, und – das ist ja wichtig heutzutage – er ist absolut zuckerfrei!
Ein schönes Symbol – so eine Nuss. Sie signalisiert: „Lass dich nicht von meinem Äußeren täuschen, lass dich nicht von meiner unschönen Fassade davon abhalten, zum eigentlichen Kern vorzudringen, denn um den geht es ja!“
Es ist nicht leicht, zugegeben, hinter der manchmal harten und unnahbaren Fassade eines Menschen den wahren, vielleicht ganz liebevollen Kern zu entdecken. Das kann anstrengend sein, aber zugleich auch lohnend!
Wie vielen Menschen sind Sie schon begegnet, die Ihnen zuerst als elend harte Nuss vorkamen und die Sie dann doch „knacken“ konnten mit viel Liebe und Geduld. Da denke ich an die, die das täglich tun: etwa an viele geduldige Lehrer, an Ausbilder in den Behörden, in der Industrie, im Gewerbe. Aber auch an viele Ärzte und Schwestern und umgekehrt an manchen Patienten, für den wiederum der Arzt zu einer harten Lebensnuss wurde.
Überhaupt, die scheinen ja nur so rumzuliegen im Leben, die harten Nüsse, die so schwer zu knacken sind. Verständlich, dass wir denen lieber ausweichen, sie ungeknackt lassen und uns lieber das Eingängige gefallen lassen, das Schöne, das

Leichte, den schnellen Erfolg und Ertrag. Oder, um im Bild zu bleiben: eine süße, angenehm weiche Praline schluckt sich halt viel leichter, da braucht man auch nichts zu kauen, nichts beißen, nur genüsslich runter zu schlucken!
„Gott schenkt uns Nüsse, aber knacken müssen wir sie selber“.
Ich verstehe dieses Sprichwort so, dass ich in meinem Leben immer Inhalt und Frucht entdecken kann, vorausgesetzt ich scheue nicht die Mühe des Nüsseknackens und lasse mich nicht mit süßen Pralinen abspeisen.
Das Wesentliche in unserem Leben ist oft wie ein Schatz verborgen, der erst mit Geduld und Mühe gehoben sein will. So ist es auch mit unserem Glauben. Da bekommen wir – hoffentlich – auch keine süßen Pralinen serviert, die ohne zu kauen leicht hinunterrutschen, mit denen man sich aber durchaus den Magen verderben kann. Sondern auch mit dem Glauben ist es wie mit einer Nuss: nicht leicht zu knacken, aber wohlschmeckend und nahrhaft; nicht bis zum Überdruss süßlich, sondern satt machend. Wie in einer Nuss, so liegen „in Christus verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis“, schreibt uns der Glaubenslehrer Paulus.
Genau deshalb ist es gut, wenn Nüsse auf dem Weihnachtsteller liegen, weil sie eben auch zu den vertrauten Symbolen des Festes gehören: Stern und Kerze und Nuss! Denn: dieser Heilige Abend und das ganze Weihnachtsfest überhaupt muten uns durchaus eine harte Nuss zu!
Wie in einer scheinbar wertlosen, harten Schale liegt im Geheimnis dieses Festes ein höchst wertvoller, nahrhafter, fester Kern verborgen:
In der anstößigen, armseligen Hülle eines zugigen Stalles, im letzten Winkel der Welt, wo bis zum heutigen Tage die Menschen keine Ruhe und keinen Frieden finden, unter dubiosen Umständen schenkt sich Gott selbst uns Menschen, macht sich klein und verletzbar, wird einer von uns.
Wir haben uns heute schon so sehr an die prächtigen Weihnachtskrippen gewöhnt, sie romantisch verklärt, mit barocken Engeln verziert und an den ehrbarsten Plätzen, nämlich bei den Altären unserer Kirchen und in unseren guten Stuben auf das würdigste platziert: So wunderschön allerdings und zu Herzen gehend, dass wir das Anstößige wahrscheinlich nicht mehr sehen können, weil es uns total gegen den Strich geht.
Wir wünschen uns nämlich in aller Regel den allmächtigen und triumphierenden, den gloriosen und siegreichen himmlischen Herrschergott und dann erniedrigt sich der in die armseligste, nackte Daseinsweise eines neugeborenen Kindes, hineingeboren in einen Futtertrog für Schaf und Rind und Esel. Verletzlicher, wehrloser, ohnmächtiger kann kein Mensch sein. Und so einer soll unser Gott sein? Das ist die harte Nuss von Weihnachten, und zwar für den, der auf den triumphalen Gott setzen möchte, auf den Gott, den sich unsere eigene Ohnmacht ausmalt, den mit Glanz und Gloria, machtvoll eingreifend in unser Geschick.
Nur, – den finden wir nirgends und erst recht nicht heute, und schon gleich nicht in der Krippe!
Wenn wir die Nuss knacken wollen, hinter das Geheimnis von Weihnachten kommen wollen, dann müssen wir uns schon zum Stall und zur Krippe aufmachen und das Wunder sehen, das da geschehen ist. Dann müssen wir Gott im Verborgenen suchen, in der Niedrigkeit der Welt, bei den Machtlosen. Nur hinter dem rauen und unscheinbaren Äußeren können wir den finden, der so ist wie wir, der uns deshalb auch versteht und liebt und trägt und nährt.
Der heutige Abend neigt sich zu seinem Ende, die Zeit des Wartens und die Zeit des Suchens ist vorbei. Wir sind auf unserem Weg durch unser Leben, auf dem Weg unserer Suche nach Gott einmal mehr bei Weihnachten, bei der Krippe gelandet.

Wenn wir Gott ernsthaft suchen, wenn er sich überhaupt irgendwo finden lässt, hier werden wir ihn finden, hier lässt er sich besuchen.
Gott in unserem Leben suchen ist oft mühsamer als Nüsse knacken, aber die Suche hat – wie das Nüsseknacken – die Verheißung, dass sie sich lohnt. Gott verspricht, dass er sich von uns entdecken lassen will, und spätestens jetzt, am Ende des Jahres, an diesem Heiligenabend soll uns klar werden, wo wir ihn entdecken können, nämlich in der Krippe: im Unscheinbaren, im Mühseligen, im Verletzten, unter den Schmerzen, in der Trauer, mitten in der Angst, im Kleinen, im Harten.
Wie in einer unscheinbaren, harten Nuss, so „liegen in Christus verborgen alle Schätze“: Sie sind gewissermaßen der Kern unserer Weihnachtsnuss, die wir heute geschenkt bekommen. Paulus zeigt ihn uns: „In ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig, und an dieser Fülle habt ihr teil in ihm, der das Haupt aller Mächte und Gewalten ist.“ Also doch der triumphierende Gott? Ja, der, der uns triumphieren lässt über unsere Unscheinbarkeit und Mühsal, über unsere Verletzungen und Minderwertigkeitsgefühle, über unsere Herzenshärte und Lebenskrankheit. Ein größeres Weihnachtsgeschenk gibt es wohl nicht, nur dürfen wir es nicht verschmähen!
Also, Nüsse knacken ist heute angesagt,

- zum Geheimnis von Weihnachten vordringen;
- den Kern finden, dort, wo er sich versteckt;
- und froh darüber werden wie die Kinder, wenn sie den Schatz gefunden haben.

Frohe Weihnachten. Amen.

25.12.2001: 1. Weihnachtstag*
Galater 4,4-7

Weihnachten ist Wendezeit. „Welt ging verloren, Christ ist geboren“, so verkündet das Lied „O du fröhliche“. Das Wort und damit die Erfahrung „Wende“ ist im Leben unserer Generation mit zumeist positiv besetzt. Wende könnte ebenso Katastrophe bedeuten, Zusammenbruch, Zerstörung. Aber mit den Erfahrungen von 1989 sind wir reich beschenkt worden: eine Wende ohne Gewalt, der Zusammenbruch einer Weltmacht ohne Blutvergießen, das Ende einer stark einengenden Ideologie. Und doch hören Klagen nicht auf.
Die neue Situation (nach 12 Jahren kann man sie wohl kaum als neu bezeichnen − in eben demselben Zeitraum hat der Nationalsozialismus ganz Europa in die Katastrophe gestürzt) − diese für gelernte DDR-Bürger neue Situation hat aber auch neue Sorgen und Probleme gebracht; das Eingespanntsein in eine harte wirtschaftliche Konkurrenz, die Macht der Finanzmärkte, das öffentliche Auftreten brauner Ideologie. Diese neueren Erfahrungen verbreiten eine große Unsicherheit, gerade auch im Blick auf Terrorismus und Krieg.
Wir wissen, was Wende positiv bedeutet: Befreiung, Gemeinschaft, eine neue Zukunft. Aber wir haben auch erfahren: Jede menschliche Ordnung hat ihre Schattenseiten, bringt neue Zwänge und Ängste hervor, so dass die guten Erfahrungen durch Klagen und Trübsalblasen verloren zu gehen scheinen.
Weihnachten ist Wendezeit. „Welt ging verloren, Christ ist geboren.“ − In diesem Sinne können wir die Zeilen des Apostels Paulus verstehen. Paulus beschreibt zwar nichts Weihnachtliches, keine Geburtsgeschichte, keinen Stern und keinen Engel, aber er hält fest: die Wende der Welt ist durch das Kommen des Sohnes eingetreten.
Wende heißt auf der einen Seite Ende; zu Ende geht die Zeit, die vorher war: Paulus beschreibt dies in den Versen vor unserem Abschnitt. Er benutzt das Bild des unmündigen Erben, der vom Haussklaven rechtlich nicht zu unterscheiden ist, bis zu

dem Zeitpunkt, den der Vater als Zeitpunkt des Mündigwerdens bestimmt (Galater 4, Verse 1-3). Dieser Zeitpunkt ist nun eingetreten.
Paulus sieht das Leben vor diesem Zeitpunkt als Leben unter bedrückenden Gesetzmäßigkeiten. Sie führen zu Sklaverei und Entmündigung Davon nimmt er auch nicht die Thora aus, die Weisungen Gottes in den fünf Mosebüchern. Auch sie werden zur bedrückenden Erfahrung, wenn sie allein Forderungen bleiben.
Das Leben ohne den sich schenkenden Gott ist Bedrückung, damals wie heute. Wir kennen die Reaktionen auf die Abwesenheit des liebenden Gottes. Wirtschaftlich entsteht das reine Habenwollen, die Anhäufung von materiellen Sicherheiten. Wer wenig davon hart, versinkt in Resignation. Religiös gesehen wächst daraus Fanatismus, religiöser Wahn ohne Liebe, der in Gewalt und Terrorismus gipfelt. − Paulus selbst hat sich als religiöser Fanatiker erkannt, nachdem bei ihm die persönliche Wende durch die Begegnung mit Jesus Christus eingetreten war. Darum sieht er sein Vorleben als strenggläubiger Pharisäer nur unter diesem bösen Vorzeichen − Sklaverei und Unmündigkeit. Seine eigenen extremen Erfahrungen überdecken die guten Möglichkeiten des Glaubens seines Volkes Israel, nämlich die Thora Gottes als Weisung zum Leben zu sehen. Paulus selbst hatte den liebenden Gott in seinem Studium und Eifer nicht kennengelernt.
Weihnachten ist Wendezeit. „Welt ging verloren, Christ ist geboren." − Haben wir eben über die Zeit vor dieser Wende nachgedacht, so zielen unsere umso mehr auf die Zeit danach − darauf, wohin uns die Wende führen will. So beschreibt es Paulus: Gott hat Jesus gesandt, damit sich alles wendet. Was für ihn persönlich galt, hielt er auch für die Christen in Galatien fest:
Gott hat eine Zeit bestimmt, in der sich die Wende ereignen soll. Mit dem Kommen des Sohnes ändert sich die Welt grundlegend. „Erfüllte Zeit, die Fülle der Zeit" nennt er diesen Zeitpunkt. Wendezeit ist die Gnadenzeit Gottes. Wir erfahren und feiern die unbeschreibliche Gnade Gottes, Gott schenkt sich selbst. − In diesem Sinne ist es gut, wenn die Weihnachtsfeiertage erfüllt sind von guten Gerüchen und Bräuchen, von Gesten der Zusammengehörigkeit und der Barmherzigkeit. Sie können − wenn auch nur als Andeutung − das widerspiegeln: Die Zeit ist erfüllt, Gott schenkt sich uns selbst.
Dieser Wendeweg Gottes ist die Teilnahme an unserem Leben. „Geboren von einer Frau und unter das Gesetz getan" − das will nicht vordergründig an Krippe und Windel erinnern, an Bethlehem und die Hirten, sondern an unser Leben. Als Mensch geboren − unter den gleichen Bedingungen der Bedrückung und Gewalt, wie wir sie erfahren.
Aber Gott ist nun mitten unter uns, auf gleicher Ebene. Der Sohn macht uns zu Söhnen Gottes, wie es heißt. Es handelt sich nicht um die Beschreibung einer niedlichen und reizenden Kindlichkeit, sondern um einen Rechtstitel. Gott sichert Rechte zu, eine neue Würde, sich als Mensch zu erfahren: als mündige Töchter und Söhne Gottes. Dies geschieht in uns durch das Wirken des Geistes Gottes: Durch Gottes Geist beginnt das Leben neu, es wir ganz mit neuer Würde, mit der Mündigkeit vor Gott ausgefüllt. Die Zeit der Bedrückung ist beendet, die Freiheit der Söhne und Töchter beginnt. Wir leben zwar nicht unter anderen Bedingungen, sondern immer noch in dieser Welt, aber mit einem großen Ausblick.
Dieser Ausblick ist die Vaterschaft Gottes. Aufgrund bedrückender Erfahrungen ist dieser Ausblick gar nicht selbstverständlich. Ausblick heißt der Blick über unseren Horizont, zumindest an die Grenze dessen, das wir uns vorstellen können. − Wenn wir niedergeschlagen sind, dann fehlt der Ausblick. Dann können wir nichts anderes erwarten, als was uns immerwährend umgibt. Dann ist gerade das Wissen von Gott bedrückend. Gott als liebenden Vater zu kennen, der sich an unsere Seite stellt, der

uns zu seinen mündigen Erben einsetzt, das ist die Frucht des Kommen Jesus Christi. Gott lebt an unserer Seite.
So gesehen geht die Wende der Weihnacht in zwei Richtungen:

1. Gott wendet sich uns zu und bestimmt uns zu mündigen Söhnen und Töchtern.
2. Wir wenden uns neu Gott zu und sehen ihn als Vater, als Leuchtzeichen unserer Gegenwart und Zukunft.

In diesem Sinne sehen wir den Stern, das Lebenslicht für unsere Welt, als Ausblick auf die Vaterliebe Gottes.
Weihnachten ist Wendezeit. „Welt ging verloren, Christ ist geboren." Wenn wir diese Wende ernst nehmen, dann bleiben wir Menschen voller Hoffnung. Es ist eine Hoffnung, die ansteckt − auch wenn die Welt dunkel ist. „Eine Hoffnung lernt gehen" − so wurde die Bewegung für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung in den achtziger Jahren überschrieben. Diese Bewegung gab die geistlichen Anstöße zur Wende von 1989. Auch wenn wir diese Ziele heute fast aus den Augen verloren haben, wer die Hoffnung kennt, macht sich auf den Weg. Mutig als Töchter und Söhne Gottes − mit dem Sohn, Jesus Christus, an der Seite. Durch ihn ist unsere Welt unendlich reich geworden. Die Wende ist geschehen − wir tragen diese Botschaft weiter: so wie die Hirten der Weihnachtserzählung in Lukas 2. Amen.

26.12.2001: 2. Weihnachtstag*
2. Korinther 8,9

Ich muss sie kurz auf eine scheinbar ganz unweihnachtliche Reise mitnehmen. Es geht ums liebe Geld und wir befinden in etwa 55 n. Christi Geburt. Der Apostel Paulus ist viel in der Welt herumgereist. Er hat dabei viele der ersten christlichen Gemeinden gegründet. Nun aber hat seine Reise einen bestimmten Zweck. Das Herz der damaligen christlichen Welt ist die sehr arme Gemeinde in Jerusalem. Die Christen dort brauchen Hilfe der anderen Gemeinde. Paulus macht sich also auf den Weg und bittet die christlichen Gemeinden um eine Kollekte für Jerusalem.
In diesem Zusammenhang im zweiten Korintherbrief, wo es um Arm und Reich geht, kommt ihm dieser Geistesblitz, ein möglicher Zugang zum Geheimnis von Weihnachten. Ein neuer Schlüssel zu dem Mysterium, das letztlich nur − wie bei den Hirten − angebetet und − wie bei den Engeln − im Lob Gottes verkündigt werden kann.
„Ihr kennt die Gnade unseres Herrn Jesus Christus: obwohl er reich ist, wurde er doch arm um euretwillen, damit ihr durch seine Armut reich würdet."
Auf einmal sind wir ganz nahe dran an Weihnachten. Ganz nah dran am armen Kind in der Krippe. In einem Stall in einer Futterkrippe, da liegt − Gott. Der Schöpfer des Himmels und der Erde, der Herr über Leben und Tod: er liegt dort, wo es am Nötigsten fehlt. Gott ist arm und klein geworden. „Er äußert sich all seiner G'walt, wird niedrig und gering und nimmt an eines Knechts Gestalt, der Schöpfer aller Ding."
Aber damit ist weder das Lied zu Ende noch die Geschichte, denn auf einmal ist diese arme kleine Krippe der reichste Ort der Welt. Weihnachten wird zum großen Tauschgeschäft: der größte Reichtum wird ganz arm, die größte Armut wird der größte Reichtum.
Vorhang auf zum großen Verwirrspiel rund um das Kind in der Krippe. Zum „größten Drama aller Zeiten": Zuerst kommen die Hirten, sie lassen nachts ihre Herde allein − riskieren ihren Lebensunterhalt. Sie finden den größten Reichtum: den menschgewordenen Gott.
Dann kommen Weise sicher nicht arm, sie bringen Geschenke mit, geben ab und bekommen viel mehr zurück. Sie werden zu Königen. Und schließlich die Kulisse des Ganzen: Bethlehem ein kleines Dorf wird zum Mittelpunkt der Welt. „Und du, Bethle-

hem im jüdischen Lande, bist keineswegs die kleinste unter den Städten in Juda; denn aus dir wird kommen der Fürst, der mein Volk Israel weiden soll.“ So steht es im Matthäusevangelium.
Und dann geschieht das Ungeheuerliche: Wir − bisher Zuschauer in dem Stück − sind mitten drin. Aus der Bühne des Verwirrkrippenspiels wird die Bühne unseres Lebens: um euretwillen geschieht die Geschichte von Bethlehem. Um unsertwillen die wir arm sind, trotz unseres Reichtums: Arm sind wir an Lebenskraft, an Orientierung. Oft fehlt es uns an Liebe und Glauben.
Gott hat sich da mit uns hineinverwickelt. Dafür steht der Name Jesus Christus. Der Name Gottes und des Menschen in diesem eigenartigen Tauschgeschäft. Weihnachten ist Bewegung. Nichts ist da stehen und auf seinem Platz geblieben. In Jesus Christus vollzog sich der große Tausch. Er, der doch reich war. In dem die ganze Fülle Gottes ist. Die wurde ausgeschüttet an die Armen. Seine ganze Fülle wurde uns geschenkt. Gott behielt seinen Reichtum nicht für sich. Denn das war sein Zweck: dass wir durch seine Armut reich würden.
Im Licht von Weihnachten stimmen die alten Bilder nicht mehr. Das Bild vom reichen Gott. Das Bild vom armen Menschen. Statische und unbewegliche Bilder. Weihnachten ist der große Tausch, die Bewegung, das Drama zwischen dem reichen Gott und dem armen Menschen. Der reiche Gott behält seinen Reichtum nicht für sich. Der arme Mensch behält seine Armut nicht für sich. Vielmehr ist der Reiche arm geworden, damit der Arme reich werde.
In unserer Welt werden in der Regel andere Geschäfte gemacht. Und haben einen anderen Zweck: Die Reichen wollen reicher werden. Das ist hier der Zweck. Weihnachten ist anders. Jesus Christus hat nicht festgehalten, was er hatte. Er hat uns reich gemacht.
Reich an was? Worin besteht unser Reichtum? Reich an Gott sind wir geworden. Das will sagen: Reich an seiner Liebe. Gott wollte sich selbst nicht für sich behalten. Sondern für uns, mit uns, einer von uns sein. Reich sein wollte Gott nur in unsrer Armut. So arm ist er geworden, dass er sich hergeschenkt hat an uns.
Das ist die Geschichte von Jesus Christus, dem Sohn Gottes. Wir − die armen Menschen − sind in dieser Geschichte unsre Gottlosigkeit losgeworden. Unsre Lieblosigkeit. Die doch unsre ganze Armut war.
Gott in seiner Liebe lässt uns nicht mehr los. So reich sind wir geworden. Weihnachten ist der große Tausch. „Er wechselt mit uns wunderlich“; „er wird ein Knecht und ich ein Herr, das mag ein Wechsel sein.“
Paulus schrieb seinen so ganz weihnachtlichen Brief mit einem konkreten Hintergrund: Der Bitte um Geld, um Hilfe für die arme Gemeinde in Jerusalem. Damit ein Stück Gerechtigkeit geschehe zwischen Reich und Arm.
Und ich glaube es tut gut, auch diese Seite des Christseins, diese Seite Weihnachtens mit in den Blick zu nehmen: Weihnachten, das große Tauschgeschäft zwischen arm und reich auch ganz materiell. In keiner Zeit wird soviel gespendet, wie in der Weihnachtszeit. Zeichen dafür, dass uns auch die fernen Nächsten nicht egal sind.
Es wird nicht reichen, um die Welt nachhaltig zu verändern, wohl nicht einmal um in unserem Land die Armut wirklich zu bekämpfen. Aber das Zeichen Weihnachten, das Licht des Kindes in der Krippe motiviert uns. Jetzt, an Weihnachten, von unserem Geld den Armen zu geben und im neuen Jahr mit unserer Stimme für ein bisschen mehr Gerechtigkeit einzutreten. Aus dem Haben heraus. Wir haben ja.
Der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre Eure Herzen und Sinne in Jesus Christus. Amen.

24.12.2002: Heiligabend
„Hirtenlegende“ von Max Bolliger

Das Weihnachtsfest umgibt uns mit lauter Sachen, die man nicht greifen und nicht fassen kann. Vielleicht schon deshalb wird uns die Sache mit den Geschenken so ans Herz gewachsen sein, die kann man ja wenigstens fassen und greifen.
Aber nun sind wir hier in dieser Kirche, weil alles das, was man nicht sieht, was man nicht greifen kann, für ganz viele Menschen sehr wichtig ist. Die Hintergründe unseres Lebens, das Unsichtbare, manchmal Unnennbare, bestimmt unser Leben mehr, als wir manchmal zuzugeben bereit sind.
Die Krippe, der Stern, die Gestalten der Hl. Geschichte – sie stehen wir das Unsagbare unseres Lebens. Natürlich stehen sie auch für Gott. Sind Zeichen Gottes am Lebensweg der Menschen. Kleine Zeichen, sehr kleine Zeichen, ein Stall, ein bisschen Stroh. Gewiss: Die Engel. Aber wer sieht schon die Engel. Also Zeichen Gottes am Lebensweg, klein und unscheinbar und nicht so groß weihnachtlich wie wir das heutzutage treiben.
Doch zurück zu dem Unsagbaren unseres Lebens. Auch dafür also steht die Bilderwelt des Hl. Abends. Es gibt soviel, dass wir an einem Abend wie diesem mitbringen, was in unseren Seelen lebt, aber auch soviel, das in unseren Seelen unterdrückt wird: Wie es einmal war, wie es einmal sein wird. Was so gelaufen ist, was anders hätte laufen können … Die Gedanken derer, die schon ein ordentliches Stück Leben gelebt haben, mögen vor und zurück gehen. Es arbeitet in uns an solchen denkwürdigen Augenblicken des Jahres. Man kann es wegschieben – dann arbeitet es in uns und wir wissen es nicht.
Ich kann mir darum immer die Maria gut vorstellen, von der es heißt, dass sie alle Worte der Hirten und Engel in ihrem Herzen bewegte. Welche Worte mögen es sein, die uns bewegen heute Abend? Worte, die uns gut getan haben? Worte, die uns weh getan haben? Worte, die einmal in einem Streit fielen? Worte, die voll Liebe waren? Worte des Abschieds? Worte des Willkommens? Harsche Hirtenworte? Süße Engelsworte?
Die Bilderwelt der Hl. Nacht bietet uns ihren Reichtum an, damit das Unsagbare in uns seine Gestalt findet. Dann können wir versuchen es anzunehmen, wie man sich eben auch eines Kindes annimmt. Wenn eins, dann ist dies ja das christliche Thema der Weihnacht: Annehmen. Angenommen werden. Gott nimmt uns an in dem Kind. Wir nehmen uns des Kindes an, helfen ihm, dem Glauben in die Welt. Und wir nehmen uns selber an über der Krippe, schauen uns selber in ihr in aller Ohnmacht, in aller Bedürftigkeit – aber auch in allen unseren Möglichkeiten und Chancen, auch weit über die irdischen Tage hinaus, wie es der Glaube ahnt.
Heute Abend soll uns eine Legende dabei helfen. Es ist eine Hirtenlegende von Max Bolliger, die von einem Hirten erzählt, der von der Erscheinung der Engel nichts mitbekommt und das ganze für einen Spuk halt. Obwohl kräftig und hart, geht er an Krücken. Ich stelle mir vor, er hat eine Art Dauerhexenschuss, wie sie Menschen mit Problemen leicht haben. Schließlich macht er sich doch mürrisch zur Krippe auf. Als er ankommt, ist niemand mehr da. Erst denkt er, es war also alles Unsinn. Schadenfroh will er umkehren. Da entdeckt er die kleine Kuhle, wo das Kind gelegen hat. Er weiß nicht, wie ihm geschieht. Er kauert sich vor der kleinen Krippe nieder. Schließlich geht er staunend davon. Erst als er eine Weile gegangen ist, merkt er, dass er seine Krücken an der Krippe vergessen hat. Und er hat es nicht gemerkt, er hat sie nicht gebraucht. Eigentlich ist gar kein Wunder passiert. Es ist einfach nur so passiert, nur so. Der lahme Hirte wollte doch nur schauen, wie die Sache steht mit den Fantasien, von denen er schon gehört hatte. Und dann wird er hineingezogen in die ganze Sache, dann geschieht ihm selbst etwas.

Gewiss, dies ist eine Legende. Aber solche Legenden und Himmelsgeschichten können gleichzeitig alltägliches Erleben mit ansprechen. Mancher weiß zu Weihnachten, dass er zum Jahresende seinen Arbeitsplatz verlieren wird und weiß nicht, wie es weitergehen soll. Manche pflegt endlos einen nahen Angehörigen und unterdrückt mühsam den Wunsch, es möchte ein Ende haben. Vielleicht sitzen auch Menschen unter uns mit schweren Trennungserlebnissen, mit unverarbeiteten Geschichten, die ihr Leib und Leben prägten.
Die Liste derer mit „Krücken“ ist lang. Und Heilung ist nicht versprochen am Hl. Abend. Es ist da nur ein Kind geboren, wir möchten hinschauen, wir möchten es beachten, wir möchten Gott darüber die Ehre geben. So lautet die Botschaft. Die Legende erzählt, wie es einem gehen kann auf diesem Wege. Man kann vielleicht seine Krücken verlieren. Kann sein auch nur eine, wenn man zwei hat. Immerhin.
Wo sind meine Krücken? Was sind meine Krücken? Mit weniger tiefen Fragen sollten wir uns nicht zufrieden geben. An der Krippe kann man was los werden. Das ewig Licht geht da herein, gibt der Welt ein’ neuen Schein; es leucht’ wohl mitten in der Nacht und uns des Lichtes Kinder macht. Kyrieleis.
Ein neuer Lichtschein auf die Dinge meines Lebens, auf jeden Fall, das ist drin. Der uns in seinem Wollen verborgene, die Wirklichkeit durchwaltende Gott, lässt sich suchen und *be*suchen in diesem Kind in der Krippe. Hier scheint Gottes Angesicht auf, das sonst verborgenen ist, und wir empfinden Gefühle liebevoller Zuwendung. Dieses Kind, dieser die Gottesnähe verkörpernde Mensch, ist Gottes Nähe für uns. Seine Nähe haben schon Generationen von Menschen erfahren, selbst im Zweifel haben Tausende noch auf seine Nähe gehofft, darum gebetet.
Und weil diese Erfahrung uns verbindet von Land zu Land, von Kontinent zu Kontinent, von Konfession zu Konfession – und vielleicht sogar von Religion zu Religion, ja darum wollen wir an diesem Abend einen oder zwei gute Gedanken in die Steppen Afrikas schicken und auf die Hochebenen Südamerikas, zu denen Christen im Urwald von Papua-Neuguinea und zu den kleinen Gemeinden von Hermannstadt in Rumänien oder Silute in Litauen, wohin von unserem Kirchenkreis kleine, unscheinbare und doch wichtige Fäden geknüpft worden sind. Wir wollen auch an sie denken, unsere christlichen Partner im Ausland, wissen uns in gleicher Armut unserer Seele verbunden und stehen doch zugleich vor dem gleichen Reichtum Gottes. Und unsere Gabe für Brot für die Welt mag davon etwas zeigen.
Das ewig’ Licht geht da herein. Dieses Christuskind gibt der Welt einen neuen Schein. Nicht einen neuen *An*schein und auch keinen falschen *Heiligen*schein, vor dem sich die Christen und Christinnen und ihre Kirchen ganz besonders in acht nehmen müssten, denke ich. Es geht nicht um die Verwandlung der primitiven Notunterkunft „Stall“ in eine romantisch verklärte Scheunenidylle. Es leucht’ wohl mitten in der Nacht.
Es gibt Weihnachtsbilder z.B. von Rembrandt, auf denen sieht man, dass alle Helligkeit in diesen Gemälden von dem Kind ausgeht. Der neue Schein ist keine Illusionen herbeizaubernde Beleuchtung, obwohl das zu den Stilmitteln gerade der barocken Malerei gehörte. Es geht nicht um Blumen und Engel und Gesänge, die man um die Ketten der Not windet. Sondern solche und viele anderen Darstellungen sind unbeholfene Zeichen dafür, dass die innere Wandlung des Menschen möglich ist, seitdem Gott im Finstern eines Stalles hatte wohnen wollen.
Wir möchten es festhalten: Nicht nur im Heilen und Großen und Ganzen ist Gott zu erfahren, sondern auch unter dem Gegenteil, im Abseits des Lebens. Die Gottesferne, die ich in Schuld und Verhängnis erlebe, ist aufgehoben. Gott ist da, wo ich ihn nicht vermute. Vielleicht sogar in der verlassenen Stätte seiner Krippe, wie die Legende erzählt.

Gott ist nicht nur im Guten, Wahren und Schönen, nicht nur im Kraftvollen und Gesunden, nicht nur in dem, was sich durchsetzt gegen das Böse und Schwächliche, erfahrbar. Nein, wie er am Kreuz zwischen uns ist, so ist er es in der Unbehaustheit, in der erfolglosen Herbergssuche, in der Nichtsesshaften-Unterkunft namens „Stall von Bethlehem“. Nicht sesshaft ist auch manchmal unsere Seele, gar nicht so sehr unser Körper. Für die Seele gibt es oft keine solchen praktischen Unterkünfte. Hier, an der Krippe, ist eine. Wir sind willkommen. Es soll Weihnachten werden. Amen.

25.12.2002: 1. Weihnachtstag*
Lukas 2, (1-14) 15-20

Weihnachten ist ein Fest der Bewegung und Veränderung. Weil der Kaiser wissen wollte, wie viel Menschen in seinem Reich lebten, sollte alle Welt geschätzt werden. Diese angeordnete Bewegung trifft auch Maria und Josef. Da spielt es keine Rolle, dass die Frau hochschwanger ist. Wo kämen wir denn hin, wenn Behörden auf solche Beschwerlichkeiten Rücksicht nehmen müssten! Die Leute haben eben ihre Vorschriften.
In Bethlehem wird das Kind geboren. Ein Junge ist es. Und die Verhältnisse sind ärmlich. Aber immerhin: Das Kind lebt und ist gesund. Mutter und Kind haben alles gut überstanden. In die Trostlosigkeit der Situation zieht für die Eltern damit ein Hauch Glückseligkeit ein. Wenn sie schon gegen den beschwerlichen Weg nichts machen konnten, so haben die beiden doch wenigstens sich und nun dazu auch dieses Kind. Ein kleines Stückchen Glück in einer sonst durchaus nicht glücklichen Welt!
Vieles lässt sich denken, was die Eltern an Hoffnungen, guten Wünschen und Erwartungen mit der Geburt ihres Kindes verbunden haben mögen. Doch erst über andere erfahren sie, dass sich mit der Geburt ihres Kindes noch viel Größeres und Wichtigeres ereignet hat. *„Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids.“*
Die Engel sind die Ersten, die solches in der Nacht den Hirten auf dem Felde verkünden. Vermutlich sind die von dieser Begegnung erst einmal etwas merkwürdig berührt. Es kommt schließlich nicht alle Tage vor, dass einem Engel begegnen. Doch dann wollen sie es wissen. Sie müssen ja wieder klarkommen mit dem, was sie da soeben erlebt haben. War das ein Traum oder ist das die Wirklichkeit?
Euch ist heute der Heiland geboren! Aus der vom Kaiser angeordneten Bewegung und Veränderung, wird nun etwas ganz anderes. Doch das entwickelt sich eher behutsam und unscheinbar. Im Stall von Bethlehem wird ein Kind geboren. Und draußen auf dem Felde hören die Hirten, was für ein Kind das ist. Der große Jubel und die große Freude darüber brechen aber erst los, nachdem die Hirten das Kind gesehen haben, nachdem das menschliche Kind und das göttliche Wort zueinander gekommen sind. Bis dahin wissen beide ja immer nur die Hälfte.
Maria und Josef haben ihren kleinen Sohn. Aber ohne die göttliche Bestimmung ist das ein Kind wie jedes andere. Die Hirten auf dem Felde haben durch die Engel von der Geburt des Heilandes gehört. Aber wo sollen sie den finden? Und Hoffnungen auf diesen Retter hat es ja schon viele gegeben! Da müssen das Wort und das Geschehen erst zueinander kommen und anschaulich werden.
Das geschieht im Stall von Bethlehem. Hier kommt zusammen, was nach Gottes Willen zusammen gehört. Maria und Josef hören aus dem Munde der Hirten, dass ihr Kind kein gewöhnliches ist, sondern dass Gott ganz eigene Pläne mit ihm hat. Und die Hirten suchen den Retter und Heiland, der allem Volk helfen soll. Aber sie finden nur ein neugeborenes Wickelkind. Das entspricht wohl dem, was ihnen gesagt worden ist. Aber sonst müssen sie einfach glauben, dass aus diesem kleinen, hilflosen

und ärmlichen Anfang das Heil hervorgehen wird, das Gott für sein ganzes Volk und darüber hinaus für diese ganze Welt bestimmt hat.
Es wird den Hirten damit einiges zugemutet. Und auch für die Eltern ist die Botschaft, die sie mitbringen, nicht frei von solchen Zumutungen. Denn was bedeutet das für dieses Kind, wenn eine solche große Verheißung auf ihm liegt? Liegen darin nicht auch Gefahren? Und die von Matthäus berichtete Flucht nach Ägypten, um damit vor den Verfolgungen des Königs Herodes sicher zu sein, zeigt ja, wie naheliegend und begründet solche Gedanken waren. Ist es da so abwegig, wenn Maria auch solches in ihrem Herzen bewegt hat?
Die Hirten kehren dennoch voller Freude und Gotteslob wieder zurück. Sie sind voll und ganz erfüllt von dem, was sie gehört und gesehen haben. Überall erzählen sie davon. Sie können das einfach nicht mehr bei sich behalten. Alle sollen von der Geburt des Heilandes erfahren.
Doch die anderen wundern sich nur. Sie können offensichtlich noch nicht verstehen, was da geschehen ist und wovon ihnen die Hirten erzählen. Es liegt da noch etwas Besonderes, ein Geheimnis drin.
Und auch die Hirten haben den Retter und Heiland ja nicht von sich aus gefunden. Die Engel haben ihnen verkündet, was geschehen ist. Und sie haben ihnen ein Zeichen gegeben; ein Zeichen, dass ihnen geholfen hat, den Heiland zu finden.
Weihnachten ist das Fest der Bewegung und Veränderung. Gott wird Mensch. Er kommt zu uns, weil er uns bewegen und verändern will. Er gibt uns Zeichen, damit wir ihn finden und zu ihm kommen können.
Solche Zeichen müssen nicht wie damals die Engel sein. Auch Himmelserscheinungen braucht es dazu nicht unbedingt. Die Hirten haben den Heiland ja in ihrer Welt gefunden, im Stall und in der Futterkrippe; an einem Ort, wo sie zu Hause waren, wo sie sich auskannten und wo sie sonst ihre Tiere versorgt haben.
Über die Weihnachtsgeschichte hinaus erzählt das Neue Testament noch öfter davon, wie Gott in Jesus den Menschen in solchen alltäglichen Situationen und Räumen begegnet. Petrus ist bei der Arbeit, als Jesus ihn beruft. Mit anderen zusammen ist er müde und kaputt, weil seine Arbeit umsonst war. – Komm runter, ich muss heute in deinem Haus einkehren. Ich will dir zeigen, wie wertvoll und wichtig du mir bist. So hört es Zachäus. Und auch sonst sind es immer wieder die Mühseligen und Beladenen, denen Jesus sich freundlich zuwendet und die durch ihn erfahren: Heute, in der Begegnung mit Jesus ist diesem Haus oder diesen Menschen Heil widerfahren.
Für Menschen, in denen es dunkel und traurig geworden war, beginnt so wieder etwas zu leuchten. Einsam Gewordene werden besucht. Sie freuen sich, dass jemand an sie denkt. Sie können mal wieder alles erzählen, was sie schon lange nicht mehr los geworden sind. Die den Müden und kraftlos Gewordenen geschenkte Aufmerksamkeit und Wärme ermutigt sie wieder. Und die Umgetriebenen und Rastlosen müssen sich mal um nichts mehr sorgen, was ihnen entgleiten oder verloren gehen könnte.
Wo Gott die Menschen bewegt und verändert, da setzt er nicht auf Anordnungen und Erlasse. Er kommt in unsere Welt und schenkt uns seine Liebe und Freundlichkeit. Die Hirten auf dem Felde sind die ersten, die davon erfahren. Sie lassen sich darauf ein und folgen dieser Botschaft. Und sie werden dadurch verändert.
Einfache und arme Leute, die sonst im Leben oft die letzten sind, werden durch die Güte und Freundlichkeit Gottes zu Menschen, die ganz vorn stehen. Sie haben mit den Anderen nun etwas ganz Wichtiges zu sagen: nämlich dass sie über das Kind in der Krippe voller Freude sind und dass das wie ein neuer Anfang ist. Ein neuer Anfang, der sie beflügelt und für dessen Erfahrung sie von Herzen dankbar sind. Denn

ein befreites und erfülltes Leben beginnt mit einem frohen und zuversichtlichen Herzen. Und das ist für uns das Geschenk der Weihnacht.
Gott möge es uns darum schenken, dass wir in diesen Weihnachtstagen und darüber hinaus ähnliches erfahren und so mit frohen Herzen in das Gotteslob der Hirten einstimmen. Amen.

26.12.2002: 2. Weihnachtstag*
Johannes 1,1-5.9-14

An Weihnachten stimmen wir ein in die alten Lieder. Die meisten Hits sind von gestern: „Stille Nacht“ und „O du fröhliche“, „Es ist ein Ros entsprungen“; und „Vom Himmel hoch“, das Weihnachtsoratorium. Selbst die moderneren Schlager sind schon ein paar Tage alt: „I’m dreaming of a white Christmas“. Die Pop-Branche legt zwar alljährlich nach und schafft gelegentlich auch einen kleinen „Evergreen“. Aber die meisten Tantiemen bekämen an den Weihnachtstagen noch heute Martin Luther und Michael Praetorius, Paul Gerhardt und Johann Sebastian Bach, Joseph Mohr und Franz Xaver Gruber. Wir stimmen ein in die alten Lieder.
Auch unsere Augen, die das ganze Jahr über dem flackernden ständig Neuen ausgesetzt sind, am Fernseher, am Computer zu Hause und im Betrieb, auch unsere Augen können sich an Weihnachten nicht satt sehen an den alten Bildern. Die Familienkrippe, die seit Generationen erhalten und gepflegt wird. Die Geburtsdarstellung eines holländischen Meisters. Der Lichterbaum im Wohnzimmer. Auch das Bild einer warm aus den Fenstern leuchtenden Dorfkirche mitten in einer verschneiten Winterlandschaft.
Gehörtes und Gesehenes – tief eingegraben in unsere Erinnerung, in unsere Herzen und in unsere Seelen. Und anderes, mit anderen Sinnen wahrgenommenes, gehört dazu: Der Duft einer Backstube, der Geruch von Tannennadeln, Räuchermännchen und Gänsebraten. Die weichen, warmen Wachsreste einer heruntergebrannten Kerze in den knetenden Fingern.
Nicht jede Erinnerung ist in erster Linie gefühlvoll, sentimental oder gar rührselig. Ein Bekenntnis aus den frühesten Christusgemeinden wird uns heute in Erinnerung gerufen. Es war wohl auch irgendwann einmal ein Lied. Gespeist aus vielen, teilweise kaum erforschbaren Quellen, fand es schließlich die Gestalt, die wir kennen. Es ist der, im Gegensatz zu den anderen biblischen Weihnachtsgeschichten, geradezu geheimnisvolle Beginn des Johannesevangeliums: (Textlesung)
Wir sahen seine Herrlichkeit, bekennt die christliche Gemeinde, freilich mit ganz anderen Worten als in den vertrauten Weihnachtsliedern oder den Erzählungen rund um die Geburt von Bethlehem. Ein Bekenntnis aus ferner Zeit, schwierig in seinen Einzelheiten, aber es bringt „auf den Punkt“, was Christinnen und Christen aus aller Welt auch an diesem Weihnachtsfest vereint und worin sie übereinstimmen in aller Verschiedenheit der Kirchen, Konfessionen, Traditionen: „Gott wurde Mensch und sein Licht leuchtet uns“. Es ist der Blick nach Bethlehem, der uns so sicher macht. Dieser kaum nachvollziehbare Schritt Gottes. Er lässt es nicht mit seinem Platz in den Mythen der Schöpfung bewenden, nicht mit dem Beweis seiner Treue und Führung in der Geschichte der Menschheit und speziell seines erwählten Volkes. Die Nebel und Schleier der Vergangenheit, der Deutungen und Verzeichnungen, könnten sich darüber legen. Bleiben würde eine Gottesbeziehung mit Abstand: Virtuose Geister könnten ihn vielleicht überbrücken, besonders Begnadete oder Menschen in religiösen Gemeinschaften mit starken inneren Bindungen. Dabei beließ es Gott jedoch nicht. Er wurde Fleisch, Mensch, Kind. Angreifbar und angriffig, schutzlos – und doch liegt in diesem Kindsein all die Stärke, Weisheit, Gnade und Wahrheit, die dem Wun-

der Menschwerdung eigen ist. Das spüren wir bei den eigenen Kindern schon. Um wie viel mehr bei Gott!
Sie – und Christinnen und Christen in aller Welt – stimmen in das alte Bekenntnis mit ein: Gott wurde Mensch. Wir sahen seine Herrlichkeit. Sein Licht leuchtet uns. Wir sehen und bekennen. Dazu gehört es wohl, dass wir die Augen öffnen – aber auch die Ohren, all unsre Sinne, den Verstand und das Herz. Einen wie Jesus Christus aufzunehmen, an seinen Namen zu glauben: Dazu braucht es alles, was wir von Gott mitbekommen haben.
Dazu gehören auch die Erfahrungen von Licht in diesem Leben. „Lichtblicke“ werden zu Glaubenserfahrungen, wenn ich sie auf Gott beziehe und von ihm her deute. Das ist nicht selbstverständlich, sondern immer wieder eine wichtige geistliche Übung. Wenn man auf ein Jahr zurückblickt: Welche Lichtblicke gab es da? Wo gab es Gelingendes, Weiterbringendes? So vieles begegnet in einem Jahr. Ist das alles „normal“, muss das so sein, habe ich mir das alles verdient? Jedes gute Gespräch, bei dem man sich „verstand“, weil man aufeinander hörte, nachfragte, sich füreinander interessierte, kann so ein „Lichtblick“ gewesen sein. Jeder Schutz und jede Bewahrung bei dem vielen „Unterwegs-Sein“, das unser modernes Leben kennzeichnet, ist so ein „Lichtblick“ – von dem übrigens immer mehr glauben, dass er Schutzengeln und damit göttlichem Einfluss zu verdanken sei. Wir haben die Herrlichkeit Gottes gesehen und sein Licht. Unsere Kirchengemeinden haben sich das Gespür dafür bewahrt und das nicht, weil sie „von Amts wegen“ oder in schlichter Aufgabenerfüllung dazu verpflichtet wären. Kirchengemeinden sind nahe dran, wo es um solche „Licht-Erfahrungen“ geht, die lange anhalten, die sich einprägen bis ins Unterbewusstsein.

- Wenn Kinder getauft werden und die ganze Fülle der Lebensmöglichkeiten Gottes Segen anvertraut wird.
- Wenn die gleichen Kinder dann im Hort oder im Kindergottesdienst ihre sozialen und religiösen Erfahrungen machen; wenn sie lernen, lachen, toben und feiern und jede Minute dieses Lebens Unendlichkeit und Weite in sich birgt.
- Wenn im Gottesdienst ein paar Kerzen heller strahlen als Fußgängerzonen, die mit zigtausend Watt ins Licht gesetzt werden;
- wenn ein Gebet oder Schweigen mehr sagt als die Wochenendausgabe der Süddeutschen Zeitung;
- wenn der kleine Gemeindekreis spürt: „Was schert denn den Geist Gottes die große Zahl?“ –

Dann sehen und bekennen wir als Gottes Kinder.
„Wo viel Licht ist, ist viel Schatten“, heißt das Sprichwort. Wer sich durch die Nacht auf den Weg zu Krippe und Stall macht, geht durch Dunkelheit und Finsternis. Es bräuchte keine Lichtblick-Erfahrungen, wenn das Leben ein Paradies wäre, lichtüberflutet und ohne Nacht und Schatten. Ein Stern über Bethlehem wäre überflüssig in diesem Szenario. Man würde ihn nicht sehen. Wir sehen und bekennen – aber da gibt es ja auch die anderen Erfahrungen. Finsternis-Erfahrungen, die manchmal wie drohende Wolken am tief liegenden Horizont hängen, Unwetterboten. Noch zwängen sich ein paar Sonnenstrahlen durch die schwarze Wand, doch schon biegen sich die Bäume im Wind, ein Sturm kommt auf. Es kann nicht mehr lange dauern, dann braust er los. Oder die Nacht bricht ein, ganz plötzlich, ohne Vorwarnung. Wie wenn einer den Schalter umgelegt hätte. Es gibt Gottes Schattenseite, wer könnte sie leugnen: Den Krebstod der jungen Mutter. Die Einsamkeit des Suchtkranken in seiner letzten Nacht. Ein Auto rast an einen Baum. Das Sterben der verhungernden Kinder – und dass wir uns daran gewöhnt haben. Wer vom Licht Gottes redet, muss

auch über die Finsternis sprechen. So wie es am Anfang des Johannesevangeliums auch getan wird. Die Welt braucht das Licht. Dringend.
Auch für die Finsternis in uns. Manchmal sehen und bekennen wir nichts. Unsere Augen bleiben geschlossen – auch die Ohren, die Münder, der Verstand und das Herz: Dabei braucht es doch alles, was wir von Gott mitbekommen haben, um einen wie Jesus Christus aufzunehmen und an seinen Namen zu glauben. Man kann sich ja konsequent alles selbst zu Gute schreiben, was einem gelingt. Oder dran glauben, dass man sich Lichtblicke kaufen kann. Man kann ja wirklich den Blick dafür verloren haben, wie viele Menschen es eigentlich gut mit einem meinen. Und es soll möglich sein wegzuschauen, wenn in der Finsternis der Unterführung eine Frau verprügelt wird. Nein, die Finsternis ist uns nicht fremd. Gut, dass wir sie nicht vergessen, überspielen oder tabuisieren in unseren Gemeinden und im Gottesdienst. Das Schuldbekenntnis und die Fürbitte – sie sind kein Zeichen von Freudlosigkeit oder Miesepetrigkeit, sondern sie gehören zum Bekenntnis dazu. Denn manchmal sehen wir nichts in der Dunkelheit.
So leben wir unser Leben in Finsternis und Licht. Nicht immer gibt es da trennscharfe Linien. Diffusion und Zwielicht, Dämmerung und Halbschatten markieren Grauzonen. Mal stehe ich ganz im Licht, mal bin ich dankbar für ein kleines, das mir leuchtet. Mal empfinde ich die Dunkelheit als bergenden Schutz und mal greift die Finsternis nach mir wie ein schwarzer Schlund. Und manchmal scheint mir mein Lebensweg wie ein Spaziergang durch eine südliche Straße zur Mittagszeit, wenn sich kühle Häuserschatten und gleißend-helle Straßenmeter in schneller Folge abwechseln.
In allen Wechseln und in all der Verschiedenheit unserer Lebensentwürfe und Situationen aber beweist sich die Stärke der alten Lieder, der alten Bilder und Bekenntnisse; „Stille Nacht, heilige Nacht“ haben sie vor Stalingrad gesungen; und singen sie auf Mallorca bei der Weihnachtsfeier im Hotel-Restaurant. Das Bekenntnis am Beginn des Johannesevangeliums hat eine lange Geschichte hinter sich und es hat getragen. Man kann nur erahnen, in welchen Situationen Christen durch die Jahrtausende Kraft aus seinen Worten, Trost oder Gewissheit erfahren haben. In guten und in schlechten Zeiten. In Glück und Unglück. Im Segen und im Unheil.
Doch es stimmt noch in der dunkelsten Nacht: Wir haben gesehen. Und wir gehen im Licht. Amen.

24.12.2003: Heiligabend*
Titus 2,11-14

Was für ein Abend – dieser Heilige Abend! Was für ein Gottesdienst – diese Christvesper! Was für eine Gestimmtheit – in unseren Herzen?
Wir könnten Weihnachten ja schon zur Genüge kennen. Denn wie oft haben wir es schon gefeiert! Und doch scheint sich jedes Mal die Unvergleichlichkeit dieser Stunden unserer Seele zu bemächtigen. Heiligabend – eine Sternstunde des Jahres, ein unauslöschliches Licht in unserm Leben. Alles scheint in diesen Stunden mitzuhelfen, die Dunkelheiten und finsteren Winkel unseres Lebens in eine heilige Nacht zu verwandeln, in der uns zugerufen wird: Fürchtet euch nicht – Euer Leben soll heil werden!
Wir erleben heute Abend den Abglanz dieser Botschaft: Die geschmückte Kirche, Krippe und Christbaum, Kerzen und Sterne, Weihnachtslieder und Kirchenmusik vom Feinsten. Die Vorbereitungen auf dieses große Fest liegen hinter uns und manche Erwartung liegt vor uns: Da gibt es vermutlich Geschenke und Überraschungen, ein Festessen und vielleicht Gäste. Es gibt die Erinnerung an vergangene Zeiten und die Sehnsucht nach dem großen Licht.

Heiliger Abend – fast wie ein Rausch der Sinne und ein Stelldichein von Brauchtum und Ritualen. Fehlt nur noch eins: die Weihnachtsbotschaft. Für diesen Abend wurde uns ein Brief abgegeben, der Weihnachtsbrief des Titus: (Textlesung)
Wie geht es Ihnen mit solchen Worten? Als ich diesen biblischen Text bei der Vorbereitung gelesen habe, musste ich unwillkürlich denken: Meine Güte – ist der nüchtern und blutleer. Stimmt's? In diesem Briefabschnitt fallen Worte wie „Zucht" oder „dem ungöttlichen Wesen und den weltlichen Begierden absagen" oder „besonnen sein" oder „sich ein Volk zum Eigentum reinigen". Das wirkt nun doch sehr kompliziert und oberlehrerhaft, als ob wir zu Weihnachten in der Schule sind.
Wenn schon, dann gehe ich doch lieber in die Schule des Weihnachtslehrers Lukas, wenn er seine Weihnachtsgeschichte so beginnt: *Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, dass alle Welt geschätzt würde.*
Ich gehe auch sehr gerne in die Klasse des Weihnachtslehrers Matthäus, der seine Geschichte an Christi Geburt immerhin so ausgestaltet: *Als Jesus geboren war in Bethlehem in Judäa zur Zeit des Königs Herodes, siehe, da kamen Weise aus dem Morgenland nach Jerusalem ...* Bei diesen Geschichten kann man sich leicht ein Geschehen vorstellen.
Der Weihnachtslehrer Johannes macht's mir da schon etwas schwerer. Seine Weihnachtsgeschichte heißt so: *Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.* Und hören wir auch noch auf den Weihnachtslehrer Paulus, wenn er schreibt: *Als aber die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einer Frau und unter das Gesetz getan.* Das klingt recht ähnlich der Weihnachtsgeschichte des Titusbriefes, den man einmal dem Paulus zugeschrieben hatte: *Denn es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen.*
Man hat also die Geburt Jesu im Neuen Testament recht unterschiedlich ausgedrückt.
Was hat wohl den Verfasser des Titusbriefes dazu gebracht, aus der Geburt Jesu nachgerade Lehrsätze zu machen und moralische Verhaltensweisen abzuleiten?
Nun, die noch jungen Christengemeinden in der damaligen Zeit hatten noch kein Neues Testament gebunden auf ihrem Lesepult und noch keine zweitausendjährige Geschichte hinter sich. Selbst das Weihnachtsfest, wie wir es uns heute denken, wurde noch lange nicht gefeiert. Aber es gab Menschen, die an Jesus Christus als an den Befreier vom jüdischen Gesetz so nahezu berauscht glaubten, dass sie in grenzenloser Freiheit und sittlicher Unbeschränktheit quasi über die Stränge schlugen und sich auf Erden schon im siebten Himmel wähnten. „Gnosis" hieß diese Bewegung damals, die „Schule" zu machen drohte. Eine Art Heilsegoismus und fromme Abgehobenheit also. Und da meinte etwa ein Paulus, dieser Entwicklung wieder die Zügel anlegen zu müssen. In seinem Geist wird nun wieder Wert gelegt auf eine Ordnung in der Gemeinde, um das Christsein nicht in frommer Willkür ertrinken zu sehen.
Und jetzt mögen wir etwas verständnisvoller diese vermeintlich hölzernen Weihnachtsworte hören: *Denn es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen und nimmt uns in Zucht, dass wir absagen dem ungöttlichen Wesen und den weltlichen Begierden und besonnen, gerecht und fromm in dieser Welt leben*.
Ich höre diesen nüchternen Weihnachtstext und frage mich gleichzeitig: Taugen diese Weihnachtsworte noch für uns? Wir haben doch heutzutage eher zuviel Ordnung in unserer Kirche als zu wenig, eher zu viel Amt als zu wenig. Und die kirchliche Rechtssammlung wird wohl auch nicht schmäler, sondern dicker. Fehlt es nicht viel mehr an Begeisterung und Fröhlichkeit, an Charisma und Vertrauen in unserer Kirche? Denn es ist doch *erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen* – die-

ser Satz ist fett gedruckt in meiner Lutherbibel; er steht im Indikativ, in der Wirklichkeitsform, und von diesem Satz leiten sich dann erst die Konsequenzen ab. Die Erscheinung der heilsamen Gnade Gottes – das ist Weihnachten im Hause Titus, und das ist soviel Indikativ, soviel Wirklichkeitsform, so reell wie die Geschenke, die für uns nachher bereitliegen auf dem Weihnachtstisch oder unter dem Christbaum. Dass wir einander etwas schenken, ist ja unsere Antwort auf das Geschenk Gottes an uns. „Gott schenkt uns seinen Sohn“ sagen und singen wir in diesen Tagen. Das ist die Erscheinung der heilsamen Gnade Gottes in Bethlehem. Ja, ein Geschenk ist eine Gnade, kein Verdienst. Es könnte ja auch anders heißen: Nun werdet alle mal erst besser, verändert euch, zeigt mal, dass ihr das Geschenk auch verdient. So machen wir’s doch öfters ganz gerne, wenn unsere Kinder nicht besonders artig sind. Wir drohen so ein bisschen unter dem Motto: Karlheinzchen, ich weiß ja nicht, ob das Christkind zu dir kommt, wenn du so böse zu deiner kleinen Schwester bist! Nein, Karlheinzchen hätte dann das Christkind tatsächlich nicht verdient. Aber hat sich der Karlheinz als Erwachsener überhaupt das Christkind verdient? Habe ich selbst mir das Christkind „verdient“? Nein!

Aber *es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Mensche*n, auch für Karlheinzchen und Karlheinz oder Zachäus oder wie wir alle heißen. Jesus sagte damals zu dem Oberzöllner Zachäus, der auf den Baum geklettert war, ja nicht: Mein lieber Freund: Ich komme in dein Haus erst, wenn du deine Betrügereien aufhörst und das Soundsovielfache deiner Betrugsgelder wieder den Armen gibst! Nein, er geht in sein Haus – und Zachäus wird darauf hin ein anderer Mensch, durch die vorauseilende Gnade Jesu.

Jesus erscheint an Weihnachten in unserm Haus der Welt – und wir werden andere Menschen. Stimmt das? Na ja, wenigstens an Heiligabend und vielleicht auch an den Weihnachtstagen. Dabei ist Gottes Gnade *heilsam* nicht nur für eine Nacht oder einige wenige Tage, sondern grundsätzlich. Denen, die Christi Geburt feiern, ist das Heil ja grundsätzlich verheißen; wir Menschen sind von Gott grundsätzlich Geliebte. So wie Eltern ihre Kinder grundsätzlich lieben, so liebt Gott seine Kinder grundsätzlich und will nur das Beste, das Heilsame für sie: wer gefallen ist, dem möchte er die Hand reichen; wer sich ängstigt, dem sagt er: „Ich bin da!“; wer nicht aus noch ein weiß, dem schickt er ein Wort wie ein Licht; wen Einsamkeit plagt, dem sendet er einen Engel vor die Tür; wer sich in der Trauer verliert, den umarmt er mit Hoffnung. Wen hungert, den speist er durch Hände, die das Teilen gelernt haben; wen es dürstet nach Glück, dem lässt er seine Sonne aufgehen.

Gott wollte uns und unser Leben und das Heilwerden unserer Wunden, unserer eigenen Wunden, der Wunden, die wir einander schlagen in der Ehe oder Familie, der Wunden, unter denen wir in der Arbeitswelt oder in unserer Gesellschaft leiden, und aller Wunden dieser Welt.

Manche Menschen leiden an Weihnachten besonders unter ihren Wunden und unter den Wunden dieser Welt. Aber für viele unter uns ist die Welt an Weihnachten so, wie sie eigentlich sein sollte. Ich meine nicht unser weihnachtliches Brauchtum. Ich meine unsere offenen Herzen. An Weihnachten schenken wir etwas von unserem Herzen. An Weihnachten macht es uns Freude, wenn wir Freude machen und bereiten; an Weihnachten sind wir selbst gnädig und barmherzig gestimmt.

Weihnachten ist bekanntlich wie das Schlüsselloch, durch das wir den Abglanz des Paradieses wahrnehmen. Weihnachten kann tatsächlich im besten Sinn „heile Welt“ sein, heile Welt auf Zeit, auf kurze Zeit. Heile Welt auf Dauer – das halten wir wohl auf Dauer nicht durch. Weihnachtlich gestimmte Herzen von Januar bis November – das mag zu viel Belastung für unser Herz sein. Barmherzigkeit und Gnade übers ganze Jahr – das mag an die Substanz gehen. Weihnachten ist ja vor allem deswe-

gen das glänzendste Fest des Jahres, weil es wie eine Insel der Seligen auf dem Meer des Alltags schwimmt.
Die heilsame Gnade Gottes ist allen Menschen erschienen, zugleich aber warten wir doch *auf die selige Hoffnung und Erscheinung der Herrlichkeit des großen Gottes und unseres Heilands Jesus Christus, der sich selbst für uns gegeben hat, damit er uns erlöste von aller Ungerechtigkeit und reinigte sich selbst ein Volk zum Eigentum, das eifrig wäre zu guten Werken* – so drückt das der Titusbrief aus.
Ob wir die „guten Werke“ nicht doch aus der Weihnachtsschule des Titus ein wenig besser hinüber retten könnten in unsere Alltäglichkeit? Ob wir zu den gelehrigen Weihnachtsschülerinnen und -schülern gehören? Ob die Weihnachtsgnade nicht auch für den Januar und den November und die Zeit dazwischen taugte?
Die *heilsame Gnade* ist Gottes Weihnachtsgeschenk für uns. Es will ausgewickelt werden, entwickelt werden in der Zeit, die vor uns liegt. Amen.

25.12.2003: 1. Weihnachtstag*
Titus 3,4-7

Gestern Abend haben wir die Weihnachtsgeschichte des Lukas gehört, diese anrührende Geschichte mit den bekannten Bildern von Josef und Maria, vom Kind in der Krippe, von den Hirten auf dem Feld und den himmlischen Heerscharen. Weihnachten ohne diese Bilder, die das Gemüt bewegen, ist kaum vorstellbar. Heute Morgen aber, am ersten Weihnachtsfeiertag, hören wir Sätze aus dem Titusbrief, Sätze, die eher dürr und formelhaft klingen wie eine komprimierte Glaubenslehre. Und doch ist dieser Zusammenhang wichtig, dass am Heiligen Abend unsere Seele angerührt wird und wir heute einen Schritt weiter gehen und dieses Angerührtsein noch einmal mit dem Verstand bedenken, uns überlegen, was dieses Geschehen damals im Stall von Bethlehem für uns heute eigentlich bedeutet und welche Konsequenzen es für unser Leben hat. Das ist notwendig, denn sonst würde Weihnachten ganz schnell zum frommen Rührstück verkommen und zum einsamen Abend im Jahreslauf. Darum wollen wir uns diesen Sätzen aus dem Titusbrief stellen.
Der Apostel zieht einen ganz großen Bogen vom Stall in Bethlehem hin zu unserem Leben. Er spannt ihn ein zwischen die beiden Pole der Geburt des Kindes und unserer Wiedergeburt. Er spricht vom Erscheinen Gottes in Christus und er spricht von unserer Erneuerung im Heiligen Geist. Er greift zurück auf die Erscheinung Gottes damals vor 2000 Jahren und er greift voraus auf das ewige Leben, das uns vor Augen steht. Genialer kann man in dieser Kürze die Bedeutung des Glaubens gar nicht umreißen. Lassen wir uns im Einzelnen darauf ein:
Das Weihnachtsgeschehen, nämlich das Erscheinen der Güte und Menschenliebe Gottes, sieht der Apostel als gewaltiges Kontrastprogramm zu unseren Lebenskonzepten.
Wenn wir Eltern fragen, welches Leben sie sich denn für ihre Kinder wünschen, dann sind es immer die gleichen Dinge, die als Antwort gegeben werden: Der Sohn oder die Tochter soll es beruflich zu etwas bringen, ein gesichertes Auskommen haben, natürlich privates Glück erleben, Frau oder Mann und Kinder haben, eine glückliche Familie, keine Not leiden müssen, Wohlstand erfahren und vor allem natürlich gesund bleiben. Das alles wäre ein erfülltes Leben. Entsprechend lauten dann auch die Prinzipien, nach denen ein solches Leben aufgebaut wird: „Leiste was, dann bist du was!“ „Sich regen bringt Segen.“ „Ohne Fleiß kein Preis“ und „Jeder ist seines Glückes Schmied.“ Erfülltes Leben also als Ergebnis meiner eigenen Anstrengungen. Dieses Lebensprogramm bekommen wir von Klein auf eingetrichtert und danach hat sich zu richten, wer es im Leben zu etwas bringen will.

Ich frage mich aber: Wo ist eigentlich Gott in diesem Konzept? Wofür braucht es ihn, wenn doch anscheinend alles in unserer Hand liegt? Nun, er ist keineswegs überflüssig in diesem Konzept; denn da gibt es Lücken, die sonst nicht gut auszufüllen wären. Natürlich weiß jeder von uns, dass es im Leben nicht immer so glatt geht, dass es da auch Spannungen gibt, Niederlagen und Abbrüche. Wie sind sie auszuhalten? Woher nehmen wir die Kraft, trotzdem weiter zu machen, nicht zu resignieren? Da scheint der Glaube wie gerufen zu kommen. Er sagt uns zu: Gott ist überall mit dir, auch im dunklen Tal, auch in den Stunden der Verzweiflung und der Depression. Er kennt deine Situation. Er führt dich hindurch und hilft dir heraus. Oft genug wird Gott gebraucht als Geborgenheitslieferant, damit unser Bemühen um ein erfülltes Leben nicht ganz abbricht. Oder er wird gebraucht als moralischer Gesetzgeber für die privaten Verhältnisse. Denn der Glaube lehrt uns doch, wie wir mit einander umgehen sollen: Zueinander nett sein, vergeben, versöhnungsbereit sein, den ersten Schritt tun. All das ist ja hilfreich, damit die privaten Verhältnisse nicht aus dem Ruder laufen, wenn es schwierig wird. Da wird Gott gebraucht als Stütze für unser oft so wackliges Miteinander-Leben und -Auskommen. Nur, liebe Gemeinde, eine eigene Bedeutung für das Lebenskonzept als ganzes hat Gott in diesem Bild nicht. Er wird benutzt als Mittel zum Zweck. Er wird funktionalisiert für unsere selbstgemachten Lebensentwürfe.

Das Weihnachtsgeschehen, wie es der Titusbrief beschreibt, ist dazu der glatte Gegensatz. Hier ist die Rede davon, dass die Güte und Menschenliebe Gottes erschien und uns gerettet hat, also befreit und herausgelöst aus unseren selbstgemachten Lebenskonzepten. Hier ist die Rede davon, dass dies nicht aufgrund unserer Leistung geschehen ist, sondern aus seinem Erbarmen und dass er uns erneuert hat durch den Heiligen Geist, so dass wir komplett andere, neue Menschen wurden, einen neuen Sinn in unserem Leben entdeckten, uns neue Ziele setzten. Deshalb spricht der Titusbrief vom Bad der Wiedergeburt. Schließlich ist die Rede davon, dass wir gerade dadurch das ewige, das unvergängliche Leben erben, auf das wir hoffen, also – einfach gesagt – das erfüllte, lohnende und bleibende Leben finden, nach dem wir uns schon so lange gesehnt haben.

Dieser Gegensatz ist mir besonders deutlich geworden in einem Gedicht, das eine Frau aus dem Armenviertel in Medellin in Kolumbien gedichtet hat. Medellin ist eines der Drogenzentren Kolumbiens, wo Menschen in Slums in bitterster Armut hausen. So hat sie gedichtet:

„Wach träumte ich von zwei Christussen
und die zwei waren ganz verschieden.
Der eine war voller Majestät, aber immer war er stumm.
Wie schlafend verblieb er vor den Schreien der Armen,
die alle zu ihm hinaufblickten.
Voll Ohnmacht sagte ich zu ihm: Herr,
so schau mich doch an!
Doch taub blieb er und unbeweglich.
Ich betrachtete ihn weiter,
diesen Christus aus reinem Gold und Edelsteinen
aufgestellt auf einem Altar voll vornehmer Eleganz.
Die selber viel Geld haben fühlten sich sehr gut vor ihm.
Und dieser Christus war wohlgenährt, seine Wangen waren rosig.
Und viele Mächtige beugten vor ihm ihre Knie.
Und ich fuhr fort ihn anzuschauen, diesen stummen toten Christus,
diesen Christus der Mächtigen, der dem Volk so fern bleibt.
Und ich spürte Angst in mir, hatte Lust, davonzurennen!

Dieser Christus verteidigt Privilegien,
aber ich gehöre zu einer anderen Klasse,
zu den Leuten meines Volkes.
Plötzlich hörte ich viele Menschen rennen,
zu Hunderttausenden rannten sie davon,
und ich rannte hinter ihnen her, mischte mich ganz unter sie.
Leute, die jubelten vor Freude beim Anblick eines lachenden Christus,
eines so ganz anderen Christus, eines Christus, der den Armen zulächelt,
der mit seinen großen schwarzen Augen nach allen Ausschau hält.
Das war der Christus, Mensch und Gott, einfach, arm, Arbeiter,
der seinen Hunger nie ganz stillen konnte.
Und der stand an der Seite der Bauern, der Hilfsarbeiter und der Studenten,
an der Seite der Gruppen, die kämpften zum Wohle des ganzen Volkes.
Fleisch wurde mit ihm das Evangelium, Gerechtigkeit forderte er.
Da kamen auch elegante Leute. Sie sahen den lächelnden Christus
und mischten sich unter die Menge, unter die Leute des armen Volkes.
Und sie wollten nicht mehr zurück, zurück zum toten Christus,
denn sie spürten die Wärme der einfachen und hungernden Leute.
Sie bekamen ihn gern, den Christus des Lebens,
und sie wandten sich ab vom Christus des Todes.“

So hat die Frau aus Medellin gedichtet. Welcher Scharfsinn! Sie sieht, dass man Gott oder Christus so oder so verehren kann, dass man Christus als Mittel zum Zweck benutzen kann oder dass er einem als Retter erscheint.

Darin steckt die Anfrage an uns: Welchen Christus feiern wir denn an Weihnachten? Den Christus aus reinem Gold und Edelsteinen, den Christus aufgestellt auf einem Altar voll vornehmer Eleganz, den Christus für die Wohlgenährten mit rosigen Wangen? Ja, welchen Christus feiern wir, den Christus zum Ablenken und zum Betäuben, den Christus, der nichts verändert, sondern alles stabilisiert, der nichts bewegt und der auch niemanden rettet, der lediglich zum normalen Alltag noch den Zuckerguss dazu gibt? Oder begegnet uns an Weihnachten der Christus des Lebens, von dem die arme Frau aus Medellin spricht? Das ist das Faszinierende an ihrem Gedicht: Sie konfrontiert nicht einfach: Hier der Christus der Armen, dort der Christus der Reichen. Sie reißt keinen primitiven Gegensatz auf. Ihr Christus des Lebens ist ein lachender Christus, ein so ganz anderer Christus, der den Armen zulächelt und nach allen Ausschau hält.

Er löst damit etwas aus in uns. Wo dieser Christus begegnet, da verändert sich etwas, da kommt etwas in Bewegung. Das heißt Rettung und Befreiung: dass unsere menschliche Geschichte, die so oft zerrissen ist zwischen den Polen von arm und reich, von gerecht und ungerecht, von mächtig und ohnmächtig, jetzt nicht mehr gottlos und nicht mehr hoffnungslos bleibt; dass von diesem Christus her eine Brücke gebaut wird und Gegensätze überwunden werden.

Es lohnt sich an diesem Weihnachtsfest einmal darüber nachzudenken, wo wir das im vergangenen Jahr selbst erlebt haben. Der Dichter Albrecht Goes hat einmal geschrieben: „Gottes Weihnachtswelt ist voller Boten und einige sind unterwegs zu dir.“ Wo sind uns solche Boten begegnet, Menschen oder Ereignisse, die wir als Engel empfunden haben?

Wenn uns der lachende Christus, dieses Kind in der Krippe wirklich anrührt, wenn er uns ansteckt mit seinem Lachen, dann geschieht die Erneuerung mit uns, von der der Titusbrief schreibt: Das Bad der Wiedergeburt und die Erneuerung im Heiligen Geist. Wer sich von diesem Christus anstecken lässt, der wird selbst zum Boten in Gottes Weihnachtswelt.

Erfülltes Leben – das kommt offenbar nicht aus unseren selbst gemachten Rezepten und Entwürfen. Das ist offenbar nicht das Produkt unserer eigenen Anstrengungen, sondern das ist das Erleben der Wärme anderer Menschen. Wenn Gott erscheint, schafft er sich selbst seine Boten. Wir können uns auch fragen, wofür er vielleicht gerade uns braucht: in unserem privaten Umfeld oder in der Gemeinde, im Besuchsdienst, in der Dritte-Welt-Arbeit, im Kindergottesdienst, in der Unterstützung der Aussiedler oder einer anderen Aktivität? Da wird etwas spürbar vom Geist des lächelnden Christus, vom Christus des Lebens.
Und schließlich: Ist das alles nicht ein Angeld auf das Leben, das wir erhoffen, das noch vor uns liegt? Ja, so wird es einmal sein in seinem Reich. Da werden die Gegensätze überwunden sein von arm und reich, von mächtig und ohnmächtig. Da wird das Leben zur Fülle kommen bei dem lachenden Christus des Lebens. Das ist die Hoffnung, die wir als Christen haben, seit uns dieses Kind in der Krippe lächelnd angeschaut hat. Das ist die Hoffnung, die wir haben seit der erwachsene Jesus dafür sein Leben eingesetzt hat. Das ist die Hoffnung, die wir haben seit Menschen erzählen: Er ist uns begegnet nach seinem Tod. Sein Geist wirkt und lebt weiter unter uns. Das ist die Hoffnung, die wir haben seitdem eine arme Frau in Medellin ein solches Gedicht schreibt, die Hoffnung, die aufleuchtet, wenn wir hier und jetzt schon etwas davon erleben, dass Gegensätze überwunden werden und Gemeinschaft entsteht. Die Hoffnung, dass Neues aufbricht im Leben, das wir nicht selbst produziert und hergestellt haben.
Das ist die Hoffnung, die uns verändert, seitdem die Güte und Menschenliebe Gottes in dieser Welt erschienen ist. Amen.

26.12.2003: 2. Weihnachtstag*
Hebräer 1,1-3

Rabbi Baruchs Enkel, der Knabe Jechiel, – so erzählt eine alte chassidische Legende – spielte einst mit einem anderen Knaben Verstecken. Er verbarg sich gut und wartete, dass ihn sein Gefährte suche. Als er lange gewartet hatte, kam er aus dem Versteck; aber der andere war nirgends zu sehen. Nun merkte Jechiel, dass jener ihn von Anfang an nicht gesucht hatte. Darüber musste er weinen, kam weinend in die Stube seines Großvaters gelaufen und beklagte sich über den bösen Spielgenossen. Da flossen Rabbi Baruch die Augen über, und er sagte: „So spricht Gott auch: ‚Ich verberge mich, aber keiner will mich suchen.'“[7]
Diese Erzählung sagt von Gott: Er versteckt sich und will gesucht werden. Diese Aussage entspricht der Erfahrung vieler Menschen, nicht zuletzt derer, denen Gott nicht gleichgültig ist, die sich nach seiner Nähe sehnen. Gott versteckt sich, er verbirgt sich – oft so gründlich, als gäbe es ihn überhaupt nicht. Überlegen Sie, wie viel Not Sie dadurch schon durchlitten haben. Gerade da, wo er am meisten gebraucht wird, scheint er nicht da zu sein. Er zeigt sich nicht in Not, in Krankheit, in Lebensbedrohung, Arbeitslosigkeit, Kriegsgefahr. Die Klage des Psalmisten: „Gott, warum verbirgst Du Dich?“ ist für viele hoch aktuell. Gott ist ihnen nicht greifbar, nicht spürbar, nicht sichtbar, geschweige denn, eindeutig erfahrbar. Gott verbirgt sich. Für viele, gerade wenn Gott ihnen nicht gleichgültig ist, ist das eine schmerzliche Erfahrung.
Und da sagt der Hebräerbrief: „Er (Jesus) ist der Abglanz seiner Herrlichkeit“. Es lässt sich im Horizont unserer Zeit mit einiger Berechtigung fragen: Wo ist er denn – wo ist seine Herrlichkeit? Es ist nicht viel von ihm zu sehen in unserer Welt – geschweige denn von seiner Herrlichkeit. Schneller, als es uns lieb sein kann, landen wir bei jener Thematik, die die Geschichte Gottes mit dem Menschen wie ein roter Faden durchzieht: Der sich offenbarende Gott entzieht sich gleichzeitig immer wie-

[7] Aus: Martin Buber, die Erzählungen der Chassidim, Manesse Verlag, Zürich 1949, S. 191.

der. So ist es ja auch mit seiner Geburt. Er erscheint in dem Kind von Bethlehem auf unserer Erde. Das tut er jedoch so unauffällig, fast unsichtbar, zumindest unscheinbar, dass man es übersehen könnte. Wer sucht Gott schon bei Schafen und Hirten? Wer entdeckt seine Herrlichkeit schon im Viehstall in einer Futterkrippe? Nicht umsonst landen die drei Sterndeuter aus dem Morgenland dort, wo sie es herrlich glauben: am Hof des König Herodes. Angesichts der Armut von Bethlehem vom „Abglanz seiner Herrlichkeit“ reden, das erfordert einige Phantasie.
Doch darum geht es. Das Auge des Glaubens trägt eine „Trotzdem-Brille“. Es bleibt nicht beim Vordergrund stehen, es blickt hinter Dinge, Ereignisse und Menschen. So sieht es die Geschichte dieses Kindes von Bethlehem, das ja als Erwachsener mit seinem schmählichen Ende am Kreuz auch nicht sonderlich erfolgreich war, in einem weiten Horizont: aus der Sicht des Ostermorgens und der Erhöhung in der Himmelfahrt.
Es gibt Dinge, die nicht auf den ersten Blick erkennbar sind. Um manche Zusammenhänge zu begreifen, braucht der Mensch einen sehr langen Atem, einem Atem, der sich der Unendlichkeit eines Gottes annähert, der Zeit hat, viel Zeit!“ Mit solcher Ausdauer und Zähigkeit verlängert sich der Augenblick in die Fülle der Zeit, bis in die Ewigkeit. Weiter scheinen im Leben dieses Jesus immer wieder Begebenheiten auf, die nachdenklich machen: Er wirkt „Zeichen“, die über sich hinausweisen. So deutet es Johannes – und kann darum zusammenfassend über Jesu Leben sagen: „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater, voll Gnade und Wahrheit“ (Joh 1,14b). Er ist heilend in der Welt gegenwärtig. Aber diese Heilungen wollen durchsichtig bleiben auf Gott hin. Darum sollen die Geheilten kommen und „Gott die Ehre geben“ (Lk 17,18).
Der Augenblick erkennt diese Gegenwart Gottes und seine darin aufscheinende Herrlichkeit häufig nicht. Im weiten Horizont des gesamten Lebens Jesu und in der Aufmerksamkeit eines Glaubens, der Gott etwas zutraut, erkennt der verweilende Blick hinter den Dingen, Ereignissen und Menschen Gott – oft erst viel später. Will ich die Herrlichkeit Gottes im Wirken Jesu mitten in dieser Welt erkennen, muss ich gründlich und vor allem lange genug hinschauen.
Die Krippe verrät mir dabei noch etwas: Der Rückblick kann erkennen, dass in der Unauffälligkeit und Unscheinbarkeit der Krippe Gottes Herrlichkeit aufscheint. Ohne deswegen andere Wege und andere Orte des Gottsuchens in Frage zu stellen, es gibt Orte der Gottsuche, die wir leicht übersehen, von denen ich den Eindruck habe, dass es Gottes Lieblingsorte sind, und die sind „unten“. Jedenfalls haben schon viele, die Gott suchten, eine überraschende Entdeckung gemacht. Sie suchten Gott oben, aber sie fanden ihn unten.
Das zweite, was unser Text über Jesus sagt, lautet: „Er ist das Abbild seines Wesens“. Willst du etwas von Gottes Wesen erfahren, dann schau auf Jesus! Ob Gott in seinem Sohn auf Erden erschienen ist, dass wir sein Wesen neu entdecken?
Michael Ende erzählt in seinem Buch „Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer“[8] von einem Riesen und seinem Geheimnis. Als Lukas und Jim Knopf den Riesen am Horizont sehen, erschrecken sie und wollen weglaufen. „Bitte lauft nicht fort“, bettelt der Riese. In dem er näher kommt, wird er immer kleiner, und als er neben ihnen steht, hat er die Größe eines normalen Menschen. Die beiden schauen ihn ratlos an. Er erklärt: Jeder Mensch hat ein Geheimnis, so auch ich. Jeder andere, der sich entfernt, wird zum Horizont hin immer kleiner. Bei mir ist es umgekehrt, ich werde immer größer. Und er fährt fort: *„Je weiter ich entfernt bin, desto größer sehe ich aus. Und je näher ich komme, desto mehr erkennt man meine wirkliche Gestalt.“* Dieser Satz

[8] Stuttgart/Wien 1990, S. 124 ff.

könnte aus dem Mund Gottes stammen. Gott ist herabgestiegen, nach „unten“ zu uns Menschen gekommen, weil er eine Sehnsucht hat, dass wir seine wirkliche Gestalt erkennen, dass wir sein wirkliches Wesen erkennen.
Der sich verbergende Gott ist für viele weit weg. Er wird darum von manchen missbraucht, wie es Mütter gelegentlich mit dem zur Arbeit abwesenden Vater tun: „Warte nur, bis Papa nach Hause kommt, dann gibt’s was!“ Der weit entfernte Gott ist von Pharisäern und Schriftgelehrten missbraucht worden, um Menschen zu ängstigen und gefügig zu machen; ähnlich ist er später in der Kirche Jesu Christi missbraucht worden. Ob Jesus darum Mensch wurde, ob wir uns darum jährlich neu ins Gedächtnis rufen, dass er Mensch wurde? An ihm, an seinem Leben, an seinem Umgang mit den Menschen, an seiner Liebe und Treue bis in den Tod, an seiner Auferstehung, die stärker ist als jeder Tod, sollen wir Gottes wahres Wesen erkennen.
Diese Zusage findet sich außer in unserer Textstelle in manchem anderen Schriftwort: „Wer mich sieht, sieht den, der mich gesandt hat“ (Joh 12,45). „Er ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes“ (Kol 1,15). Im menschgewordenen Sohn Gottes können wir darum Gott erkennen. Welchen Gott? Wir erkennen in Jesus einen Gott, der Liebe ist: „Wie mich der Vater geliebt hat, so habe auch ich euch geliebt. Bleibt in meiner Liebe!“ (Joh 15,9). Wir erkennen in Jesus einen menschenfreundlichen Gott: „Als aber die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Retters, erschien ...“, schreibt der Titusbrief (Tit 3,4). Wir begegnen in Jesus dem Abbild eines Gottes, der uns Menschen liebt, der Unheiles heilt, der Schuld verzeiht, der Neuanfänge ermöglicht, der in seiner Liebe treu ist bis in den Tod, der stärker ist als der Tod, weil er das Leben ist, der „zur rechten der Majestät Gottes in der Höhe thront“.
„Er ist der Abglanz seiner Herrlichkeit und das Abbild seines Wesens.“ Wenn wir heute am zweiten Weihnachtstag mit diesem Satz des Hebräerbriefes das Geheimnis der Menschwerdung Gottes vertiefen, haben wir die Chance, im menschlichen Gesicht des Kindes von Bethlehem das Gesicht des liebenden und menschenfreundlichen Gottes als Halt und Zusage für unser Leben zu entdecken. Amen.

24.12.2004: Heiligabend*
Johannes 3,16-21

Weihnachten ist das Fest des Schenkens. Waren Sie heute schon zufrieden mit Ihren Geschenken oder kommt die Bescherung noch? Haben Sie Überraschendes und Phantasievolles bekommen, mit dem Sie gar nicht gerechnet haben? Gar nicht unbedingt groß, wertvoll oder teuer, sondern gut überlegt und von Herzen kommend? Oder war vor dem Auspacken eigentlich das meiste schon klar? Oder freuen Sie sich auf all das noch: das Warten, das Auspacken, das Überraschtwerden oder das Wiedererkennen?
Weihnachten ist das Fest des Schenkens, aber das Schenken macht auch immer mehr Not: Zum einen, weil die meisten von uns schon so satt sind. Was soll man jemandem schenken, der schon alles hat und nichts mehr braucht? Und auch dann ist Schenken schwer, wenn man sich in den anderen und seine Wünsche nicht mehr so recht hineinversetzen kann. So schenken viele nur noch Geld, um sich das lange Nachdenken zur ersparen und auch nichts verkehrt zu machen. Ja, manche wollen bloß noch Geld und schauen alles andere scheel an.
Doch da gibt es auch die anderen Geschenke. Die, die sich viele heimlich wünschen, und manche Gott sei Dank auch bekommen: Dass nämlich nicht irgendetwas geschenkt wird, was man sich auch selber kaufen kann, sondern dass jemand sich selber schenkt. Sich selber mit seiner Person und seiner Zeit.
Da sagen z.B. manche Eltern auf die Frage, was man ihnen schenken soll: „Sei ein liebes Kind. Mach mir Freude. Mach, dass ich stolz sein kann auf dich. Das ist das

Größte, was du mir schenken kannst.“ Also: Schenke nicht etwas, sondern dich selber. Oder Kinder denken sich heimlich: „Ach, wenn die Eltern sich doch nicht dauernd streiten würden. Ach, wenn sie mehr Zeit hätten für mich. Das wäre das größte Geschenk.“ Nicht etwas schenken, sondern sich selber schenken.
Der Evangelist Johannes – Sie haben es schon bemerkt – hat keine ausführliche Weihnachtsgeschichte. In seinem Evangelium erzählt er nicht oder nur wenig. Er will verstehen. Und er will andere zum tiefen Verstehen anleiten. Deswegen ist Johannes nicht so leicht zu lesen wie die anderen Evangelien.
Und so ist Weihnachten für ihn – so sagt es Johannes auf seine Art nun –, wie wenn der allmächtige Gott seinen Himmel verlässt und sich selber der Welt und den Menschen verschenkt. Er schenkt uns Jesus, seinen „eingeborenen Sohn“. Also den einen, der mit ihm eins ist. Er schenkt sich also selbst. Johannes Kapitel 3:
16 Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.
Vieles mag Gott in diesem zurückliegenden Jahr Menschen geschenkt haben, die Augen dafür hatten. Aber das eigentliche und größte Geschenk ist, dass er sich selber schenkt. Mit Haut und Haaren, mit Fleisch und Blut verschenkt sich Gott selber an diese Welt. Er schenkt nicht etwas. Er schenkt sich selbst als Person. Gott will nicht allein bleiben. Er will etwas mit dieser Welt und ihren Menschen zu tun haben. Er will zu mir und zu dir kommen.
Das ist das Geheimnis der Weihnachtsgeschichte für die, die nicht einfach bei der lieblichen Geschichte stehen bleiben, sondern tiefer verstehen wollen: Gott verlässt seinen Himmel, seine Ferne, seine Unnahbarkeit und seine Ungreifbarkeit, wohin ihn viele gerückt haben. Er begibt sich zu den Menschen und wird nah, sichtbar und greifbar.
Doch indem er sich greifbar macht, macht er sich auch angreifbar: Ist das noch Gott, wenn er so menschlich und niedrig geworden ist? Ist das noch Gott, wenn er so abseits und unbeachtet geboren wird? Ist das noch Gott, wenn er hinterher fliehen muss vor den Nachstellungen der Mächtigen? Müsste Gott nicht mächtiger, majestätischer, gewaltiger sein?
Das ist der größte Unterschied zwischen dem christlichen, biblischen Glauben und den anderen beiden Religionen, die ebenso an den einen Gott glauben: Für Juden wie für Muslime bleibt Gott der Majestätische, der Ungreifbare und Unnahbare. Dass Gott Mensch werden könnte, dass er sich aus seiner Höhe in unsere Niedrigkeit begibt, ist und bleibt ihnen unvorstellbar, ja gotteslästerlich.
Aber bleiben wir bei uns selbst, denn was da in anderen Religionen geschieht, ist durch und durch menschlich: Dass Gott ganz nahe kommt, dass er sich selber schenkt, ist ein von Herzen gut gemeintes Geschenk, aber trotzdem eines, das viele nur schwer oder gar nicht annehmen können. Sie haben sich Gott anders vorgestellt. Und: Wenn Gott so nahe kommt, dann wird er auch unbequem. Dann kann man ihm nicht aus dem Weg gehen.
16 Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.
Gott schenkt sich. Das kann nicht verstanden und durchschaut, das kann nur geglaubt werden. Gott schenkt sich. Das ist an sich Wirklichkeit. Doch Wirklichkeit für den einzelnen Menschen wird es erst, wenn es geglaubt und angenommen wird. Gott schenkt sich und wartet neugierig und sehnsüchtig darauf, dass wir dieses Geschenk annehmen.
Wie geht es Ihnen in einer solchen Situation? Sie haben ein Geschenk mit Überlegung und Phantasie ausgesucht. Sie haben sich ins Gewühl gestürzt, um es zu finden. Und nun kommt es nicht richtig an. Es löst gar keine rechte Freude aus. Es wird

gar nicht genau angeschaut und gar wortlos weggesteckt. Ja, wer weiß, vielleicht wird es hinterher umgetauscht ...
Damit hat der Evangelist Johannes in seiner Zeit zu kämpfen: Da sind so viele, die das Geschenk gar nicht haben wollen. Die den Gott, der sich ihnen schenkt, gar nicht beachten. Warum wohl? Und: Was ist nun mit ihnen?
[18] Wer an ihn glaubt, der wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet, denn er glaubt nicht an den Namen des eingeborenen Sohnes Gottes. [19] Das ist aber das Gericht, dass das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht, denn ihre Werke waren böse. [20] Wer Böses tut, der Hasst das Licht und kommt nicht zu dem Licht, damit seine Werke nicht aufgedeckt werden. [21] Wer aber die Wahrheit tut, der kommt zu dem Licht, damit offenbar wird, dass seine Werke in Gott getan sind.
Wer zu Gottes Geschenk Ja sagt, wer es annimmt, dem kann nichts mehr passieren. Der hat Gott und seine Nähe. Die kann ihm niemand mehr wegnehmen. Das letzte Urteil über sein Leben ist gesprochen.
Wer diesen Gott aber nicht haben will, für den ist auch schon alles geschehen. Er will ohne ihn zurechtkommen und er muss nun auch ohne ihn zurechtkommen.
Oder noch mit anderen Worten: Wer sich diese Nähe Gottes gefallen lässt, der steht im Licht. Wer nichts damit zu tun haben will, der steht im Finstern. Wer auf Gottes Seite steht, dessen Tun kann sich sehen lassen. Es gelingt. Es braucht das Licht nicht zu scheuen. Und lichtscheues Tun ist eben ein Zeichen, dass jemand ohne Gott und eigenmächtig handelt.
Das ist harte und unmissverständliche Rede. Aus enttäuschter Liebe heraus. Aus Enttäuschung und Zorn darüber, wie jemand ein solches Geschenk, (den Gott nämlich, der sich selber schenkt,) einfach nicht haben will. Man muss wohl, wenn es ums Leben geht, auch hart und unmissverständlich reden. Aber dennoch habe ich meine innere Not mit diesen Versen:
Was ist mit Menschen in anderen Religionen, die von Jesus nichts oder noch nichts wissen? Sind sie automatisch in der Dunkelheit? Ist das Gericht über sie schon gesprochen? Muss alles, was sie tun, das Licht scheuen?
Und was ist mit denen unter uns, denen man diesen menschgewordenen und nahen Gott noch gar nicht richtig nahe gebracht hat? Die noch gar nicht haben verstehen können, welches Geschenk ihnen damit angeboten ist. Weil vielleicht noch keiner die rechten und passenden Worte für sie gefunden hat. Weil sie vielleicht durch das schlechte Beispiel anderer Christen abgeschreckt wurden. Weil sie vielleicht einen strengen Pfarrer in Schule und Konfirmandenunterricht hatten, der diesen nahen und liebenden Gott nicht vorgelebt hat.
Wichtiger als die Verse von Finsternis und Gericht ist mir deswegen dieser:
[17] Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, dass er die Welt richte, sondern dass die Welt durch ihn gerettet werde.
Und auch die Weihnachtsgeschichte macht mir Mut. Da kommen alle die als erste zur Krippe, die nach der Meinung der damals Frommen dort überhaupt nichts verloren hatten: Die Hirten waren als Gauner verschrien, lichtscheues Gesindel. Sie waren ungebildet. Sie waren nicht fromm. Doch sie finden zum Kind.
Und die drei Könige, die ja eigentlich drei Magier, drei Sterndeuter, drei Astrologen waren. Auf dem Umweg über den Aberglauben, so würden wir aus heutiger Sicht sagen, finden sie den wahren Weg und den wahren Gott.
Und so wünsche ich es uns allen auch: dass wir heute Nacht – auf welchem Weg auch immer und womöglich auf Umwegen – doch noch zum Kind finden. Ich wünsche uns, dass wir zum ersten Mal richtig oder auch wieder neu dieses Geschenk annehmen und die Botschaft hören: Auch mit dir will Gott zu tun haben. Auch in dein

Leben will er kommen. Auch deinen Alltag will er teilen und mit seinem Licht hell machen. Auch für dich soll es in seinem tiefsten Sinn Weihnachten werden. Amen.

25.12.2004: 1. Weihnachtstag*
Micha 5,1-4a

Das kennen wir alle: auf einem Bahnhof stehen und auf den Zug warten. Er lässt auf sich warten. Die Zeit wird lang. Dann fängt es an, dass wir zum Fahrplan gehen und nachschauen: doch, da steht, wann der Zug kommen soll. Da steht es, dass er kommen soll. Die Uhr rückt vor – aber der Zug lässt auf sich warten. Und doch hören wir nicht auf mit Warten, weil es ja auf dem Fahrplan steht: Ankunft um 17.15 Uhr!
So haben Menschen in Israel mit den Verheißungen Gottes warten gelernt. Sie haben gelernt zu sagen: Gott hat es doch versprochen – in schlimmer Zeit versprochen: „Aus Bethlehem soll mir der kommen, der der Herr ist.“ Er hat es doch versprochen, dass das Königshaus des David noch einmal einen Spross haben wird, der ein König wie David ist, ein Mann nach dem Herzen Gottes. Er hat es doch versprochen, dass er die Menschen sammeln wird in sein Volk.
Dagegen standen andere Erfahrungen, die zu harten Fragen an die Verheißungen Gottes geworden waren: Aus Bethlehem war ein jämmerliches Dorf geworden, aus dem Königshaus Davids eine verarmte Sippe, aus den großen Verheißungen war Stoff für die Liturgie der Gottesdienste geworden. Und dazu kamen die eigenen, schlimmen Erfahrungen: herumgeschubst wurden die Juden, statt Frieden gab es eine Besatzungsmacht, statt der Erfüllung der großen Hoffnung gab es ungeduldige Gewalttäter, die im Namen Gottes zu handeln behaupteten, wenn sie mordeten, wenn sie Terror ausübten, wenn sie in den Untergrund gingen.
Und doch: da blieb die Sehnsucht lebendig nach der Erfüllung der uralten Verheißungen; da blieben die alten Worte der Verheißungen haften. Mancher kam nur deswegen in den Gottesdienst, um sie wieder neu zu hören. Mancher brauchte sie, um das Warten aushalten zu können.
Dann – nach 700 Jahren erfüllt Gott sein Wort. Er lässt es nicht leer. Er lässt es nicht hinfallen. Dieses Wort wird Wirklichkeit, es ist nicht mit den Jahren veraltet.
Das ist gute Nachricht für uns! Wir kommen in die Weihnachtsgottesdienste, weil uns die Sehnsucht treibt, diese Worte zu hören: Euch ist heute der Heiland geboren. Wir kommen hierher, weil uns die Sehnsucht treibt es zu hören: Er ist euer Friede. Wir kommen hierher, weil es vielleicht doch in unserer Kindheit wie ein Same aus der Ewigkeit in unser Herz gefallen ist: Gottes Sohn ist Mensch geborn.
Dagegen steht das andere: Es ist die Angst unzähliger Leute an Weihnachten, dass sie die großen Verheißungen Gottes hören, und am Tag nach Weihnachten ist alles vorbei. Es ist die Angst, dass da die Worte von Liebe und Frieden und Menschlichkeit reden – und am Tag danach ist alles vorbei. Da beginnt dann das Geschiebe an den Umtauschkassen und jeder drängelt, so gut er kann. Da beginnt der harte Existenzkampf wieder, in dem sich jeder selbst der Nächste ist. Da regiert dann wieder der Ellenbogen – nicht nur oben bei den Grossen, auch unten beim so genannten „kleinen Mann“ und der eigene Vorteil geht vor.
So geht es bei uns zu. Aber stärker als diese Wirklichkeit ist die Wahrheit der Worte Gottes. Wir dürfen diese Verheißungen mit in unseren Alltag nehmen: Er ist unser Friede. Wir dürfen es mit in unseren Alltag nehmen: Gott ist einer wie wir geworden, damit wir in unserem Leben einen haben, an den wir uns halten können, wenn uns nichts mehr hält, damit wir in unserem Leben einen haben, der uns hört, wenn in uns alles schreit, damit wir einen haben, der uns liebt, wenn an uns nichts mehr liebenswert und liebenswürdig ist.

Diese Wahrheit und diese Wirklichkeit der Verheißungen Gottes lässt sich nicht wie ein Schild aufstellen und vor sich hertragen. Diese Wahrheit wird erlebt in den Leiden der Zeit und in den Leiden des eigenen Lebens.
Es war wohl der Irrtum Israels, dass es aus den Ankündigungen der Propheten ein bestimmtes Bild vom Messias gewinnen wollte. Man hörte die Worte eines Micha und erwartete einen König mit allen Attributen der Macht. Man erwartete den Verwandler der Welt, der ein Schwert in der Hand hat, der sich mit Gewalt durchsetzt, der den Bösen schonungslos vergilt und die Gerechten belohnt – und es war schon klar: die Gerechten – das sind wir!
Bis heute hält sich dieser Irrtum. Manche Klage gegen Gott hat in ihm ihren Ankerpunkt: man erwartet sich einen Gott, der wie Herkules den Augiasstall der Welt ausmistet. Man erwartet sich einen Gott, der wie Batman für Ordnung sorgt – mit Kraft und Macht und rigoroser Härte. Und wenn es Gott nicht tut, dann nehmen wir das selbst in die Hand und Gott soll dann wenigstens die Waffen segnen, die für den Frieden eingesetzt werden.
Aber „Gott, der unser Friede ist“ kommt anders. Der König, den Micha ansagt, kommt anders. Er wird nicht da geboren, wo Macht und Stärke, wo Gewalt und Einfluss zu Hause sind. Er kommt bedrängt auf die Welt, er hat seinen Anfang in der Niedrigkeit, wo mehr gelitten wird als gestaltet, wo mehr Macht erduldet wird als ausgeübt. Er ist ein Heimatloser, wird zum Flüchtlingskind, wird einer, der um Asyl bitten muss. So kommt der Heiland in die Welt!
Und der armen Gestalt seines Kommens entspricht sein Handeln. Er weidet nicht mit dem Zepter des Herrschers. Seine Macht zeigt sich nicht in den Truppen, die ihm folgen. Er sammelt nicht mit Befehlen seine Leute um sich. Er ist nicht der Anführer, dem alle begeistert folgen, weil er ihnen ein großes Ziel gesetzt, eine große Aufgabe gestellt hat.
So haben zu allen Zeiten Menschen ihre Gefolgschaft um sich gesammelt. So haben die großen Führer und auch die großen Verführer der Menschheit sich ihre Macht geschaffen.
Er aber ist anders. Er teilt mit den Hungrigen das karge Brot. Er teilt mit den Durstigen das Wasser. Er teilt mit den Müden die Müdigkeit. Er teilt mit den Zweifelnden die Fragen. Er teilt mit den Gequälten die Sehnsucht nach Gerechtigkeit. Er teilt mit den Traurigen die Tränen. Er teilt mit den Leidenden den Schmerz. Er teilt mit den Suchenden die Hoffnung. Er teilt mit den Belasteten die Lasten. So geht er mit den Menschen um. So will er Dir und mir begegnen. So will er unser Herz gewinnen – für sich, für Gott, für die Welt. Es ist ein leiser, ein sanfter, ein bittender König. Es ist ein König, der auf die Macht verzichtet, weil er das Vertrauen will, der das Leben der Menschen teilen will, damit wir Menschen mit ihm teilen, was unser Leben ist.
Merken Sie: So will Gott uns begegnen will, in diesem Jesus-Kind, dass wir mit unserem ganzen Leben bei ihm aufgehoben sind. Dann ist in der Krippe im Stall der für uns da, der unser Schreien hört, unsere Tränen sieht, unsere Verzweiflung trägt. Dann ist in der Krippe im Stall der für uns da, der sich zu uns beugt und sich zu uns stellt – in unserem Tun und unserem Lassen, in unserem Gelingen und unserem Versagen. Dann ist er der eine, vor dem wir ganz sein dürfen und zerrissen, der uns helfen will, unser ganzes Leben vor ihm zu leben und nicht nur einen Teil.
Wenn Gott uns begegnen will – in diesem Kind und später in diesem Mann, der den Weg zum Kreuz und zur Auferstehung geht – dann will er in dieser Begegnung seine Hand auf unser Leben legen, dann will er nicht nur ein paar richtige Gedanken, nicht nur ein paar Gefühle, nicht nur ein paar gute Taten, dann will er *uns selbst* für sich gewinnen.

Das ist Weihnachten: Gott legt sich in die Krippe, damit er uns für sich gewinnt – unser Herz und unser ganzes Leben. Ich kann es nicht besser sagen als es uns Paul Gerhardt vorgesagt und vorgesungen hat:

Da ich noch nicht geboren war
da bist du mir geboren
und hast mich dir zu eigen gar,
eh' ich dich kann, erkoren.
Eh' ich durch deine Hand gemacht,
da hast du schon bei dir bedacht:
wie du mein wolltest werden.

Und unsere Antwort, was ist unsere Antwort auf dieses Geschenk Gottes, das er uns mit Jesus gibt? Ich weiß keine andere als dies, dass wir uns mit unserem ganzen Leben Jesus anvertrauen und ihm glauben und seinen Willen tun – heute und morgen und an allen Tagen unseres Lebens. Das ist das Weihnachtsgeschenk, das Gott sich von uns erhofft – dass wir ihm unser Leben schenken! Amen.

26.12.2004: 2. Weihnachtstag*
Johannes 8,12-16

Die Weihnachtstage sind schon fast wieder vorbei. All die vielen Vorbereitungen der vergangenen Wochen – und dann vergehen die eigentlichen Festtage wie im Fluge! Was bleibt, wenn der Alltag uns wieder in seinen Fängen hat?
Kasper Friedrich Nachtenhöfer hat 1684 in einem Weihnachtslied folgende Bitte formuliert:

Drum Jesu, schöne Weihnachtssonne,
bestrahle mich mit deiner Gunst;
Dein Licht sei meine Weihnachtswonne
und lehre mich die Weihnachtskunst,
wie ich im Lichte wandeln soll
und sei des Weihnachtsglanzes voll.

Vom Licht ist hier die Rede. Genau wie in unserem Text aus dem Johannesevangelium. Auch er beginnt mit einem Licht-Wort: (Textlesung)
Stellen sie sich vor, wir hätten heute hier in unserer Kirche den Weihnachtsbaum mit seinen vielen Lichtern nicht an. Und auch bei Ihnen zu Hause gäbe es keine Lichter. Die Straßen wären dunkel und nirgendwo wäre auch nur der kleinste Schein einer Kerze zu sehen. Wäre das nicht trostlos? Wie finster würde es aussehen auf den Straßen und in unseren Häusern. Lichter gehören einfach zu Weihnachten. Sie verbreiten Wärme. Sie sind ein Symbol für Hoffnung und Leben. Bald ist der Weihnachtsglanz verblasst und die Tage werden langsam wieder länger.
Dann sehnen wir uns nach dem Frühling. Und wenn endlich die ersten Sonnenstrahlen auf die Erde kommen, das Grün an den Zweigen sprießt, dann ist es, als wenn damit auch in die Herzen vieler Menschen neuer Mut einzieht. Niemand kann nur im Dunkeln existieren. Licht bedeutet Leben. Immer wieder machen wir diese elementare Erfahrung.
Auch in der Bibel spielt das Licht eine große Rolle. Schon im ersten Kapitel des Alten Testamentes wird davon erzählt. Gott spricht: *Es werde Licht.* Und es ward Licht.
So beginnt das Leben auf unserer Erde. In den Texten setzen Menschen Gott mit dem Licht gleich. So schreibt der Beter im Psalm 27: *Der Herr ist mein Licht und mein Heil; vor wem sollte ich mich fürchten?*
Auch der Verfasser des Johannesevangeliums bezieht sich auf die Schöpfungsgeschichte und formuliert es in seiner ihm eigenen philosophischen Art. Im ersten Kapitel seines Evangeliums schreibt er: *Am Anfang war das Wort und das Wort war bei*

Gott. Und Gott war das Wort. In ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen.
Was wären wir ohne das Licht? Es verbreitet Wärme, zeigt uns den Weg in der Dunkelheit und schenkt uns Klarheit über das, was uns umgibt. In der Bibel heißt es: Gott ist Licht und Leben.
Gott ist Licht und Leben. Untrennbar ist er mit uns Menschen verbunden in der Liebe des Schöpfers zu seinen Geschöpfen. Wir sind und bleiben seine geliebten Kinder. Er will, dass wir leben. Immer wieder hat er uns die Hand gereicht. In jener Nacht in Bethlehem ist er einen ganz ungewöhnlichen, wunderbaren Weg gegangen. Einen Weg, den nur jemand gehen kann, dessen Liebe keine Grenzen kennt und über alles menschliche Verstehen hinausragt. Er hat seinen Sohn auf die Erde gesandt, damit wir zu ihm, zum Leben, finden. *Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn dahingab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.* In Jesus, in seinen Worten und Taten, hat Gott sich offenbart. In ihm können wir Gott begegnen. So ist die Weihnachtsgeschichte nicht nur eine Geschichte von der Geburt Jesu, sondern ebenso eine Geschichte, die von Gott erzählt. Denn Jesu Christus und der Vater sind eins.
Dieser Zusammenhang ist für Johannes ganz wichtig. Er beschreibt ihn in seinem Evangelium: *Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit.* Am Anfang des Gottesdienstes haben wir diese Worte aus dem ersten Kapitel des Johannesevangeliums schon einmal gehört. So ist es nicht verwunderlich, dass Jesus sich im ersten Vers unseres Predigtextes mit den Worten beschreibt: *Ich bin das Licht der Welt*. Er knüpft damit an Gottes Selbstvorstellung an: „Ich bin der Herr, dein Gott“. Nur im Johannesevangelium spricht Jesus diese Worte: Ich bin das Brot, ich bin der Weinstock, ich bin das Licht.
Erinnern wir uns noch einmal an die Weihnachtsgeschichte aus dem Lukas-Evangelium: *Und der Engel des Herrn trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie und sie fürchteten sich sehr.* Die Geburt Jesu – ein Leuchten. Er kommt in die Finsternis dieser Welt als Licht für alle, die ihm vertrauen. Und mit ihm kommt neues Leben. Der blinde Bartimäus wird es erleben. Er wird nach langen Jahren der Dunkelheit wieder sehen können. Der Zöllner wird die Sinnlosigkeit seines alten Lebens begreifen und sein Leben verändern. Und Menschen, die in ihrem Neid, ihrer Gleichgültigkeit und ihrem Gesetzesgehorsam blind für die Menschlichkeit und für Gott geworden sind, werden sich durch ihn verwandeln lassen. Alle, die ihm begegnen, gewinnen neue Klarheit über sich, über andere und über Gott. Sie finden Glauben, Liebe und Hoffnung. Und das ist bis heute so geblieben. Ich bin das Licht der Welt, sagt Jesus. Das sagt er auch Ihnen heute am zweiten Weihnachtstag.
Es ist sein Geschenk für Sie. Ein Geschenk, das Ihnen bleibt, weit über die Weihnachtstage hinaus. Selbst, wenn die Lichter der Weihnachtsdekorationen erloschen sind und der graue Alltag Sie wieder hat. Selbst, wenn ein schreckliches Ereignis Ihnen scheinbar alle Hoffnung nimmt und allein diese Aussage bleibt: *Ich bin das Licht der Welt.* Wenn schon eine kleine Kerze bei uns etwas bewirken kann, wenn schon die Sonnenstrahlen uns stärken können, was kann dann die Weihnachtssonne Jesu nicht alles in uns bewirken!
Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben. Das Johannesevangelium wird in schwierigen Zeiten geschrieben. Der Verfasser sieht eine Gemeinde, die verhöhnt ist wegen ihres Glaubens und sogar unter Verfolgungen zu leiden hat. Johannes schreibt seine Worte also auf diesem dunklen Hintergrund. Und auch wir feiern Weihnachten manchmal auf dunklem Hintergrund. Weil Sorgen und Kummer uns drücken. Weil Tod und Krankheit uns den Lebensmut nehmen. Und das tut weh. Ist

es nicht so, dass wir gerade in diesen Wochen am liebsten alles Schreckliche wenigstens für diese Zeit verbannen würden? Das Fest des Lichtes, der Liebe und des Friedens – und dann bricht die Finsternis mit all seiner Macht durch.
Doch gerade das macht Weihnachten aus: Es ist unser Lichtblick in den Finsternissen des Lebens. Darum wird Jesus in einem kleinen unscheinbaren Dorf, in einem armseligen Stall in dunkler Nacht geboren. Damit sein Licht uns stärkt in Zeiten, in denen wir uns unbedeutend, armselig vorkommen und im Dunkeln leben, weil Tod und Leid uns getroffen haben. „Wende dein Gesicht der Sonne zu, dann fallen die Schatten hinter dich“, sagt ein afrikanisches Sprichwort. Nimm dieses Wunder mit in den Alltag. Jesus ist geboren. Er ist dein Licht. Wenn du ihm vertraust, dann können auch die dunklen Stunden dich nicht verschlingen. Er bleibt mit seinem Licht und zeigt dir den Weg in einen neuen Morgen.
Darum möchte er, dass wir ihm folgen. Es ist eine Einladung, die mit diesem Weihnachtsfest beginnt. Die Einladung, ihm durch sein Leben auf dieser Erde zu folgen. Sie werden sich in den Menschen, die ihm begegnen, sehen. Sie werden seine Spuren entdecken in Ihrem Leben. Gestärkt und getröstet sein. Was auch immer geschieht: Am Ende steht das Licht des ewigen Lebens, Morgenglanz der Ewigkeit. Durch Jesus wissen auch wir, woher wir kommen und wohin wir gehen. Nichts kann uns von der Liebe Gottes trennen, die in Jesus Christus ist, unsern Herrn.
Und wer weiß, vielleicht geschieht ein zweites Weihnachtswunder: Sie merken, Sie sind mit Ihrem Vertrauen und Ihrer Kraft zum Licht für andere geworden. Lassen Sie in einem Lied darum bitten; wir haben die letzte Strophe schon am Anfang der Predigt gehört:

Drum Jesu, schöne Weihnachtssonne,
bestrahle mich mit deiner Gunst;
dein Licht sei meine Weihnachtswonne
und lehre mich die Weihnachtskunst,
wie ich im Lichte wandeln soll
und sei des Weihnachtsglanzes voll.

Weihnachten, ein wunderbarer Lichtblick für uns alle. Möge er uns lange begleiten. Amen.

24.12.2005: Heiligabend*
Jesaja 9,1-6

Geburtsanzeigen sind etwas Schönes. Sie gehören häufig zu den wenigen erfreulichen Mitteilungen, die sich in einer Tageszeitung finden. Eine Familie teilt die Freude über die Geburt ihres Kindes mit. Sie will alle, die die Anzeige lesen, wissen lassen, welche Freude ihnen zuteil wurde. Der Stolz über das neugeborene Kind ist unverkennbar – die Eltern, die Geschwister oder die Großeltern lassen uns an ihrer persönlichen Freude teilhaben.
Auch wir sind heute beieinander um ein freudiges Ereignis zu feiern. Ein Kind ist geboren, wenn auch vor langer Zeit. Die Geburtsanzeige ist ebenfalls nicht mehr ganz taufrisch – vor langer Zeit ist sie erschienen, im Buch eines Propheten. Die Freude derjenigen, die diese Anzeige aufgegeben haben, ist gut zu erkennen, und dennoch unterscheidet sie sich von den Geburtsanzeigen unserer Tage. Wir hören aus dem Buch des Propheten *Jesaja 9,1-6:*
[1] Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht, und über denen, die da wohnen im finstern Lande, scheint es hell.
[2] Du weckst lauten Jubel, du machst groß die Freude. Vor dir wird man sich freuen, wie man sich freut in der Ernte, wie man fröhlich ist, wenn man Beute austeilt.

[3] Denn du hast ihr drückendes Joch, die Jochstange auf ihrer Schulter und den Stecken ihres Treibers zerbrochen wie am Tage Midians.
[4] Denn jeder Stiefel, der mit Gedröhn dahergeht, und jeder Mantel, durch Blut geschleift, wird verbrannt und vom Feuer verzehrt.
[5] Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft ruht auf seiner Schulter; und er heißt Wunder-Rat, Gott-Held, Ewig-Vater, Friede-Fürst;
[6] auf dass seine Herrschaft groß werde und des Friedens kein Ende auf dem Thron Davids und in seinem Königreich, dass er's stärke und stütze durch Recht und Gerechtigkeit von nun an bis in Ewigkeit. Solches wird tun der Eifer des HERRN Zebaoth.
Liebe Gemeinde! Diese Geburtsanzeige würde wohl in einer heutigen Tageszeitung kaum als solche erkannt, und doch hat sie mit der modernen Fassung manches gemeinsam: Die Freude über eine Geburt, der Stolz über die Besonderheit des Kindes, die Hoffnung, die daraus spricht. Auf der anderen Seite gibt es hier auch viele Merkwürdigkeiten: Zum einen erschien diese Anzeige lange Zeit vor der Geburt, die wir heute, an Weihnachten, feiern. Die Gelehrten streiten zwar, ob dieser Text aus dem Jesajabuch rund siebenhundert oder vielleicht auch erst vierhundert Jahre vor Christi Geburt entstanden ist – in jedem Fall aber davor – und zwar viele Jahre, bevor das Kind in Bethlehem geboren wurde und die Hirten die Botschaft der Engel hörten. Wem galt also diese Anzeige eigentlich? Wurde hier die Geburt eines Königskindes aus der Familie Davids gefeiert? Oder bestand Hoffnung auf eine Geburt? Der Text ist so formuliert, als ob es bereits geschehen wäre – *Denn uns ist ein Kind geboren ...* und dennoch wirkt es wie Prophetie, wenn es heißt *Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht, und über denen, die da wohnen im finstern Lande, scheint es hell ...*Kann es eigentlich eine Zeit geben, in der dieses Licht nicht von der Finsternis erdrückt wird? Ist der Glaube an dieses Licht nicht immer auf die Zukunft gerichtet?
Die zweite Merkwürdigkeit besteht darin, dass es sich um alles andere als eine Familienanzeige handelt. Ein ganzes Volk hat vielmehr Grund, sich über dieses Kind zu freuen. Vom Thron Davids ist die Rede, es geht um ein Königskind. Bis heute ist es so, dass sich über Königskinder nicht nur die eigene Familie freut. Vor wenigen Tagen war zu lesen, dass in vielen europäischen Königshäusern wieder Prinzen und Prinzessinnen geboren worden sind. „Auf sie alle wartet ein Thron", hieß es und viele werden sich über die niedlichen Baby-Bilder gefreut haben. Ein Kind, über das ein ganzes Volk sich freut, soll es auch damals gewesen sein. Bei Jesus sangen die Engel sogar, dass alle Menschen Grund zur Freude haben – aber war er auch ein solches Königskind? Merkwürdig ist sie schon, diese Beziehung von einem Kind armer Leute zu diesen Worten, die große Hoffnung in ein Königskind setzen, das offenbar aus der Dynastie Davids stammt.
Die dritte Merkwürdigkeit unseres Textes ist seine Vermischung mit der Politik. Wenn hier eine Geburt bekannt gegeben wird, dann scheint sie wohl auf der falschen Seite erschienen zu sein: Dröhnende Soldatenstiefel und blutgetränkte Mäntel werden verbrannt, bedrückende Antreiber der Gewalt werden gehindert, ihr Werk zu tun. Hier geht es offenbar um aktuelle Geschichte, um blutiges Leid und Unterdrückung. Kann da ein Kind wirklich etwas ausrichten? Selbst wenn es schon alt genug wäre, um den Thron zu besteigen, wird hier der Mund nicht zu voll genommen? Kann ein einzelner Mensch wirklich soviel Hoffnung auf sich ziehen, dass er die Lage eines unterdrückten Volkes wendet und das Elend der Menschen beseitigt?
Diese Geburtsanzeige ist voller Merkwürdigkeiten und voller Anstöße bis heute. Was aber sagen uns diese alten Worte, die viele Jahre vor Jesu Geburt entstanden, am heutigen Heiligen Abend?

Ich will noch einmal an den beobachteten Merkwürdigkeiten entlang gehen und versuchen, sie auf unsere Zeit zu übertragen. Ich beginne mit dem letztgenannten Gedanken:
Es vermischen sich hier persönliche Nachrichten und Politik. Ein Kind wird geboren und das Ende von kriegerischer Gewalt zeichnet sich ab. Bis heute ist das eine Provokation – was richten Kinder schon aus, in einer Welt, die es auch im dritten Jahrtausend nach Christi Geburt nicht schafft, die Waffen schweigen zu lassen? Was bewirken die Geburtsanzeigen gegen die Meldung von Anschlägen aus dem Irak, Raketenangriffen in Israel und tödlicher Gewalt auch immer wieder bei uns? Es ist eine Provokation, angesichts der Stärkedemonstrationen von Staaten bis hin zum mächtigsten Land der Welt auf die Ohnmacht eines Kindes zu setzen. Genau das aber tut unser uralter Jesaja-Text. Er lässt ein Gegenbild entstehen, eine Vision, die bereits gegenwärtig wirkt. Mit der Geburt eines Kindes wird alles anders, es ist neues Leben und neue Hoffnung in die Welt getreten.
Wir wissen nicht genau, in welches Kind der Prophet selbst damals seine Hoffnung gesetzt hat, vielleicht war es Josia, ein Nachkomme Davids, der schließlich für die Sammlung der biblischen Schriften sorgte und eine neue staatliche Ordnung herstellte, wenn auch nur vorübergehend, wie sich später zeigte. Wir Christen können diese Worte nicht hören ohne an Jesus zu denken, mit dessen Geburt „Frieden auf Erden“ verheißen ist. Das Gegenbild des neugeborenen Kindes bleibt. Es widerspricht bis heute allen denen, die auf Macht und Stärke, Waffen und Gewalt vertrauen. Diese Geburtsanzeige hat ihren Platz zu recht nicht nur auf der Familienseite, sondern mitten in den Meldungen der aktuellen Politik.
Das besagt ja auch mein zweiter Punkt, den ich noch einmal ansprechen möchte: Nicht allein für seine Familie, sondern für ein ganzes Volk hat dieses Kind Bedeutung: *Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht, und über denen, die da wohnen im finstern Lande, scheint es hell.* So lautet die Überschrift, die Proklamation über dieser Anzeige. Das Symbol des Lichtes hat bis heute seine Kraft bewahrt, vor allem für Menschen, die ihr eigenes Leben in Finsternis führen.
Wer sich mit der sozialen Lage unseres Volkes beschäftigt, wer die finanziellen Prognosen hört, wer die Probleme auf dem Arbeitsmarkt bedenkt, wird eine wachsende Finsternis bemerken. Immer dunkler scheint es zu werden, und für viele Menschen sind die Chancen auf ein gesichertes, sorgenfreies Leben in den letzten Jahren sehr gesunken.
Wir wissen zwar, dass die Finsternis über anderen Völkern noch deutlich ausgeprägter ist, das aber ist nur ein schwacher Trost. Vor allem bedrückt, dass die soziale Lage der einen viel schlechter ist als die der anderen in unserem Land. Es scheint Zonen des Lichtes und Zonen der Finsternis zu geben, wenn wir die ungerechte Verteilung des Wohlstandes und der Arbeit in den Blick nehmen. Dagegen, liebe Gemeinde, stehen die Worte, die wir eben hörten: „Ihr, die ihr im Dunkeln sitzt, seht ein großes Licht.“ Dieses Licht geht von einem Kind aus, von einem Kind, das nicht aus sich heraus, sondern im Namen Gottes lebt und handelt. In diesem Kind fließen Eigenschaften Gottes zusammen, die Hoffnung wecken und einen neuen Lebenshorizont eröffnen: *Wunder-Rat, Gott-Held, Ewig-Vater, Friede-Fürst ...*
Im alten Orient waren das Thronnamen, die einem Herrscher gegeben werden konnten. Diese Namen sind Programm. Sie stehen für einen anderen Entwurf des Lebens, der sich nicht allein an der materiellen Versorgung und am Streben nach Wohlstand orientiert. Hier geht es um das friedliche Miteinander, um die Gerechtigkeit im Zusammenleben, um Geborgenheit bei Gott, der seine Menschen nicht im Stich lässt.

Für uns Christen gibt es kein anderes Kind, als das der Maria, das diese Hoffnungen vereint. Für uns hat die Hoffnung nicht nur eine Zukunft, sondern ihren Grund bereits in der Vergangenheit, und so kehre ich noch einmal zur ersten Merkwürdigkeit unseres Textes zurück: Er ist eine Vision, er ist ein Traum von einer anderen Welt. Er weiß von der stillen Kraft, die mit der Geburt eines Kindes aller Gewalt dieser Welt ein Ende macht. Zugleich weiß er davon, dass solches bereits geschieht, denn er wählt die Sprache der Gegenwart, das Präsens.
Das ist wohl der Grund, warum uns dieser Text heute, am Heiligen Abend so aus dem Herzen spricht. Wir wissen durch die Weihnachtsgeschichte, dass diese Vision keine Utopie geblieben ist. Es ist *geschehen*, was die Menschen solange schon erhofften, und zugleich *warten* wir bis heute auf seine Erfüllung. In jedem Weihnachtsfest feiern wir diese Geburt die damals geschah, und wir feiern sie als Ereignis, das heute geschieht, *für uns*.
Von der Finsternis, die uns umgibt, wissen wir. Nicht nur die Tageszeitungen, alle Medien beschreiben sie, und viele kennen Finsternis des Lebens aus eigener Erfahrung. Dagegen aber setzt Gott das Licht, das den Menschen seines Volkes leuchtet. In Jesus, dem Kind einer jüdischen Mutter, hat es ausgestrahlt auch auf uns, die wir anderen Völkern angehören.
Maria und Josef haben keine Geburtsanzeige aufgegeben, das wissen wir. Die Anzeige dieser Geburt ist *unsere* Sache bis heute. Sie wird anderen Menschen bekannt durch diejenigen, die den alten Worten vertrauen. Sie breitet sich aus durch *Menschen*, die dem Licht vertrauen, das uns aufgeht, trotz aller Dunkelheit. Dabei helfen können uns jene Worte, die längst vor jenem Ereignis geschrieben wurden, das wir heute feiern: *Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft ruht auf seiner Schulter*. Amen.

25.12.2005: 1. Weihnachtstag*
1. Johannes 3,1-6

Sie alle kennen diese Szene: Der Vater liegt bäuchlings auf dem Fußboden vor dem Weihnachtsbaum, drum herum verteilt sich der Rest der Familie. Der Vater dreht an den Stellschrauben im Weihnachtbaumständer. „Jetzt kippt er nach links!“, heißt es. Er lockert die eine Schraube wieder, dann dreht er an der nächsten. „Jetzt zu weit rechts!“ Er dreht an der dritten. „Vorsicht, er kippt gleich auf dich drauf!“
So geht das Spiel eine ganze Weile, bis der Baum für gerade befunden wird. Gar nicht so leicht, das mit den drei Schrauben. Aber ohne sie würde der Baum gleich umkippen.
So ein Zusammenspiel wie das der drei Schrauben ist uns in andern Zusammenhängen so geläufig, dass wir es gar nicht registrieren. Wenn wir einfach den Arm beugen und wieder strecken, sind mindestens zwei Muskeln am Werk: Wenn wir ihn beugen, zieht der eine Muskel, wenn wir ihn strecken, zieht ein anderer, und der erste muss nachgeben. Wenn ich aber mit dem ganzen Arm und bis in die Spitze des Zeigefingers hinein einen Kreis beschreibe: wie viele Muskeln mögen daran beteiligt sein? So ungefähr zwanzig, ein ungeheuer kompliziertes Zusammenspiel, wenn wir es theoretisch verstehen sollten. Doch wie es praktisch geht, haben wir schon als kleine Kinder gelernt.
In verschiedene Richtungen ziehen die Muskeln unsern Arm. In verschiedene Richtungen wird auch unsere Aufmerksamkeit von den zwei Botschaften unseres Bibelabschnitts gezogen:

- Die erste lautet: *Wir sind Gottes Kinder, wirklich und wahrhaftig. Wir heißen nicht nur so, wir sind es.*

- Die zweite heißt: *Gottes Kinder sündigen nicht. Wer Ungerechtes tut, hat von Gott noch nichts verstanden.*

Diese Botschaft scheint die erste aufzuheben. Denn man fragt sich doch: Wer kann dann noch Gottes Kind sein, wenn wegen einiger ungerechter Taten die Gotteskindschaft nicht mehr gilt?
Und vollends verwirrend wird es, wenn wir eine dritte Botschaft hinzunehmen, die der Apostel Johannes zwei Seiten vorher verkündet hat:

- *Wenn wir sagen, wir haben keine Sünde, dann betrügen wir uns selbst, ... und wir machen Jesus zum Lügner.*

Das widerspricht doch der zweiten Botschaft, dass Gottes Kinder nicht sündigen! Theoretisch passen diese Botschaften nicht zusammen. Überlegen wir also, ob sie praktisch zusammenwirken wie die drei Schrauben am Weihnachtsbaumfuß oder wie unsere Muskeln, wenn wir mit der Hand einen Kreis beschreiben.
Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeigt, dass wir Gottes Kinder heißen sollen, und wir sind es auch. Das ist die große Freude, die der Engel verkündet und die allem Volke widerfahren wird: *Euch ist heute der Heiland geboren.* „Er bringt euch alle Seligkeit, die Gott der Vater hat bereit, dass ihr mit uns im Himmelreich sollt leben nun und ewiglich."
Gott wurde Mensch, damit der Mensch göttlich würde, so sagten es die Menschen früher. Paulus sagt: Wenn wir zu Christus gehören, dann sind wir eine neue Kreatur, neue Geschöpfe. Im Johannesevangelium sagt Jesus, dass Menschen neu geboren werden, wenn sie ihn in ihr Leben aufnehmen.
Wenn wir solche Dinge über uns hören, denken wir uns gern Anführungsstrichelchen hinzu: Wir sind sozusagen neu geboren, wir sind bildlich gesprochen eine neue Schöpfung. Und irgendwie sind diese Abschwächungen ja auch richtig: Wer sich für Jesus öffnet, wird dadurch kein Übermensch und kein Supermann. Er bekommt keine übernatürlichen Fähigkeiten. Er bleibt ein ganz normaler Mensch. Darum sagt Johannes ja auch: *dass wir Gottes Kinder heißen.*
Aber er fügt hinzu: *und wir sind es auch.* Das mag wohl gesagt werden von Augenblicken des großen Glücks. So wie wir es manchmal erleben, wenn wir von einem Schmerz befreit sind; wenn ein Druck von uns genommen ist; oder wie wir es manchmal in der Liebe erleben.
So erleben Christen manchmal auch ihren Glauben als großes Glück. „Es ist wahr, ich bin Gottes Kind." Aber das Gefühl bleibt nicht, es zieht sich wieder zurück. Was ist noch dahinter?
Gott ist in seinem Sohn erschienen. Und Gott bleibt doch verborgen. Er will von uns gesucht werden. Das wissen wir, aber das vergessen wir oft.
Eine jüdische Legende erzählt von einem Jungen, der mit den anderen Versteck spielte. Er hatte sich so gut versteckt, dass die andern ihn nicht fanden. Da haben sie ein bisschen gerufen und sind dann weggegangen. Der Junge kam schließlich aus seinem Versteck und beschwerte sich bei seinem Großvater, einem Rabbi: „Ich hatte mich so schön versteckt, und die andern wollten mich nicht suchen!" – Da erbleichte der Großvater und schrie: „So geht es Gott. Er sagt: Ich habe mich für euch versteckt, und ihr wollt mich nicht suchen!"
Trotzdem hält Gott zu uns, und er hält uns. Das ist Gotteskindschaft. Und daraus wird noch mehr, es kommt noch eine Verwandlung auf die Gotteskinder zu. Wenn Gott uns von den Toten auferwecken wird, dann wird sich erst in ganzer Größe und Schönheit zeigen, was wir sind: Wesen, die Gott sehen, wie er ist. Wir sind Gottes Kinder. Das ist Gottes Weihnachtsgeschenk an die Menschheit.
Und hier schließt nun Johannes seine Ermahnung an: *Gottes Kinder sündigen nicht. Sie reinigen sich. Wer Ungerechtes tut, hat von Gott noch nichts verstanden.*

„Wer kann dann noch Gottes Kind sein?“ Dieser Widerspruch war uns vorhin schon auf den Lippen. Versuchen wir jetzt, Johannes zu folgen, soweit wir können. Wir sind Kinder Gottes, wir leben aus der Energie seiner Liebe. Das glauben wir. Nun fährt Johannes fort: „Stell dir vor, die Christen leben aus Gottes Kraft – und niemand merkt etwas davon. Das kann nicht sein!“

Das wäre wie im Märchen von des Kaisers neuen Kleidern: Zwei betrügerische Schneider machen dem Kaiser und seinen Hofleuten weis, dass nur Menschen mit scharfem Verstand die erlesenen Stoffe sehen könnten, die sie verarbeiten. Aber diese Stoffe gibt es nicht. In Wirklichkeit tun die Schneider nur, als ob sie schneiden und nähen und etwas anprobieren. Zwar geht es jedem Hofbeamten wie dem Kaiser: Keiner sieht die erlesenen Stoffe. Aber keiner sagt es, denn dann würde er ja zugeben, dass er keinen scharfen Verstand hat. Und so stolzieren sie in den neuen Kleidern herum, die es doch gar nicht gibt, und machen sich gegenseitig Komplimente über die herrlichen Gewänder. Bis ein Kind sie sieht und ganz laut die Mutter fragt: „Warum haben die Leute denn alle nichts an?“

Nein, die Christen dürfen sich nicht in solche Lügengespinste kleiden wie die dummen feinen Leute im Märchen. Im Wettstreit der Religionen geht es weniger darum, wie schön oder geheimnisvoll oder weise ihre Lehren sind. Sondern ob die Taten überzeugen. Ein Theologe sagt: „Dass der Jesusglaube sich gerade in den ersten hundert Jahren so unglaublich schnell und weit ausbreitete, war weniger eine Folge einer neuen Lehre. Sondern eine Folge davon, dass die Christen anders lebten als die andern Menschen. Das hat überzeugt.“

Aber auch damals schon gab es Christen, die große Dinge vom Glauben sagen konnten, Eingebungen hatten, hinreißende Gefühle entfalteten – aber in andern Augenblicken egoistisch und kleinlich, rechthaberisch und zänkisch sein konnten, die auf anderer Leute Kosten lebten, ihre Familie tyrannisierten – und, und, und. Und da ist Johannes ganz unerbittlich: Wenn da einer sagt, er sei Christ, aber der Glaube hat keine praktische Konsequenz in seinem Leben, der ist kein Christ. Niemand soll seinen Glauben für eine unverbindliche Schöngeisterei halten. Jeder Christ soll sich darum bemühen, das Rechte zu tun: das was Gott von ihm will. Dieses praktische Ziel hat das harsche Wort: *Gottes Kinder sündigen nicht.* Das meint: Sie trennen sich nicht dauerhaft von Gott.

Und dann gibt es natürlich zu aller Zeit Leute, die auch das verkehrt auffassen. Zwar werden wir heute wohl keinen Christen finden, der von sich behaupten würde, er würde nicht sündigen. Das hat die Kirche den Gläubigen wirksam eingeschärft, dass niemand ohne Sünde ist. Aber es gibt Leute, deren Auftreten, Mienenspiel und Tonfall den andern sagt: „Was ich tue, ist richtig. Mach du es genau so, dann bist du auch auf dem richtigen Weg.“ Das sind die, von denen Johannes sagt*: sie betrügen sich selbst.*

Die zusammen in der Kirche waren und unter dem Weihnachtsbaum feiern, können sich trotzdem auf die Nerven gehen und einander anschreien. Denn jeder der glaubt, sündigt doch immer wieder, und das wird nicht aufhören. Darum bleibt er ewig angewiesen auf Jesus. Immer und immer wieder müssen wir ihn bitten: *Herr, hab Erbarmen mit mir*. Immer und immer wieder dürfen wir ihn hören: *Deine Sünden sind dir vergeben.*

Diese Erfahrung sollte Christen duldsam machen. Denn wir haben nicht die Exklusivrechte auf die Versöhnung. *Sondern Jesus Christus, der gerecht ist, ist die Versöhnung für unsere Sünden, nicht allein aber für die unseren, sondern für die der ganzen Welt.* Dazu kann man nun auch wieder viele Anmerkungen machen: Die Versöhnung würde aber nur denen gelten, die sich bekehren, die den Glauben annehmen usw. Theoretisch ist das alles richtig. Aber praktisch kommt es darauf an, dass wir in die

Versöhnung, die uns trägt, auch die andern einbeziehen: Die, mit denen wir über Kreuz liegen. Und in Gedanken die ganze Welt.
Denn was mit Jesus gekommen ist, was die Engel besungen haben, das sollen die Gotteskinder ausbreiten: Frieden auf Erden. Versuchen wir es, und lassen wir's nicht bei einem Versuch bleiben. Amen.

26.12.2005: 2. Weihnachtstag*
Offenbarung 7,9-12 (13-17)

Das kleine Mädchen holt sich seine Wachsmalkreiden und einen Block. Zwei braune Striche, leicht windschief: Das sind die Wände. Ein spitzgiebliges Dach obendrauf – fertig ist der Stall. Oben darüber leuchtend gelb ein riesiger Stern. Außen herum die dunkelblaue Nacht. In der Mitte des Stalls eine Badewanne mit Füßen: Die Krippe. Obendrauf, in rosa, eine Figur mit ausgestreckten Händen und lachendem rotem Mund: Das Jesus-Kind. Links und rechts davon zwei weitere Gestalten, eine in orange, eine in blau. Eine mit langem blondem Haar und eine mit schwarzem Bart: Maria und Josef.
Stellen wir uns eine Galerie der Weihnachtsbilder vor. Dann dürften die Kinderzeichnungen nicht fehlen. Unsere eigenen, wenn sie einer aufbewahrt hat, oder die der Kinder oder der Enkelkinder. Die Kinderbilder sind sich erstaunlich ähnlich geblieben durch die Jahrzehnte hindurch. Neben den Kinderzeichnungen hängen die anderen Bilder in unseren ganz persönlichen Galerien. Die Weihnachtsbilder unseres Lebens, die gemalten, die in Kugeln eingravierten, die in Filmen gesehenen und die selbst erlebten. Die altdeutsche Weihnachtsstube auf einer Radierung. Ein pausbäckiger Weihnachtsmann aus Übersee. Die Krippendarstellung eines alten Meisters. Der Hollywood-Klassiker in Schwarz-Weiß mit Happyend. Die Weihnachtsstube der eigenen Kindheit. Viele vertraute Bilder. Mit einigen verbinden sich starke Gefühle. Gefühle der Vertrautheit, der Geborgenheit, der Nähe und Wärme. Die Krippe, der Stall, die heilige Familie, die Tiere, ein Engel.
Und nun heute ein neues, ein ganz anderes Bild in der Galerie der Weihnachtsbilder: Ein Thronsaal von gewaltigem Ausmaß. Eine unüberschaubare Menschenmenge, „bunt zusammengewürfelt" wie man so sagt, aber alle in weißen Gewändern und sie haben Palmzweige in der Hand. Dazu unterschiedliche geheimnisvolle Engelswesen. Sie umringen Gottes Thron und das Lamm und stimmen ein in ein vielstimmig vorgetragenes, lobpreisendes Bekenntnis.
Welch ein Kontrast ist diese Szene zu den Bildern von Bethlehem, die unser Weihnachtsgedächtnis bewahrt. Das ist kein beschauliches Arrangement, sondern eine große Inszenierung. Das ist nicht der intime Rahmen eines Heilig-Abend-Krippenspieles, sondern hier wird der Vorhang der Weltbühne hochgezogen. Manche Bilder sind vertraut: Die weißen Gewänder als Zeichen der Reinheit und Freude. Die Palmzweige in den Händen der Menschen wie beim Einzug Jesu in Jerusalem. Das an Pfingsten erinnernde Völkergemisch. Und für den menschgewordenen Sohn Gottes in der Krippe steht nun das einstmals zur Schlachtbank geführte Lamm Gottes.
Staunend blicken wir in den Thronsaal. Staunend und fremd. In der Kühnheit dieser Vision findet sich unser Platz nicht so leicht wie bei den Hirten auf dem Feld. Ich muss mich auseinandersetzen mit diesem Bild in der Galerie der Weihnacht.
Ein Bild, das nicht den gewohnten Sehweisen entspricht, irritiert. Es macht stutzig. Es stellt in Frage und bewegt. Es öffnet schließlich neue Zugänge. Das kann an Weihnachten nicht verkehrt sein. Die weihnachtlichen Bräuche, Rituale und Gewohnheiten stützen und bewahren ja zunächst das Vertraute, das Überlieferte, die Tradition, die lieb gewordene Erinnerung. Das ist einerseits auch gut so in einer Zeit, in der sich rasant viel verändert und manches über Bord geht, was man besser nicht

den Haien zum Fraß vorwerfen sollte. Da tut es der Seele gut, sich an Bewährtes zu halten.
Andererseits birgt ja gerade das Weihnachtsfest die Gefahr, in den Bildern der Vertrautheit völlig aufzugehen: Als nostalgisch-sentimentales Kinderfest, als fröhliches Disney-Happening unterm Disco-Weihnachtsbaum oder als Bergkapellen-Idyll unter der Schneedecke. Solchen Verharmlosungen steuert unser neues Bild entgegen. Weihnachten: Das ist ja vor allem das ganz andere in der Welt. Weihnachten: Das ist der ganz andere Entwurf von der Erlösung der Welt und ihrer Kreaturen durch Gottes Menschwerdung. Weihnachten ist das unspektakuläre Kommen Gottes – das aber für unser Heil viel weitreichendere Folgen hat als ein gut gestalteter Christmas-Event. Diese fremdartige Szene vom Thronsaal stößt etwas an, eröffnet neue Blickwinkel, fragt: „Verbindet ihr denn mit Weihnachten noch Visionen? Traut ihr denn dem Kommen Gottes etwas zu? Lasst ihr das Jesuskind in der Krippe wirklich groß werden – mächtig, stark, die Welt verändernd?“ Die Bilder der Offenbarung ermutigen dazu!
Sie ermutigen dazu, die Vision der Gemeinschaft nicht aufzugeben. Diese Welt fällt weiter auseinander. Was politisch Engagierte seit Jahrzehnten anmahnen, nämlich das Auseinanderfallen der Welt in Nord und Süd, in Arm und Reich, hat uns nun eingeholt. Wird auf einmal vor der Haustür Realität. Die Schere geht auseinander. Und während die Welt scheinbar zusammenwächst, ist sie in Wahrheit nur ein globaler Markt, der nach seinen Gesetzen und Mechanismen funktioniert. Darunter ist alles möglich. Da bilden und verfestigen sich Nischen und Ghettos, Milieus und Gemeinschaften, zusammengehalten durch Heimatgefühle, durch den Wunsch nach Geborgenheit und Identität. Gegen die Unübersichtlichkeit der Welt, gegen die großen Fremdheiten muss man sich abgrenzen, einigeln oder wehren.
Der Blick auf die globale Gemeinschaft der Gottesanbeter im Thronsaal der Offenbarung erinnert an die große Weihnachtsvision des Engels: *Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren soll*. Weihnachten gilt allen: Allen Völkern und Stämmen und Nationen und Sprachen.
Jenseits der konfessionellen Thematik war es ein beeindruckendes Zeugnis, als zur Trauerfeier für Papst Johannes Paul II. vier Millionen Christen aus der ganzen Welt nach Rom pilgerten. Die Luftaufnahmen des Petersplatzes und der Straßen Roms wirkten wie eine Bebilderung der Thronsaal-Vision der Offenbarung.
In dieser nun bekennen alle in einem gewaltigen Chor und mit einer Stimme: *Die Rettung kommt von unserem Gott, der auf dem Thron sitzt, und dem Lamm;* und alle Engelsgestalten stimmen mit ein: *Amen, Lob und Herrlichkeit und Weisheit und Dank und Ehre und Macht und Stärke sei unserem Gott in alle Ewigkeit. Amen*.
Ein ganz großes gemeinsames Bekenntnis wird da formuliert. Und so steckt in diesem neuen Bild in unserer Weihnachtsgalerie eine zweite Ermutigung: „Formuliert euer Bekenntnis. Findet gemeinsame Worte der Anbetung, des Lobpreises und stellt sie in die Öffentlichkeit.“ Der Kirchgang so vieler Menschen am Heiligen Abend, die gemeinsam gesungenen geistlichen Weihnachtslieder sind ein solches Bekenntnis, das die Welt wahrnimmt und das den Medien Sendezeit und Druckspalten Wert ist. „Unter dem Jahr“ ist das seltener so. Dabei hat die Welt dieses Zeugnis verdient: „Die Rettung kommt von unserem Gott.“ Das muss man deutlich sagen, hin und wieder und nicht nur dann, wenn wir im persönlichen Angesicht von Not und Tod Trost und Hilfe brauchen. „Die Rettung kommt von unserem Gott“ – dieses Bekenntnis ist immer dann spannend, wenn irgendwo Allmachtsphantasien entstehen. Was nach außen hin als scheinbar nebensächliche Episode in Palästina begann, draußen vor den Toren Bethlehems, wurde Ausgangspunkt für die globale Vision Gottes. Kleiner dürfen wir Weihnachten nicht machen.

Denn das ist die dritte Ermutigung in der Thronsaalvision aus der Offenbarung des Johannes: Weihnachten stellt die uneingeschränkte Gottesherrschaft fest. Und das ist eine wichtige Botschaft in einer Zeit, in der andere Mechanismen und Gesetze versuchen, sich die Menschen untertan zu machen. Die ungebremste Beanspruchung durch Arbeitswelt und Berufswelt, die immer dichteren Regelungen und Regulierungen für nahezu alle Bereiche des Lebens, die existentiellen Abhängigkeiten von Konzernentscheidungen und überindividuellen Zusammenhängen können bei dem Einzelnen Hilflosigkeit und Gefühle des Ausgeliefertseins auslösen. In unsere Weihnachtsgalerie wird uns heute ein Bild gehängt, das die Macht Gottes in Szene setzt. Das Lamm ist auch dabei und macht deutlich: Erhöhung und Erniedrigung gehören in unserer Gottesgeschichte eng zusammen. Aber die Erniedrigung, die mit einer Geburt draußen vor der Tür begann, weil die Hotels und Pensionen für Gott ausgebucht waren, ist nur die eine Seite. Ja, sie beginnt im Kleinen, nicht in den Machtzentren, die Geschichte des Jesus von Nazareth. Aber sie geht ihren Weg. Und am Ende steht die Vision, dass wir an den Quellen des Lebenswassers stehen werden. Das kann uns keiner mehr abgraben. Da möge niemand denken, er habe die Macht dazu. Es gibt nur einen Herrn der Welt.
Das großartige Bild, das uns der Verfasser der Offenbarung gemalt hat, ergänzt die Sammlung, die wir schon in unserer Weihnachtsgalerie hatten. Es lenkt den Blick in einer visionären Schau auf das Ende der Zeit, das nach manchen und vielerlei Plagen den Kindern Gottes gehört. In seiner gewaltigen Dramaturgie macht es deutlich, dass der Neuansatz von Gottes Geschichte mit der Welt, der im Stall von Bethlehem begann, kein harmloses religiöses Beruhigungsmittel ist. Weihnachten geht nicht im Bewahren auf. Es ist Aufbruch. Neuanfang und Perspektive. Alle Jahre wieder. Amen.

24.12.2006: Heiligabend*
Johannes 7,28-29

Kürzer als sonst war dieses Jahr die Wartezeit auf den großen Tag. Gestern noch die letzten Einkäufe und Vorbereitungen fürs Fest. Heute morgen das Anzünden der vierten Kerze am Adventskranz. Und nun brennen schon die Lichter am Weihnachtsbaum.
Manche Kinder sind bereits etwas zappelig, mancher Erwachsene ist vielleicht noch ein bisschen abgehetzt in diesem Augenblick. Aber nun haben wir uns hier in der Kirche niedergelassen, können durchatmen, können uns einstimmen auf die Bescherung danach. – Manchen unter uns ist vielleicht auch ein wenig bange vor dem „Danach“. Manchmal ist an einem Festtag das Zusammenleben in der Familie schwieriger als sonst. Die Enttäuschung sitzt tiefer, wenn sich ein Nahestehender nicht so verhält wie erhofft. Manche müssen in diesem Jahr vielleicht ganz anders feiern als gewohnt: Weil ein Mensch fehlt, der immer dabei war. Weil verschiedene Ereignisse im Lauf des Jahres die äußeren Bedingungen verändert haben.
Und dazwischen sitzen alle diejenigen unter uns, die es schon fast nicht mehr erwarten können, die sich darauf freuen, dass sie nachher das Weihnachtszimmer betreten dürfen: Bescherung ist heute.
Gott schenkt uns seinen Sohn, heißt es in einem Lied. Gott beschenkt uns mit seiner Gegenwart. Gott ist bei uns. Mit den Päckchen, die wir uns heute Abend gegenseitig schenken, geben wir etwas von unserer Freude darüber weiter.
Für Geschenke braucht man Zeit. Das sehen wir an den Kindern, die heute nicht so bald ins Bett gehen werden. Sie wollen ihre Geschenke genau anschauen, ausprobieren, genießen. Für Geschenke braucht man Zeit. Etwas Selbstgebasteltes muss man richtig würdigen. Ein Buch wird man nicht nur auspacken, sondern auch einmal

durchblättern, ins Inhaltsverzeichnis schauen, später natürlich lesen. Andere Geschenke muss man vielleicht erst auf- oder zusammenbauen. Technische Geräte wollen wir ausprobieren. Kleidungsstücke anziehen.
Für Geschenke braucht man Zeit.
So ist es auch mit dem Geschenk, das Gott uns an Weihnachten macht. Heute ist es für viele ein gefühlvoller Abend mit der schönen Geschichte vom Gotteskind in der Krippe. Aber es wäre schade, wenn wir dieses Geschenk Gottes heute nur „auspackten“ und dann beiseite legten und nichts damit anfangen könnten. Gottes Geschenk an uns lässt sich das ganze Jahr über gebrauchen. Dazu müssen wir es uns heute genau anschauen.
Der heutige Predigttext hat gar nichts mit der Geschichte vom Stall in Bethlehem zu tun. Was kommt da aber zum Vorschein, wenn wir diese Verpackung wegnehmen? Ich lese aus dem 7. Kapitel des Johannesevangeliums, Vers 28-29:
Da rief Jesus, der im Tempel lehrte: Ihr kennt mich und wisst, woher ich bin. Aber nicht von mir selbst aus bin ich gekommen, sondern es ist ein Wahrhaftiger, der mich gesandt hat, den ihr nicht kennt. Ich aber kenne ihn; denn ich bin von ihm, und er hat mich gesandt.
Gott schenkt uns an Weihnachten Zugang zum Wahrhaftigen. Er hält sozusagen einen Tag der offenen Tür. Wir gelangen in einen Bereich, den wir ohne Jesus niemals kennen lernen könnten. Wir gelangen in die Nähe Gottes. Jesus kennt ihn, ja er ist von ihm. Als kleines Kind schenkt Gott sich uns Menschen.
Ein Kind ist zuerst einmal schlicht etwas Liebenswertes. Ein Zeichen der Liebe schenkt uns Gott. Sein Sohn kommt als ein Liebenswerter. Als kleines Baby fordert er gegen alle Lieblosigkeit unsere Liebe heraus.
So ist Jesus Zeichen der Liebe Gottes zu uns Menschen und will zugleich Zeichen für die Liebe unter uns Menschen sein.
Dieses Geschenkpäckchen liegt bei uns allen zu Hause im Weihnachtszimmer und wartet darauf, ausgewickelt und gebraucht zu werden: Gottes Ermutigung, dass wir der Liebe etwas zutrauen. Der Liebe Gottes, die jedem im gleichen Maße gilt – auch dem anstrengenden Familienmitglied. Der Liebe unter uns Menschen, die uns auch nach einer Enttäuschung wieder aufeinander zugehen lässt.
Nun bleibt aber Gottes Weihnachtsgeschenk an uns, Jesus Christus, nicht immer ein kleines liebenswertes Baby. Gottes Geschenk beschränkt sich nicht auf das Kind in der Krippe. Gott schenkt uns noch mehr. Das wurde deutlich, als Jesus größer wurde und als Erwachsener unter uns Menschen lebte.
Da zeigte sich, was mit dem Geschenk noch alles verbunden ist, das Gott uns an Weihnachten gemacht hat.
Jesus wandte sich den Kranken zu. Er ließ sie spüren, dass Menschen, die von Krankheit gezeichnet sind, für Gott genauso wichtig sind, wie die Gesunden. Auch daran dürfen wir heute denken, wenn wir Gottes Geschenk für uns Menschen am heutigen Heiligen Abend betrachten: Unsere Krankheiten, unsere Beschwerden belasten uns wohl – auch heute. Für Gott aber verlieren wir dadurch nicht an Wert. Gott schenkt uns seine Liebe auch in Krankheit und Schwäche.
Jesus wandte sich denen zu, die Schuld auf sich geladen hatten. Er ließ diese Menschen spüren, dass sie für Gott wichtig geblieben sind – auch mit ihrer dunklen Vergangenheit. Jesus hat ihnen vergeben, ihnen die Chance zum Neuanfang gegeben. Jesus ermöglichte es ihnen, sich zu ändern.
Auch daran dürfen wir heute denken, wenn wir Gottes Geschenk für uns Menschen an Weihnachten betrachten: Gott will uns durch Jesus die Möglichkeit eröffnen, dass uns vergeben wird, dass wir uns ändern können. Gott schenkt uns seine Liebe trotz unserer Fehler und unserer Schuld, damit auch wir vergeben können.

Wir kennen Jesus. Wir feiern heute den Geburtstag des liebenswerten Babys von damals. Wir wissen von seinem Leben als Erwachsener, was er getan und gesagt hat, wie er mit Menschen umgegangen ist. In all dem, was wir von Jesus wahrnehmen, nehmen wir Gott selber wahr. Wo Jesus freundlich seine Hand ausstreckte, ergreift uns Gottes Hand. Wo Jesus einem Schwachen unter die Arme griff, stützt uns Gott. Wo uns der Gedanke an das kleine Baby in der Krippe berührt, fühlen wir die Liebe Gottes. Denn so spricht Jesus von sich selbst: *nicht von mir selbst aus bin ich gekommen, sondern es ist ein Wahrhaftiger, der mich gesandt hat.*
Wir gelangen in die Nähe Gottes. Das ist das Geschenk, das Gott uns heute macht. Und dieses Geschenk können wir nicht nur heute auspacken, sondern unser ganzes Leben lang gebrauchen.
Gott begleitet uns mit seiner Liebe durch den heutigen Abend, mit aller Freude und Begeisterung, mit allen Sorgen und Enttäuschungen. Er feiert mit uns im Kreis von lieben Menschen und weicht nicht von unserer Seite, wenn wir den Abend einsam verbringen.
Gott begleitet uns mit seiner Liebe weiter − morgen früh und übermorgen und jeden Tag unseres Lebens. Er hält es aus mit uns, wenn wir Fehler machen und hält uns auch dann noch ganz fest, wenn Menschen nicht mehr helfen können. Gottes Liebe stirbt nicht, sie umfängt uns Menschen auch noch nach unserem Tod.
Dies hat Jesus Christus uns durch sein Leben, sein Sterben und Auferstehen gezeigt. Dass wir darum hoffnungsvoll und zuversichtlich leben können, ist Gottes Geschenk an uns.
Heute ist Bescherung. Nehmen wir uns die Zeit, über unser Geschenk, über Gott, nachzudenken. Erkunden und entdecken wir dieses Geschenk, damit unsere Freude immer größer, unsere Hoffnung immer weiter, unser Verständnis immer tiefer wird. Wir können Gott, unser Weihnachtsgeschenk, kennen lernen, wenn wir auf Jesus Christus schauen: denn Jesus ist *von ihm und er hat* Jesus *gesandt.*
Gott selber wird dabei sein, wenn wir nachher zu Hause sitzen und feiern. Er wird dazu helfen, dass von den Päckchen, die wir weiter geben und von denen, die wir selber auspacken, Freude ausgeht. Wir wissen, eines der Geschenkpäckchen, das auf uns wartet, ist Gottes Liebe. Diese Liebe wartet auf uns überall, wo wir nachher zur Bescherung hingehen: im Wohnzimmer, in dem sich eine fröhliche Familie tummelt, im Weihnachtszimmer, in dem manches bittere Wort über die Lippen kommt oder eine Kränkung hinuntergeschluckt wird, am Tisch, an dem jemand ganz alleine Platz nimmt und eine Träne verdrückt.
Das Geschenkpäckchen mit Gottes Liebe steht überall. Und ganz sicher wird es in vielen Weihnachtszimmern dazu helfen, dass wir die Liebe anderer Menschen spüren, Liebe weitergeben und da und dort sogar schwierigen Situationen liebevoll begegnen.
Als reich Beschenkte gehen wir so heute Abend zu unserer Bescherung und in den morgigen Tag und in alle Tage unseres Lebens. Amen.

25.12.2006: 1. Weihnachtstag*
Johannes 3,31-36

Seit Jahrtausenden, ja vielleicht schon seit Beginn der Schöpfung versuchen Menschen auf immer neuen Wegen den Himmel zu stürmen: Sei es in grauer Vorzeit mit dem Bau von Türmen, deren Spitzen bis in die Wolken reichten und deren einer der Turm von Babel war, sei es zu allen Zeiten der Versuch, mit Rauschmitteln, kultischen Tänzen und Drogen das Bewusstsein zu erweitern, um die Erde zu fliehen und des Himmels teilhaftig zu werden. Auch die Versuche von Otto Lilienthal und Charles Lindberg und ihren Jüngern in der Fliegerei, die Erdenschwere zu überwinden, gehö-

ren hierher, bis hin zur Fahrt in den Weltenraum: Seit es Menschen gibt, wollen sie in den Himmel und suchen ihn zu erklimmen durch Kampf und Leidenschaft, durch Liebe und unerhörte Leistung, durch Bewusstseinserweiterung und Askese – um am Ende doch immer wieder auf der Erde zu landen, oft mit gebrochener Seele oder gebrochenen Gliedern.
Es gibt offenbar keinen Weg, der sicher von der Erde zum Himmel führt. Zu Weihnachten feiern wir, dass es einen Weg vom Himmel auf die Erde gibt, auf dem nicht nur Gott zu uns gelangt, sondern auch wir zu Gott! Denn das genau ist das Aufregende an der Weihnachtsbotschaft: Der Himmel ist offen! Christus ist hinabgestiegen, so dass es nun einen Ort auf der Erde gibt, an dem Gott zu finden ist: Das ist nicht nur der Stall von Bethlehem, von dem der Evangelist Johannes gar nichts wissen will, sondern das ist vor allem Jesu Leben, seine Leidenschaft und Ausstrahlung, seine Liebe und sein Licht, das sind seine Worte von zeitloser Gültigkeit und seine Taten von leuchtender Symbolik!
Der von oben ist, ist über allen, sagt Johannes in aller Kürze. Wohl wahr: Wer von oben kommt, der hat den Überblick, der hat nicht nur unsere kleine menschliche Perspektive, die sich Hoffnungen macht, wenn es ein dreizehntes Monatsgehalt gibt und mutlos wird, wenn eine Krankheit nicht nach sechs Tagen wieder verschwindet; wer von oben ist, der hat nicht nur unsere kurze menschliche Perspektive, die sich freut, wenn die kommenden paar Wochen oder Jahre gut aussehen und die furchtsam die Flinte ins Korn wirft, wenn kein Ziel am Horizont zu erkennen ist. Wer von oben ist, der hat Gottes große Perspektive: Der weiß, wie alles zusammen gehört; der weiß, dass keine Träne umsonst geweint wird. Der weiß, welches Glück und welches Leid jeder braucht, um daran zu wachsen, der hat die große Übersicht. Der weiß auch in dunkelster Nacht, dass ein neuer Morgen kommt, und am Ende der Zeit das Gottesreich, für das Jesus hier alles eingesetzt hat und um dessentwillen er alles überwunden hat.
Und in nüchterner Klarheit fügt Johannes hinzu, was wir längst wissen: *Wer von der Erde ist, der ist von der Erde und redet von der Erde*. – Wie sollte es auch anders sein, jeder Mensch redet von dem, was er erlebt hat und kennt, wie sollte er vom Himmel reden, oder von Gottes Reich, das er nicht kennt? – *Der aber vom Himmel kommt*, so fährt Johannes fort, *der bezeugt, was er gesehen und gehört hat. Doch sein Zeugnis nimmt niemand an.*
Schade, möchte man sagen, da verlässt er seinen Himmel, kommt auf die Erde, um uns Menschen vom Himmel zu erzählen, aber keiner hört ihm zu. Keiner will ihm glauben.
Liegt es daran, dass wir Menschen viel zu sehr mit der Erde beschäftigt sind, sozusagen völlig absorbiert, sodass wir gar nicht mehr über den Tellerrand hinaus schauen? Die 7-jährige Maike ist mit ihrer Puppe beschäftigt, der 11-jährige Maik mit dem neuen Siedlerprogramm auf seinem PC, da bleiben keine Zeit und keine Fantasie für den Himmel, für Gottes Liebe zu uns Menschen und das Geheimnis der Geschichte. Die 14-jährige Alina ist viel zu verliebt, dazu leider unglücklich, der 15-jährige Thorben ist völlig von seiner Fußballmannschaft in Beschlag genommen, da ist kaum Energie mehr für die Liebe der Großmutter und ihren Lebensweg und Glauben. Der 34-jährige Jörg geht ganz im Beruf auf, wie man so sagt, da hat er nicht einmal gemerkt, dass seine Frau schon längst alle Hoffnung auf ein gemeinsames und romantisches Leben mit Kindern aufgegeben hat. Die 42-jährige Anja hat solche Angst vor ihrer Krankheit, dass sie Zukunft und Himmel schon gar nicht mehr sieht. Ist es dies, dass wir so vom Alltag und Erdenleben gefangen sind, von seiner Lust und seinem Schmerz, dass wir keine Zeit und Fantasie mehr haben für Gottes Himmel?

Oder liegt es daran, dass sich das Himmelhafte, das Kommende, das Besondere in der Erdensprache gar nicht richtig aussprechen lässt?
Sie wissen alle, dass aus einer dicken fetten Raupe, die sich wie jene Raupe Nimmersatt durch unendlich viele Blätter gefressen hat, am Ende ein Schmetterling wird. Nicht sofort, aber nach einer Zeit der Verpuppung, der Totenstarre, nach einer Zeit, in der die Raupe gar nichts mehr tun konnte als warten, da kommt neues, ganz anderes Leben in sie hinein, oder besser gesagt, da kommt die Sonne und ruft sie neu ins Leben, in ein neues Leben.
Nun stellen Sie sich vor, ein guter Mensch wollte versuchen, den dicken grünen Raupen zu erklären, was ihnen als Schmetterling blüht: „Ihr werdet leicht sein! Ihr werdet mühelos fliegen! Ihr werdet von einer Blüte zur anderen gleiten! Ihr werdet Honig finden! Ihr werdet schön sein!“ Die Raupen verstehen einfach nicht. Das Neue, das Schmetterlingshafte lässt sich in der Raupensprache einfach nicht richtig ausdrücken. Da versucht es der gute Mensch mit Vergleichen: „Ihr werdet leicht sein wie die Luft! Ihr werdet schön sein wie Sonnenstrahlen! Ihr werdet farbig sein wie ein Regenbogen! Ihr werdet die Berührungen der Schönheit spüren wie den Hauch des Sommerwindes!“ Die Raupen glotzen aus ihren Fühleraugen und verstehen kein Wort. Da versucht es der gute Mensch in seiner Not mit einem letzten Vergleich: „Es wird sein wie ein riesiges Kohlfeld.“ Da nicken die Raupen, und in ihrem beschränkten Raupenhorizont denken sie ans endlose Fressen.
Vielleicht ähneln wir diesen Raupen, deren Horizont gerade soweit reicht wie ein Kohlfeld und die deswegen oft genug nur ans Fressen denken können.
Aber da gibt es auch andere: Jesus *kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf,* sagt Johannes traurig, um dann fortzufahren: *Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden* (Joh 1,11-12). Oder, in unserem Predigtabschnitt: *Wer sein Zeugnis annimmt, der besiegelt, dass Gott wahrhaftig ist.*
Kinder wollen wachsen. Kinder wollen groß werden. Sie wollen selbst entscheiden, ihre eigenen Wege gehen. Und das sollen sie auch: erwachsen werden, eigene Verantwortung übernehmen, sich bewähren und leben. Und doch ist es auch für uns Erwachsene gut zu wissen, dass wir nicht für alles die Verantwortung tragen, dass wir uns zwar bewähren sollen, aber die Welt nicht zusammen halten müssen. Das tut ein anderer, der über uns ist, und dessen liebevoller Blick weiter reicht als unsere Augen und unsere Fantasie ahnen können.
Wer sein Zeugnis annimmt, der besiegelt, dass Gott wahrhaftig ist. Schreibt Johannes. So lautet das Grundbekenntnis des Glaubens: Du bist unser Gott. Wir sind deine geliebten Menschen.
Wir feiern Weihnachten, am Heiligabend ein bisschen im Rausch mit Lichtern und Geschenken, überfüllten Gottesdiensten und uralten Liedern, die bis in die Kindheit zurück klingen. Am ersten Weihnachtstag ist das viel nüchterner, da ist es wieder still um die Krippe, Josef und Maria stehen noch neben ihrem Kind, aber die himmlischen Heerscharen sind wieder fort.
Und doch gilt: Das Kind ist noch da: Wer Jesus annehmen kann als Gottes Kind, der nimmt Gott an als himmlischen Vater. Der darf sich selbst als Kind Gottes fühlen und wissen. Was immer ihn lockt oder quält, ob es das PC-Programm auf Maiks Computer ist oder die unglückliche Liebe Alinas, die berufliche Faszination von Jörg oder die Krankheit von Anja: Alles ist wichtig, aber nichts ist absolut. Weihnachten ist der Himmel ein Stückchen geöffnet. Wir sind und bleiben Gottes geliebte Kinder, mit unserer Not und in unserer Freude und weit über unsere Zeit hinaus.
Wer das glaubt, wer dem Sohn glaubt, der hat das Leben, das hier beginnt und gültig bleibt in alle Ewigkeit. Amen.

26.12.2006: 2. Weihnachtstag*
Jesaja 11,1-9

Wer Weihnachten feiert, fängt nicht bei Null an! Glaube, Geschichte und Kultur kommen in diesem Fest zusammen. Alles schwingt mit. Wir bringen unsere eigene Geschichte, Erinnerungen an frühere weihnachtliche Kindertage, unsere „Feiergewohnheiten“, unsere Stimmungen und Sehnsüchte mit. Herzensherberge möchten wir erfahren, sehnen uns nach Frieden und Harmonie und bergender Gemeinschaft. Im konzentrierten familiären Beisammensein dieser Tage erleben dann viele Menschen allerdings auch, wie zerbrechlich der Friede und wie anstrengend Einigkeit ist. Wir sind verwoben in eigene familiäre Sitte, die wir bejahen oder von der wir uns distanzieren. Zudem sind wir umspült von Weihnachtsinszenierungen der Werbung. Viele Menschen suchen ihren eigenen Weihnachtsweg. Und sie merken dabei: So einfach ist das gar nicht. Wer Weihnachten feiert, fängt nicht bei Null an. Wir tauchen ein in Brauchtum und Geschichte. Mit Tannenbaum und Kerzenlicht feiern wir die Geburt Jesu als hoffnungsfrohe „Wintersonnenwende der Menschheit“.
Aus der Weltgeschichte kann man den Mann aus Nazareth nicht streichen. Er gilt als Religionsstifter. Schon in seinen irdischen Tagen war er eine schillernde Persönlichkeit. An ihm schieden sich die Geister. Die Jünger kamen ins Staunen: „Was ist das für ein Mann, dass ihm Wind und Meer gehorsam sind?“ (Mt 8,27). Seine Familie hielt ihn für verrückt und wollte ihn nach Hause holen (Mk 3,21.31), andere hielten ihn für einen Verbündeten des Teufels (Mk 3,22). Nikodemus gestand ihm zu: „Niemand kann die Zeichen tun, die du tust, es sei denn Gott mit ihm“ (Joh 3,2). Jesus selber forderte zu Deutungen heraus. „Für wen halten mich die Leute eigentlich?“ (Mt 16,13), so fragte er seine Jünger. Im Volk gab es Stimmen, die hielten ihn für einen Propheten oder für Elia (Mt 16,14). Die Gestalt Jesu nötigte und nötigt zu Deutungen. Modern könnte man fragen: War er ein großer Lehrer der Moral? Ein Psychotherapeut gegen die Angst? Ein Meister der Spiritualität? Alles das sind Versuche, das Faszinierende an ihm in Vorstellungen und Begriffe einzufangen, die einem vertraut und ein gängig sind. „Und für wen haltet ihr mich?“ (Mt 16,15), fragte Jesus seine Jünger. Petrus antwortete: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn!“ (Mt 16,16)
Eine tiefgründige religiöse Deutung ist das. Etwas Höheres kann man sich im Gottesglauben Israels nicht vorstellen. „Christus“ ist die lateinische Übersetzung des hebräischen „Messias“ und heißt „Gesalbter“. Damals schon war dieser Name über viele hundert Jahre ein Würdename der Könige Israels. Der „Gesalbte“, das ist der von Gott Eingesetzte und Bevollmächtigte. Sie waren überzeugt, dass Gott in der Gestalt Jesu eine neue Seite der Heilsgeschichte mit Israel und der Welt aufschlägt. „Du bist Christus!“ Petrus und die Jünger formulierten ihr Bekenntnis nicht aus dem hohlen Bauch. Sie fingen nicht bei Null an! Sie waren erfüllt von intensiven Eindrücken und Momenten mit ihrem Lehrer. Sie waren wie Jesus selber verwurzelt im Glauben und in der Hoffnung ihres Volkes. Auf dieser vielgestaltigen Reibefläche hat dann der heilige Geist diese Erkenntnis gezündet.
Die ersten Christen versuchten ihr Jesuserlebnis mit ihrem Glauben an den geschichtsmächtigen Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der durch die Propheten geredet hat, zusammenzubringen. Als sie in ihrer Bibel lasen, wurden sie hellsichtig. Denn: Alte Texte, prophetische Worte aus dem Jesajabuch, Jahrhunderte vorher geschrieben, begannen auf einmal zu leuchten. Man konnte mithilfe dieser alten Worte die Erfahrung deuten, die man mit Jesus gemacht hatte. „Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht!“ (Jesaja 9,1), diese Prophezeiung las man als Vorahnung von dem, der von sich sagte: „Ich bin das Licht der Welt! Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben“

(Joh 8,12). Auch im 11. Kapitel des Jesajabuches entdeckten sie Worte, die wie Diamanten durch die Jahrhunderte hindurch funkelten: (Textlesung)
Gewaltige Worte sind das. Geschrieben über 500 Jahre vor der Geburt Jesu, zu einer Zeit, in der das Königtum und die staatliche Einheit schon lange zerstört waren und ein Teil des Volkes noch in der Fremde lebte. Ein Prophet gibt kund, was er mit innerem Auge sehen durfte. Er malt das Gesehene in dichterischer Schönheit als sprachliches Zukunftsgemälde vom Heilskönig und seinem Friedensreich. Dieses Hoffnungsgemälde gehört Juden und Christen gleichermaßen. Schauen wir genauer hin: Aus einem Baum stumpf wächst ein Spross hervor. Ein neuer David. Der Prophet sieht, wie sich auf diesem Zweig der Geist Gottes niederlässt und bleibend auf ihm ruht. Dass Gott gelegentlich Richtern, Königen und Propheten seinen Geist vorübergehend verlieh, seinen Geist aber auch wieder entziehen konnte, das war normal. Dass aber der Geist Gottes als unsichtbare Kraft bleibend auf diesem begnadeten Herrscher der Zukunft ruhen sollte, das war neu. Das hieß: Der Geist Gottes wird den Willen dieses Menschen mit dem Willen Gottes einen.
Ein Mensch, der Gott vollkommen gehorcht, wird er sein. Gotteserkenntnis wird ihn erfüllen. Ein Brückenbauer zwischen Gott und Mensch wird er sein. Er wird frei sein von persönlichen Beratern und ihren egoistischen Beeinflussungsversuchen. Er wird nicht urteilen nach Augenschein und nicht aufs Hörensagen angewiesen sein. Mit dem Tiefblick ins Herz wird er Zusammenhänge und Menschen durchschauen. Er wird den Gewalttätigen mit dem „Stab seines Mundes“ schlagen und auch für das Recht der Benachteiligten sorgen. Der Prophet sieht den Kommenden als den Friedensbringer. Der wird es schaffen, dass nicht nur die Verhältnisse sich ändern, sondern auch die Menschen, die die Verhältnisse gestalten. Ihre Umwandlung wird das Werk dieses Herrschers sein: *„Man wird nirgends Sünde tun noch freveln ...; denn das Land wird voll Erkenntnis des Herrn sein.“* Er wird sogar den Bereich der Natur ordnen und entspannen. Das Gemälde zeigt einen umfassenden Tierfrieden und Frieden zwischen Mensch und Tier: *„Kühe und Bären werden zusammen weiden ... und ein entwöhntes Kind wird seine Hand stecken in die Höhle der Natter.“*
Ein gewaltiges Hoffnungsgemälde ist das. „Das sind doch Träume!“, so höre ich als berechtigten Vorwurf. Die Menschheit ist weit entfernt von der Wirklichkeit, die hier gezeigt wird! Der hier durch Jesaja gezeigte Friedenszustand ist weder zu seiner Zeit noch in den 2500 Jahren, die seither verstrichen sind, eingetreten. Das Judentum wartet deshalb immer noch auf den, den sie Messias nennen. Traditionell lebt das jüdische Volk in der Erwartung eines messianischen Zeitalters, in dem universaler Friede auf Erden herrschen wird. „Möge es rasch und in unseren Zeiten kommen“, so steht als flehentliche Bitte in einem Flyer zu Glauben und Leben einer jüdischen Gemeinde. In diese Bitte kann ich auch einstimmen. Auch ich sehe die Unerlöstheit der Welt. Ich hoffe aber, dass der wiederkommende Messias die Züge Jesu tragen wird, die Züge dessen, der uns aus den Schilderungen der Evangelien bekannt ist.
David Flusser, ein jüdischer Gelehrter, der sich mit dem Neuen Testament intensiv beschäftigt hatte, wurde bei seiner Verabschiedung gefragt, welche Frage er dem Messias stellen würde, wenn der zu seinen Lebzeiten wiederkäme. Er antwortete: „Ich würde ihn fragen: Is this your first visit?“ Zu Deutsch: „Ist das Ihr erster Besuch?“
Die christliche Gemeinde bekennt seit alters her, dass sich die Weissagungen vorn kommenden König im Krippenkind von Bethlehem, dem Jesus von Nazareth, erfüllt haben. Nicht buchstäblich und die ganze Welt verwandelnd, sondern im Sinne eines Anbruchs. Deswegen finden sich Ochs und Esel als Krippenfiguren in der Nähe Jesu. Sie sind Anfänge für das, was kommen soll. Wir sind Erben christlicher Tradition. Wir fangen nicht bei Null an! Wir gehen allerdings verschieden mit dieser Überlieferung um. Immer weniger verstehen sie. Viele zünden zwar noch Kerzen an, singen

„Stille Nacht“, aber können sich nicht mehr in das christliche Bekenntnis hineinfinden, dem diese Tradition entspringt. Manche halten die „Tradition des christlichen Abendlandes“ rhetorisch hoch, verstecken sich dahinter, ersparen sich die persönliche Antwort auf die Frage Jesu: „Für wen haltet ihr mich?“ Zweifelnde fragen mit dem Täufer Johannes: „Bist du der, der da kommen soll, oder sollen wir eines anderen warten?“ (Mt 11,3).
Ich bin überzeugt: Mit der Tradition ist es wie mit den Erbschaften überhaupt. Das Sprichwort, das sagt: „Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen!“, gilt auch hier. Um an Jesus Entdeckungen zu machen, seinem Geheimnis auf die Spur zu kommen, können wir dem Weg der Jünger Jesu folgen und ihr Erlebnis in unser Leben aufnehmen. Immer wieder von neuem! Sie haben von Weihnachten nichts gewusst. Sie haben es aber auf seinen Anruf mit Jesus von Nazareth gewagt. Und dann erlebten sie in einigen außerordentlichen Monaten etwas, das sie veranlasste, ihm treu zu bleiben. Während sie ihn dahin begleiteten, wo er zu tun hatte, ging ihnen auf, dass auf ihm die Fülle der Gaben Gottes ruhte und er mit seinem Willen ganz aus dem des Vaters lebte. Sie entdeckten in seinem Umgang mit den Menschen, wie er sich um die zu kurz Gekommenen und um die Kranken sorgte, die Starken aber in ihrer Sicherheit durch den Widerstand seines Wortes störte. Sie wurden das Gefühl nicht los, er könne in die Herzen der Menschen sehen. Sie spürten, dass Frieden von ihm auf die ausging, die ihn bekümmert oder suchend fragten. Sie er kannten, dass es in seiner Nähe war, als wäre man Gott nah, und dass von ihm eine bisher nie dagewesene Voll macht ausging, Menschen zu befreien von einer Besessenheit durch fremde Mächte (Mk 1,22.27). Er machte sich ganz durchscheinend für Gott selber.
Nach Ostern begriffen sie, dass Jesus sich beim Einzug in Jerusalem auf einem Esel reitend bewusst inszeniert hatte als der unpolitische König in Knechtsgestalt (Joh 12,16; 18,37). Er will der König sein, der in die tiefsten Tiefen mitgeht. Wer auf der Suche nach spiritueller Heimat ist, kann Herzensherberge bei diesem geheimnisvollen König „voll Rat, voll Tat, voll Gnad“ finden! Wenn wir ihn einfach weitgehend kennen lernen und auch lieben lernen, uns wie Schatzgräber ins Evangelium vertiefen, kann es sein, dass der Geist, der ihn erfüllte, auch auf uns überspringt. Dann wird die Art Jesu, von Gott zu denken und mit Menschen umzugehen, immer mehr auch unser Herz erfüllen. Amen.

24.12.2007: Heiligabend*
1. Timotheus 3,16

Kennen Sie Johannes Daniel Falk? Er ist der Verfasser des Weihnachtsliedes „O du fröhliche“. Er hat es geschrieben im Jahre 1816. Da gab es noch keine Weihnachtsmänner. Und die Tannenbäume hatten noch nicht alle deutschen Wohnzimmer und die Kirchen erobert. Auch Deutschland gab es noch nicht, jedenfalls noch nicht das Deutschland, das wir heute kennen.
Und den Wohlstand, in dem wir bei uns leben dürfen, gab es auch nicht. Aber natürlich gab es wohlhabende Menschen. Und vor allem Arme. Die einen, die sich einen Festbraten zu Weihnachten leisten konnten. Die anderen, die gar nichts hatten, nicht einmal eine warme Stube. Und soziale Kälte gab es. Und wenig soziale Einrichtungen, die den armen Menschen geholfen hätten.
Und die Menschen damals, vor 200 Jahren, die darf man sich so ähnlich vorstellen wie die Menschen heute. Kluge und weniger Kluge, Privilegierte und Benachteiligte, die einen, die ihren Ellenbogen gebrauchen können, die anderen, die im Abseits liegen bleiben. Natürlich ein anderes Bild der Gesellschaft: Fürsten, Bürger, Bauern und arme Leute.

Und was heute als Riss durch die Kontinente dieser Erde hindurch geht, das lief als Riss durch die damalige Gesellschaft. Reichtum und Armut lagen dicht nebeneinander, ererbte Pfründe auf der einen Seite und nicht einmal das Nötigste zu essen auf der anderen. Wer arm war, starb früher.
Die einen, die diesen Zustand einfach als gegeben hinnahmen oder als Nutznießer davon profitierten. Die anderen, wenige zunächst, die die Not zu lindern versuchten. Die gedacht haben mögen: Wie kann man Weihnachten feiern in der warmen Stube, wenn es andere gibt, denen es schlecht geht?
Johannes Daniel Falk war einer von ihnen. 1768 war er in Danzig geboren worden, als Sohn eines armen Perückenmachers. Als begabter Schüler konnte er studieren. Er stieg auf in die bessere Gesellschaft, wurde in Weimar 1798 Legationsrat des Herzogs. Er war unter anderem befreundet mit Goethe. Aber er sah auch die Not. Und diese Not wurde in und nach den napoleonischen Kriegen nur noch größer. Er sah die heimatlosen und verwaisten Kinder, denen er helfen wollte. Üblicherweise wurden Kinder, die verwahrlost herumliefen, weil sie keine Eltern hatten, aufgegriffen und ins Zuchthaus gesteckt.
Johannes Daniel Falk tat etwas anderes. Er sammelte die Kinder und brachte sie in frommen Familien unter. Und die er nicht unterbringen konnte, sammelte er gegen den Protest der Nachbarn in seinem Haus. Später, 1823, gründete er den „Lutherhof“ zur Erziehung verwahrloster Kinder.
Als er 1816 den Text für das Weihnachtslied „O du fröhliche“ schrieb, waren ihm in Folge einer Seuche bereits vier seiner eigenen fünf Kinder gestorben. Stattdessen hatte er fremde Kinder im Haus. Ihnen wollte er Heimat geben. Und für sie hat er dies Lied geschrieben. Die 1. Strophe davon singen wir heute noch. Die anderen zwei hat ein Schüler und Mitarbeiter später hinzugeschrieben.
Das also ist der Hintergrund dieses bekannten Weihnachtsliedes: Geschrieben, damit Kinder, die wenig Liebe in ihrem Leben erfahren haben und Not und Elend kennen gelernt haben, eine Ahnung davon bekommen, was Weihnachten bedeutet. Geschrieben aus dem Glauben, dass beides zusammengehört, eine Heimat und Geborgenheit hier auf der Erde und eine Heimat im Himmel. Geschrieben im deutlichen Bewusstsein, wie wenig von dem Frieden auf Erden bereits verwirklicht ist. Geschrieben aus der eigenen Erfahrung, wie wenig von der Ehre Gottes im Himmel hier unten auf Erden oft genug zu spüren ist.
Eben das ist ja der Hintergrund des Weihnachtsfestes, und er kommt in unseren Liedern deutlich genug zum Ausdruck: In diese Welt hinein, die fürwahr manches Schöne an sich hat, die aber auch erfüllt ist von Krieg, Not, Unglück und Terror, in die Kälte und Dunkelheit dieser Welt hinein wird die Weihnachtsbotschaft verkündet.
Johannes Daniel Falk hat dafür seine eigenen Worte gefunden: „Welt ging verloren“, und in diesen wenigen Worten ist der ganze Realismus damaliger und heutiger Erfahrungen mit aufgehoben. Das Weihnachtsfest ist also kein Fest für Phantasten, Träumer und Menschen, die einmal im Jahr auf ihrer sentimentalen Seite erwischt werden. Das Weihnachtsfest ist ein Fest für diese Welt mit ihrer Not und Dunkelheit. Darum also: „Welt ging verloren – Christ ist geboren.“
Und wohl *das* ist das Geheimnis und die Faszinationskraft dieses Festes, dass hier eben nicht die Wirklichkeit der Welt ausgeblendet wird. Die Weihnachtsgeschichte hat diese Welt nur zu deutlich im Blick: Ein besetztes Land, Soldaten, Menschen ohne Herberge, ein Kaiser, der Steuern erpressen will, ein Stall als Notunterkunft. In einer solchen Welt wird das Kind geboren.
Und für einen Moment, im Gesang der Engel, leuchtet ein überirdisches Licht auf, für einen Moment berühren sich Himmel und Erde. Man kann fragen, ob dieser Moment überhaupt wahrnehmbar war für andere außer denen, die davon berichten. Oder ob

das Licht nur mit den Augen des Herzens und die Stimmen nur mit den Ohren des Herzens vernehmbar waren. Aber sitzen wir nicht auch darum heute hier versammelt? Weil wir wenigsten jetzt, wenigstens hier, wenigstens heute auf diese Stimme hören wollen, die ins Herz spricht?
„Welt ging verloren, Christ ist geboren." – Mit der Geburt eines Kindes verwandelt sich diese Welt nicht in eine Märchenwelt. Aber nun ist eine andere Stimme mitten im Stimmengewirr dieser Welt lebendig. Missverstehbar, missdeutbar, überhörbar, missbrauchbar. Man muss sie nicht hören, wenn sie die Armen und die Sanftmütigen selig preist und die, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit. Man muss sie nicht wahrnehmen, wenn sie aufruft: Vertraut auf Gott und nicht auf den Mammon. Man kann sie belächeln, wenn sie vom Frieden spricht, der höher ist als alle Vernunft und stärker als die Gewalt. Man kann sie beiseite schieben, wenn sie ein Heil verheißt, das aus der Vergebung der Schuld erwächst, und ein Leben, das der Tod nicht zerstören kann.
Aber irgendetwas hat diese Stimme doch in uns angerührt. Ein Geheimnis, das sich nur dem Glauben erschließt. Aus der Urchristenheit stammt ein anderes Lied, wir haben es zu Beginn gehört. Es spricht von dem Geheimnis des Glaubens auf seine Weise:
Geoffenbart im Fleisch, gerechtfertigt im Geist, erschienen den Engeln, gepredigt den Heiden, geglaubt in der Welt, aufgenommen in die Herrlichkeit.
Auch dieses Lied spricht von Christus und davon, wie in ihm Himmel und Erde zusammen kommen. Darum ist es als Predigttext für den Heiligabend ausgewählt worden. In einem Kind ist Gott Mensch geworden. Das ist und bleibt ein Geheimnis.
Ein Geheimnis kann man nicht auflösen wie man ein Rätsel auflösen kann. Das Geheimnis des Glaubens ist also auch nicht ein biologisches Rätsel, wie denn ein ewiger Gott Mensch werden kann, sondern dass dieser eine Mensch das verbindliche Wort Gottes an die Menschen ist. Dass Gott Mensch wird, ist das Geheimnis Gottes und des Menschen.
Wieder findet das Weihnachtslied seine eigene Sprache dafür: „Christ ist erschienen, uns zu versühnen." Heute sind wir bereit, ein solches Lied zu singen. Aber trägt die Verkündigung der Weihnacht auch über den Tag hinaus? So mögen manche fragen. Oder bleibt es doch dabei, dass einmal im Jahr uns unsere Gefühle einholen. Und dann ist wieder alles beim alten?
Das Weihnachtslied von Johann Daniel Falk war ursprünglich nicht nur für dieses eine Fest bestimmt, es enthielt auch noch Strophen für Ostern und Pfingsten. Sie weisen über den Zauber dieser einen Nacht hinaus.
Unser Predigttext weist auch über Weihnachten hinaus:

- Geoffenbart im Fleisch – da ist nicht nur dieser eine Tag gemeint, sondern das ganze Leben. Und da ist der Kampf dieses Lebens gemeint, das bis zum Ende und über das Ende hinaus in Gottes Händen festgehalten bleibt, darum:
- Gerechtfertigt im Geist, aufgenommen in die Herrlichkeit. Da ist dieser Bogen vom Himmel zur Erde geschlagen. Da ist die Nachwirkung im Blick:
- Gepredigt den Heiden, geglaubt in der Welt.

Wenn das das Geheimnis der Weihnacht ist, und wenn das wahr ist: Gott ist Mensch geworden, wenn wir die Menschwerdung Gottes in Geschichten und Liedern feiern dürfen, dann hat dieses Fest auch mit unserer Menschlichkeit zu tun. Dann können wir die Menschwerdung Gottes nicht feiern, ohne die Menschwerdung des Menschen zu wollen.
Dann ist die Welt immer noch da mit ihren Dunkelheiten. Und wir sind immer noch da mit unseren Dunkelheiten, mit unserer Schuld, unserem Versagen, unserer Kleinmü-

tigkeit, unserer Kälte. Wenn wir aber die Menschwerdung Gottes feiern, dann dürfen wir uns der Menschwerdung des Menschen nicht verweigern.
Aber wenn Gott wirklich Mensch geworden ist, dann hat er sich auf die Seite der Menschen gestellt. Gott wird Mensch, damit wir Menschen werden, wie er sie haben will: Hoffnungsvolle, mutige, vertrauensvolle, liebevolle Menschen. Wo wir das als Aufgabe und Verheißung erkennen können, da hat die Weihnachtsbotschaft uns erreicht.
Wenn das die Wahrheit und das Geheimnis der Weihnachtsbotschaft ist, dass Gott Mensch geworden ist, dann können wir unmöglich Unmenschlichkeit bei uns und bei anderen hinnehmen, ohne dass uns wenigstens unbehaglich dabei wird. Dann können wir nicht zur Tagesordnung übergehen, wenn Menschen anderen Menschen Gewalt antun. Dann können wir nicht einfach als gegeben hinnehmen, dass die einen immer reicher und die anderen immer ärmer werden.
Dann können uns Entsolidarisierungsprozesse in unserer Gesellschaft mit dem Rückzug ins Private und der Ablehnung jeder Verantwortung für andere nicht gleichgültig sein. Dann kann es nicht sein, dass wir diesen ganz normalen Kampf um die Plätze an der Sonne für den Höhepunkt der Entwicklung zur Humanität halten.
Schließlich: Wenn Gott Mensch geworden ist, dann greifen alle Fragen nach dem Wohl des Menschen immer zu kurz, wenn eben dieser Mensch die Frage nach dem Heil vergessen hat oder vergessen will.
Dann hat jedenfalls Johannes Daniel Falk recht, wenn er beides tut: Verwahrlosten Kindern helfen, damit sie eine Heimat auf Erden haben, und Weihnachtslieder für sie dichten, damit sie an eine Heimat im Himmel glauben können.
Gott schenke uns beides: Er schenke uns, dass wir einstimmen können in die Botschaft der Weihnacht. Und wenn wir von hier fortgehen, so gebe er uns, dass wir das Geheimnis der Menschwerdung Gottes mitnehmen in unser Leben als die Verheißung der Menschwerdung des Menschen. „Welt ging verloren, Christ ist geboren. Freue dich, o Christenheit.“ Amen.

25.12.2007: 1. Weihnachtstag*
Galater 4,4-7

Um Weihnachten richtig feiern zu können, braucht man Kinder. Diese Meinung äußerte vor kurzem ein Zeitgenosse, als er von einem Reporter zum Thema „Weihnachten“ befragt wurde. Und ein anderer sagte: Man kann sich wohl nur als Kind so richtig über Weihnachten freuen.
Stimmt das? Ist Weihnachten ein Fest für Kinder? Vielleicht steckt hinter der Ansicht, dass zu Weihnachten unbedingt Kinder gehören, eine tiefere Wahrheit, als wir zunächst annehmen. Hören wir auf den Predigttext für das heutige Christfest; er steht im Brief des Apostels Paulus an die Galater, im 4. Kapitel (Textlesung).
Was wir da gehört haben, liebe Gemeinde, mutet erst einmal gar nicht weihnachtlich an. Da kommt kein Kind in der Krippe vor, keine Maria, die ihr Neugeborenes in Windeln wickelt, keine Hirten, keine Engel. Nur knappe, eher spröde Worte. Aber – diese Worte haben es in sich! Als die Zeit erfüllt war – so fängt es an.
Stellen Sie sich vor: Da strömt die Zeit dahin wie ein Fluss, tagaus, tagein, und von Jahr zu Jahr ergießt der Strom seine Wasser in ein riesiges Staubecken, immerzu, unaufhaltsam. Es scheint immer so weiterzugehen. Doch mit einem Mal ist das Becken voll und die Fluten ergießen sich über die Ufer. Die Zeit ist erfüllt!
Die Zeitenwende ist da! Gottes Stunde hat geschlagen! Erfüllte Zeit – Gottes Ankunft in der Menschenwelt – wir wissen es und doch ist es immer wieder zum Staunen: Wir wissen, dass sich diese Ankunft, dieses völlig Neue, Umwälzende ganz anders ereignet hat, als menschliche Vorstellungskraft es erwartet hätte.

Paulus beschreibt das Geschehen schlicht und knapp: Gott sandte seinen Sohn – geboren von einer Frau – eine Geburt ist kein wundersames, außergewöhnliches Ereignis, sondern ein ganz und gar natürliches Geschehen. Ein Geschehen, bei dem es auch nicht besonders romantisch oder lieblich zugeht; das mit Schmerzen und Tränen verbunden ist und oft genug knapp am Tod vorbei geht. Geboren von einer Frau – das heißt: ein Mensch wie alle Menschen, ein Kind wie alle Kinder – und doch: Mit dieser Geburt, sagt Paulus, sandte Gott seinen Sohn. In diesem Kind ist Gott selbst anwesend, leibhaft gegenwärtig.
In wenigen Worten fasst Paulus die beiden gewaltigen Gegensätze zusammen: Gott sandte seinen Sohn – geboren von einer Frau. Da ist beides ganz dicht beieinander: Gottes Herrlichkeit und arme Menschlichkeit, Licht und Dunkel, Glanz und Not.
Diese Gegensätze sind in der Person Jesu untrennbar miteinander verbunden. Gott hat sich in ihm ganz und gar auf unser menschliches Dasein eingelassen. Deshalb ist das Christentum auch keine über der Welt schwebende Religion, die sich nur mit himmlischen Dingen oder mit dem Jenseits beschäftigt. Im Gegenteil: Uns Christen geht diese Welt etwas an, gehen die Menschen etwas an, gehen auch politische und wirtschaftliche Strukturen etwas an: weil Gott Mensch geworden ist, weil er sich eingelassen hat auf unsere Welt und sie ihm nicht gleichgültig ist, bis heute nicht.
Gott ist Mensch geworden. Er war sich nicht zu schade, diesen Weg zu gehen. Und die Erfahrungen des Jesus von Nazareth waren sehr menschliche Erfahrungen. Verfolgung, Flucht und Heimatlosigkeit lernt er schon als kleines Kind kennen. Als Mann sieht er sich der Liebe und dem Hass von Menschen ausgesetzt, auch der Gleichgültigkeit. Er findet Freunde, aber auch bittere Feinde, wird bejubelt und abgelehnt. Als Mensch erlebt er auch Anfechtung und Gottesfeme – aber er hält an Gott fest. Er wird verraten, gefoltert, auf grausame Art getötet.
Wozu das alles? Was ist der Sinn, das Ziel der Sendung des Gottessohnes in unsere Welt?
Paulus schreibt: Als aber die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einer Frau und unter das Gesetz getan, damit er die, die unter dem Gesetz waren, erlöste, damit wir die Kindschaft empfingen. Und dann ruft Paulus jedem einzelnen zu: So bist du nun nicht mehr Knecht, sondern Kind; wenn aber Kind, dann auch Erbe durch Gott!
Nicht mehr Knecht, sondern Kind. „Knecht“ ist für Paulus der Inbegriff für den unfreien, abhängigen Menschen. Knechte oder Sklaven gibt es bei uns nicht mehr. Aber Abhängigkeit und Unfreiheit, das kennen und erleben wir – bei uns selber und bei anderen.
Für den einen wird sein Körper zum Schicksal. Er erlebt sich als unansehnlich, krank oder behindert und fühlt sich wertlos. Sein ganzes Leben wird von dieser Sicht, wie von einem inneren Zwang, geprägt und bestimmt. Eine andere fühlt sich bedrückt und völlig eingeengt, weil eine Wahrsagerin ihr Schlimmes für die Zukunft prophezeit hat. Der nächste plagt sich mit seiner Abhängigkeit vom Alkohol oder von Medikamenten, fühlt sich unfrei, ohnmächtig, geknechtet.
Es sind aber nicht nur ein paar einzelne Menschen, auf die das paulinische Bild vom „Knecht“ zutrifft. Im Grunde gilt es für den Menschen, die Menschheit überhaupt. Überall und zu allen Zeiten haben Menschen sich inneren und äußeren Zwängen und Gesetzlichkeiten unterworfen und tun es bis heute. Als aber die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, damit er die, die unter dem Gesetz waren, erlöste!
Mitten hinein in die geknechtete Welt sendet Gott seinen Sohn. Und dieser Sohn will die Menschen, will uns frei machen. Frei von allen falschen Bindungen. Frei von allem, was abhängig macht und zerstört. Unsere Zwänge und Ängste, unsere Minderwertigkeitskomplexe und unsere Schuld – wir können sie abladen bei ihm. Er hat uns

erlöst, losgekauft, mit seinem Leben und mit seinem Sterben. Er will, dass wir freie Menschen sind, die aufrecht und ohne Furcht ihre Wege gehen und die auch den Blick frei haben für die Menschen neben sich. Mit der Geburt Jesu hat der Prozess unserer Befreiung begonnen!
So bist du nun nicht mehr Knecht, sondern Kind. Die Kindschaft ist für den Apostel der Gegensatz zum knechtischen Dasein, ist Inbegriff für freies Leben. Nun ist ein Kind zwar gebunden an seine Eltern. Aber das ist – oder sollte es zumindest sein – eine freie Beziehung in Liebe. Gute Eltern können ihr Kind, wenn es erwachsen wird, loslassen. Sie halten es nicht in Abhängigkeit. Das Kind weiß dann: Ich bin frei, selbst verantwortlich für mein Leben – aber ich kann jederzeit kommen zu Vater und Mutter, ich bin willkommen, ich bin geliebt. Ich habe hier als Sohn oder Tochter ein Heimatrecht. Paulus sagt: So selbstverständlich und voll Vertrauen wie eine gute Eltern-Kind-Beziehung, so ist auch die Beziehung eines durch Christus befreiten Menschen zu Gott.
Liebe Gemeinde, unser Gott ist kein in der Ferne thronender Herrscher, kein unberechenbarer Diktator und auch keine gleich-gültige Schicksalsmacht. Nein, zu unserem Gott dürfen wir kommen wie Kinder. Voller Vertrauen dürfen wir ihn anrufen, so wie es auch Jesus getan hat, mit dem zärtlichen Ausdruck „Abba“. „Abba“ – vergleichbar unserem „Papa“.
Abba – lieber Vater – so dürfen wir unseren Gott anreden! So selbstverständlich, so vertrauensvoll und in der Gewissheit, dass er uns hört!
Liebe Gemeinde, um Weihnachten richtig feiern zu können, braucht man Kinder. Dieser Satz stimmt! Weihnachten, das ist ein Fest für Kinder, für Kinder Gottes. Und das sind wir, Kleine und Große, Junge und Alte. Das Kommen des Sohnes, der unser Bruder geworden ist, hat uns zu Söhnen und Töchtern Gottes gemacht! Grund genug für uns alle zur Freude und zu frohem, dankbaren Feiern! Amen.

Anhang: 16.12.1969: Weihnachtsfeier des Reichsbundes, Ortsgruppe Leck
Ansprache von Helmut Godzik

Vom Himmel in die tiefsten Klüfte
ein milder Stern herniederlacht;
vom Tannenwalde steigen Düfte
und hauchen durch die Winterlüfte,
und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken,
das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchenglocken
mich lieblich heimatlich verlocken
in märchenstille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
anbetend, staunend muß ich stehn;
es sinkt, auf meine Augenlider
ein goldner Kindertraum hernieder,
ich fühl’s, ein Wunder ist geschehn.

Diese Verse, meine Damen und Herren, die Theodor Storm geschrieben hat, sollten am Anfang meiner kleinen Ansprache stehen, weil sie die ganze Wärme der Weihnachtszeit so trefflich wiedergibt.

Obwohl ich kein Mitglied des Reichsbundes bin, weiß ich doch um seine Ziele und Aufgaben und das Symbol des Reichsbundes – die Opferschale mit der ewigen Flamme – durfte ich vor ein paar Monaten einmal auf ein großes Transparent malen und deshalb kenne ich dieses Symbol nur zu gut. Und wenn heute viele Kerzen auf Ihren Tischen brennen, so ist die Brücke geschlagen zwischen den Symbolen des selbstlosen Opfers, denn die Kerze leuchtet, indem sie sich selber verzehrt.
Sehen Sie, ich stamme aus einer Ecke unseres Vaterlands, wo es heiße Sommer und eiskalte Winter gibt, Jahr um Jahr. Wie oft gingen wir einst am Heiligabend durch die harten kalten Straßen zur Christnacht, wir Kinder, mein Bruder und ich, dazu Mutter und Großmutter, Vater war nicht dabei, denn der lag seit 1916 in einem Soldatengrab an der Somme. Die Abende rochen immer nach Schnee, und wie oft kamen wir nach der Christnacht aus der Kirche, und da war die graue Stadt wie verzaubert, denn es hatte indessen tüchtig geschneit. Die ganze Stadt war mit einem Mal schneeweiß und ganz still, denn der Schnee dämpfte jeden Laut. Ja, weiße Weihnachten, da war die Weihnachtsfreude vollkommen. Wir gingen am Heiligabend immer sehr früh zur Kirche, um in *der* Bank sitzen zu können, an deren Seite sich ein riesengroßes holzgeschnitztes Kriegerdenkmal erhob. Da stand auch der Name unseres Vaters drauf. So waren wir getrennt und doch zusammen. In der Pauluskirche zu Breslau erhebt sich kein Streit mehr, ob Kriegerdenkmäler in die Kirche gehören oder nicht. Denn diese wunderbare Kirche wurde in den ersten Tagen des Jahres 1945 dem Erdboden gleichgemacht, weil das braune Gesetz es so befahl.
Aber ich wollte ja etwas ganz anderes erzählen. In der Kirche meiner Heimat, 1400 Menschen fanden darin Platz, stand am Heiligabend eine riesige Tanne am Altar und davor als Transparent eine mannshohe Krippe, dreiteilig wie ein kleines Altarbild für sich. Links knieten die Hirten, rechts diie Weisen aus dem Morgenland, und in der Mitte befand sich die heilige Familie, mit Josef, dem Zimmermann, der Jungfrau Maria, und dem Kind in der Krippe. Dieses Bild hat mich viele viele Jahre verfolgt, und in den Jahren nach dem unseligen Kriege – ich war damals 30 Jahre alt – habe ich etwa 10 Jahre lang Jahr um Jahr eine neue Krippe gebaut, modelliert oder auch nur gezeichnet. Viele Tage vor dem Fest habe ich stets darauf verwandt. Ich erinnere mich daran noch recht gut. In den ersten Jahren nach dem Kriege, als ich eine eingefärbte Uniform mit zivilen Knöpfen als Alltags- und Sonntagsanzug trug, galt meine ganze Liebe beim Bauen der Krippe den Hirten. Ich hatte so gar keine Mühe, ihre armseligen Gewänder zu gestalten. Und auch mit den Kühen und Schafen in Bethlehems Stall befaßte ich mich ein wenig länger, daran muß wohl der ewige Hunger und das leere Gefühl im Magen Schuld gehabt haben.
In den fünfziger Jahren waren es eigenartiger Weise die 3 Könige, deren Gewänder und goldener Schmuck meine Fantasie fesselten, und der Gegensatz zu den armen Hirten wurde von Jahr zu Jahr krasser.
Ja, und die heilige Familie erfuhr in meinen Krippen eine stete Wandlung. Ich sagte es schon, ich war 30 Jahre alt, als ich das Krippenbauen begann. In den ersten Krippen war Josef ein junger blühender Mann, so ein rechter Altersgenosse zu Maria, dem jungen Weibe. Ich wollte es einfach nicht wahr haben, daß Josef ein alter Mann war. Aber während *ich* von Krippe zu Krippe *ein* Jahr älter wurde, wurde der Josef meiner Krippen viel viel schneller ein alter ergrauter Mann. Maria dagegen war all die Jahre hindurch jung und lieblich geblieben, ich habe auch den Heiligenschein in keinem Jahre vergessen, bei ihr und dem Kinde nicht, und ich kann heute besser denn je – allen Gegenströmungen zum Trotz – jene schlichten Menschen verstehen, die da bekennen: Geboren von der Jungfrau Maria ...

Vor etwa 10 Jahren habe ich die letzte der vielen Krippen gebaut. Seitdem steht von Jahr zu Jahr der gleiche Stall aus Haselnußzweigen und dem Dach aus natürlichem Stroh, mit dem alten Josef und der lieblichen Maria, dazu das Kind in der Krippe, unter dem Tannenbaum. Zu neuen Krippen habe ich mich einfach nicht mehr aufraffen können. Wann sollte ich auch die Zeit dazu finden, da sich die aktuellen Programme im Fernsehen selbst in der Weihnachtszeit geradezu überbieten und ich Lecker Bürger geworden bin und mich den vielen amtlichen und ehrenamtlichen Gemeinschaftsaufgeben nicht mehr so recht entziehen kann. Nun hoffe, besser gesagt: baue ich auf meine 3 großen Kinder, daß sie sich demnächst an den Bau der Krippen heranmachen. Vielleicht baue ich da ein wenig auf Sand, denn ist denn der Stall von Bethlehem überhaupt noch der Mittelpunkt der Weihnacht? Es gibt da Stachelschweine in unserer Gesellschaft, die können sich über das verdammte deutsche Gemüt nicht lustig genug machen, und ich habe es mit eigenen Augen gesehen: Es wurde viel Beifall geklatscht. Also wird es schwerfallen, die eigenen Kinder zur Arbeit an der Krippe anzuhalten.
Ich habe mir noch eine andere Sendung angesehen: Sie lautete „Ausblick auf das Jahr 2000“. Es wird – wenn *der* Ausblick Wahrheit werden sollte – dann Städte geben mit 500 Millionen (ja Sie haben richtig gehört!) mit 500 Millionen Menschen. Im 50. Stockwerk (vielleicht ist es ja das 1. Stockwerk, wenn erst die Häuser im Aether *hängen* werden) soll die Luft besonders rein sein. Eine Netzkarte zum Mond wird zu den Selbstverständlichkeiten des Alltags gehören. Das Wetter werden künftig wir bestimmen, und da geht es dann wohl schon los: Wie sehr habe ich die weißen Weinnachten am Eingang meiner Ansprache gepriesen, was aber, wenn die gut demokratische Mehrheit dies als typisch deutschen Kitsch bezeichnet und die Stachelschweine das Wetter am Heiligabend bestimmen? Kinder aus der Retorte mit besten Anlagen – im Jahre 2000 eine Kleinigkeit. Du warst krank? Ich höre wohl nicht gut, wird man um die Jahrhundertwende sagen.
Wer aber sorgt für all diesen Fortschritt? Sind wir’s? Ja und nein. Zunächst einmal sind es die Weisen unserer Zeit, Weise aus dem Morgenland, Weise aus dem Abendland und Weise aus dem Lande der ungeahnten Möglichkeiten. *Wir* werden ihren Forscherdrang nicht bremsen, aber sollten wir sie nicht Tag um Tag inständig bitten, über dem Geist die Seele nicht zu vernachlässigen, denn es könnte wohl sein, daß ihre Hochrechnung letzten Endes so aufgeht, daß selbst der letzte Mensch auf der Strecke bleibt.
Und deshalb meine ich, daß die Weisen unserer Zeit sich wieder in Demut aufmachen sollten – wie weiland zu Bethlehem – und ich bin sicher, sie werden den Mond und die Venus, den Mars und den Saturn erobern, dennoch aber den einen Stern nicht übersehen, der über den Weihnachtskrippen in aller Welt steht.
In 8 Tagen werden auch in Ihren Häusern und Stuben Weinnachtslieder erklingen, wird die helle Kinderfreude zu hören und sehen sein, heute schon verbreiten die Kerzen des Advents jenen zauberhaften Glanz, der nun einmal zur Weihnacht gehört, und mögen sie uns verhöhnen und verlachen, die so eingebildet Unsentimentalen, wir, die wir das Leben und das Leid, den Verzicht und das Opfer kennen, wissen ein wenig um das Geheimnis der Stillen Heiligen Nacht. …
Ich wünsche Ihnen allen von Herzen gesegnete Weihnachten. H.G.